

DIE FACKEL

Nr. 668 - 675

DEZEMBER 1924

XXVI. JAHR

Was Herr Castiglioni umsonst erhalten konnte

Gesprochen am 19. Oktober

Wie erinnerlich, ist Camillo Castiglioni im Sommer vergangenen Jahres vom Präsidenten Masaryk empfangen worden und auf Schloß Lana zu Gast gewesen. Einzelne tschechische Blätter hatten nun in den letzten Tagen im Zusammenhang mit den vielen Meldungen, die über Castiglioni kursierten, das Gerücht verzeichnet, Castiglioni habe für die Vermittlung dieser Audienz mehrere Millionen bezahlt. Dem gegenüber veröffentlicht die Kanzlei des Präsidenten heute folgende Erklärung:

»Die Kanzlei des Präsidenten kann nicht jede Pressenachricht richtig stellen, die unsinnig ist oder bei der das Tendenziöse jedem Einsichtigen klar sein muß. Castiglioni wurde vom Präsidenten der Republik empfangen, ebenso wie eine Reihe anderer einheimischer und ausländischer Volkswirtschaftler. Wir müssen dafür dankbar sein, daß wir einen Präsidenten haben, der es versucht, sich auch durch persönliche Bekanntschaft mit Männern, die mächtig in die öffentlichen Angelegenheiten eingreifen, zu informieren. Das persönliche Kennenlernen dieser Menschen ist für die Politik von der größten Bedeutung. Die Mitteilung von dieser Audienz ist ebenso wie dies bei allen übrigen der Fall ist, am 18. Juli 1923 amtlich der Presse zur Verfügung gestellt worden. Es bestand somit keine Absicht, irgend etwas zu verschweigen. Kein vernünftiger Mensch wird glauben, daß Castiglioni für etwas, das er umsonst erhalten konnte, Millionen bezahlt hätte. Damit fallen alle Gerüchte zusammen, die an das Zustandekommen dieser Audienz geknüpft worden sind.«

Gewiß hat es kein vernünftiger Mensch geglaubt und es liegt klarer Weise einer der tausend Fälle vor, in denen sich jene nachrevolutionäre Geistesverfassung des mitteleuropäischen Bürgertums zu erkennen gibt, die sich der während des Kriegs beobachteten würdig anreihet und die man wie diese mit Recht »Mentalität« nennt. Jedes Spießehirn lebte und lebt der durch keinen

noch so lückenlosen Gegenbeweis, durch keinen noch so eindeutigen moralischen Sachverhalt zu erschütternden Überzeugung, daß, wo der Kaiser sein Recht verloren hat, nichts ist als Korruption, daß der Zugang zu jeglicher Amtlichkeit der Republik ein Sperrgeld kostet, daß jede Regierungshandlung der neuen Macht ein Versuch ministerieller Bereicherung ist, daß dem Seitz der Heinrichshof gehört und, wenn ein Masaryk Herrn Castiglioni empfängt, daß da nicht das Problem der sittlichen Persönlichkeit im Zwange der Staatsinteressen gegeben sei, sondern die Wahrscheinlichkeit der staatlichen oder gar der persönlichen Bestechung. Die unzähligen Versionen, die in solcher und ähnlicher Richtung seit den Umsturztagen verbreitet wurden, haben eine gesellschaftliche Atmosphäre geschaffen, in der es geradezu als ein Wunder erscheint, daß die giftigen Idioten, die aus ihrem ureigensten Gesinnungsdrück heraus die leibhaftige Niedertracht als das Opfer der Selbstlosigkeit produzierten, unerschlagen geblieben sind. Zumal in Böhmen hat die knirschende Wut einer um die Privilegien ihrer Engherzigkeit gebrachten Kaste Exzesse der Verleumdung gezeitigt, welche nur dem Mitleid mit einer Geistigkeit geringfügig erscheinen konnten, der eben noch die Beweggründe der eigenen Moral zu Erklärung weltgeschichtlichen Umschwungs erreichbar sind. Daß ein Mann wie Masaryk genötigt ist, eine solche Erklärung zu erlassen, zeigt, welche gesellschaftliche Lumpengesinnung dort noch immer die Macht hat, den ihrer würdigen journalistischen Ausdruck zu finden.

Trotzdem muß gesagt werden, daß die Stilisierung dieser erklärenden Note nicht das Glück hat, auch dem Bedauern über die Tatsache der »Audienz« des Herrn Castiglioni entgegenzuwirken. Ohne Zweifel ist es Recht, Pflicht und vielleicht gar hübsch von einem großen Herrn, selbst den Castiglioni zu empfangen. Immerhin aber könnte sich die Reihe

der einheimischen und ausländischen »Volkswirtschaftler« gegen die Komplettierung mit dem gleichen Rechte wehren, mit dem etwa Kriminalisten bestreiten würden, daß das berechnete Interesse, einen großen Einbrecher kennen zu lernen, eine Anerkennung ihrer Wissenschaft bedeute. Wie doch wohl auch bei aller Möglichkeit, mit Haiischen Ressortfragen zu erörtern, die Auffassung nicht gut platzgreifen könnte, daß sie von der Marine seien. So mächtig sie in die öffentlichen Angelegenheiten eingreifen, so müßte doch die Ohnmacht des Staates, in ihre Angelegenheiten einzugreifen, nicht so sehr als Selbstverständlichkeit wie als tragischer Umstand gefühlt werden und die Repräsentanten dieser Ohnmacht weniger mit Respekt als mit Schauer erfüllen. Rechtunglücklich ist die Folgerung, es habe keine Absicht bestanden, irgend etwas zu verschweigen, aus der Tatsache, daß die Mitteilung dieser Audienz »ebenso wie dies bei allen übrigen der Fall ist«, amtlich der Presse zur Verfügung gestellt wurde. Nicht die Audienz, sondern ihre Hintergründe wären verschwiegen worden, wenn es solche gegeben hätte, ja in diesem Falle hätte doch wohl gerade die Publizierung der Audienz eine Bedingung des Audienzwerbers gebildet. Keinesfalls könnte die Tatsache, daß aus dem Empfang kein Hehl gemacht wurde, einen Beweis für die Sauberkeit seines Zustandekommens abgeben. Auch Herr Castiglioni mag Wert darauf legen, den Präsidenten der tschechoslowakischen Republik persönlich kennen zu lernen — er hätte aber viel weniger davon, wenn es nicht gemeldet würde. Nicht über alle Empfänge wird ohneweiters der Presse eine Mitteilung zur Verfügung gestellt und wenn, wie mir bekannt, die Präsidialkanzlei an einen Geladenen die Frage stellt, ob ihm die offizielle Bekanntmachung genehm sei oder nicht, so tut sie dies gewiß mehr mit Rücksicht auf die Eigenart des Besuchers als wegen des Bedenkens,

daß dem Empfang ein unlauterer Beweggrund unterschoben werden könnte. Wohl hätte die Audienz des Herrn Castiglioni ex officio verschwiegen werden sollen, weil sie als solche ja bedenklich genug ist. Aber die Frage nach seinen Wünschen betreffs der Publizierung, die an ihn wohl nicht gestellt wurde, hätte er sicherlich nicht ablehnend beantwortet, und wäre die Publizierung in jenem Moment nachträglicher Besinnung, da die vollbrachte Tat ein anderes Antlitz zeigt, unterblieben, der Besucher hätte nicht um Millionen, die man ihm geboten hätte, darauf verzichtet, für publizistischen Ersatz in weitestem Umfang zu sorgen. Allein selbst dieser Freimut, die Tatsache der Audienz zu bekennen, wäre kein Beweis gegen die Absicht gewesen, »irgend etwas zu verschweigen«, nämlich das, was jene entwertet hätte.

Hingegen wäre ferner zu sagen, daß, so einleuchtend der Schluß ist, einer werde doch nicht für etwas Millionen bezahlen, »das er umsonst erhalten konnte«, doch auch das Bedauern vorhanden bleibt, daß er es umsonst erhalten konnte. Es wäre zum Beispiel gar nicht übel gewesen, den Dank für ein Erlebnis, das nebst dem ehrenhaften Informationsdrang des Staatsoberhauptes auch leider dem Ansehen des Herrn Castiglioni geholfen hat, vor aller sehenden Öffentlichkeit die tschechischen Kriegsblinden ernten zu lassen. Schließlich wäre aber noch auf eine Lücke der amtlichen Erklärung hinzuweisen, indem sie unerwähnt läßt, was eigentlich Herr Castiglioni vom Präsidenten Masaryk umsonst erhalten hat, und hier wäre zu erinnern, daß ein persönliches Kennenlernen der Erscheinungen, die es in der heutigen Welt gibt, so nützlich und notwendig es dem Staatsmann erscheinen mag, doch nicht unbedingt zu einem »Lunch« ausarten muß und daß ein solcher keineswegs zu jenen Gaben gehört, welche mächtig in die öffentlichen Angelegenheiten eingreifende Männer umsonst erhalten können. Die Erklärung,

die sich damit begnügt, eine »Audienz« zu rechtfertigen, verletzt die Pflichten einmal erwiesener Gastfreundschaft, indem sie sie vergessen machen will. Sie widerlegt die törichte Infamie, daß der Zutritt zu einer der wenigen sittlichen Gestalten der Kriegs- und Nachkriegswelt zu erkaufen sei, sie beseitigt aber nicht das Unbehagen einer Vorstellung, daß ein solcher Mann, für dessen Gesundheit die Nation mit Recht besorgt ist, an einem Tisch mit Herrn Castiglioni zu Mittag gespeist hat. Die Umgebung des Präsidenten, die es unterlassen hatte, ihn, den das Streben ehrt, sich zu informieren, ihrerseits auch über die Grenze zu informieren, bis zu der die Befriedigung solchen Strebens noch möglich ist, sie hat es gleichermaßen unterlassen, den von ihr verschuldeten Mißgriff zu bekennen. Als mich die Nachricht von der Einladung des Herrn Castiglioni zum Lunch bei Masaryk zu einer Absage zwang, wiewohl ich mir doch des ehrenvollen Unterschieds bewußt war, daß es ihm genügt hatte, mich persönlich kennen zu lernen, und daß es in meinem Fall weder nötig würde, einen Lunch zu melden noch zu verschweigen, da wollte ich nicht den ehrwürdigen Mann, sondern ein republikanisches Zeremoniell treffen, das, wie in den tschechischen Belangen militärischer und jagdlicher Aufmachung mit dem Inhalt der Persönlichkeit unvereinbar, noch den Umriß der Staatsfigur verzerrt. Daß Herr Castiglioni etwas umsonst erhalten hat, konnte nur der böseste Wille bezweifeln. Aber der beste muß bedauern, daß er umsonst erhalten hat, was er mit Millionen hätte bezahlen müssen, und daß er erhalten konnte, was nicht mit Millionen zu bezahlen war.

Höher gehts nimmer

Gesprochen am 17. November

»Der Zusammenbruch der Nordisch-österreichischen Bank, dieses Unternehmens, das die Bezeichnung Bank führte, aber von wirklichen und reellen Bankgeschäften meilenweit entfernt war, hat mit Recht viel Staub aufgewirbelt. Man fragt sich, wie diese Gründung geschehen konnte, wie es möglich war, daß die Behörden so lange zusahen. — «

»— — Freilich, die Dummen werden nicht alle und es finden sich immer wieder und wieder traurige Existenzen, die durch den Gimpelfang ihr Schicksal verbessern wollen und denen Betörung und Überlistung die Mittel bieten, sich ein behagliches und oft luxuriöses Dasein zu sichern. Der Schwindel kann sich allerdings nicht lange behaupten und das Lügengebäude bricht meistens rasch zusammen. Dabei fehlt es natürlich nicht an Opfern, die unschuldig in das Verhängnis geraten sind und die den Verlust ihres Vermögens zu beklagen haben. Unter den Unglücklichen findet man bisweilen sogar verdiente Männer, die früher in hervorragenden Stellungen gewirkt haben und die durch Leichtgläubigkeit, durch Familienverbindungen oder durch Unvorsichtigkeit ins Verderben gezogen worden sind.«

Sagt die ‚Neue Freie Presse‘, von der die ‚Arbeiter-Zeitung‘ behaupten konnte:

Unter den Gläubigern der Bank figurirt die ‚Neue Freie Presse‘ mit 120 Millionen Kronen.

War sie unter den Leichtgläubigen, unter den Dummen, die nicht alle werden? Nein, unter den traurigen Existenzen, die durch Betörung und Überlistung, durch den Gimpelfang ihr Schicksal verbessern wollen, ja durch Inserate und bezahlte redaktionelle Notizen den Gimpelfang erst ermöglicht haben. Unter den Architekten des Lügengebäudes. Der Erfolg war aber so gering, der Schwindel so offenbar, das Gebäude so baufällig, daß sie sich nun selbst unter den Opfern, den Betrogenen, den Obdachlosen befindet.

»Die Nordisch-Österreichische Bank gehört zu jenen Kreditinstituten, die im Jahre 1923 eine besonders rege Entwicklung genommen haben. Diese Tatsache ist nicht zuletzt auf das Vertrauen zurückzuführen, welches man der Bank wegen ihrer anerkannt konservativen Leitung entgegenbringt. — ◀

Hatte die ‚Reichspost‘ geschrieben, die heute die Verwaltungsratsmitglieder beklagt,

die ihre Leichtgläubigkeit und ihre Unerfahrenheit mit dem Bankgeschäft nun zumeist mit ihrem ganzen Vermögen büßen müssen.

Wie viel hatte die ‚Reichspost‘ von den anderthalb Milliarden bekommen, die nach Angabe der ‚Arbeiter-Zeitung‘ von der Nordisch-Österreichischen Bank in neun Monaten an jüdische und arische Zeitungen bezahlt wurden? Und wie viel das Neue Wiener Journal:

»Ein junges Finanzinstitut, das sich rasch entwickelt hat, begeht seinen ersten Geburtstag: die Nordisch-Österreichische Bank hält ihre Generalversammlung ab und legt Rechenschaft über ihr erstes Geschäftsjahr . . .

Die als sehr solid und konservativ gerühmte Leitung des Instituts hat nicht nur die Kunst, Geschäfte zu machen, verstanden, sondern auch die viel schwierigere: Geschäften auszuweichen. Es wäre begreiflich gewesen, wenn in der wüsten Spekulationsperiode der jüngstvergangenen Zeit gerade eine junge Bank es nicht vermocht hätte, ihren Tatendrang zu zügeln. Aber die Führer der Nordisch-Österreichischen haben gerade durch weise Selbstbeschränkung ihre Meisterschaft erwiesen. — Die Folgezeit hat ihnen bekanntlich recht gegeben; und wenn das Institut heute so fest und sicher dasteht, ist das vor allem jener konservativen Besonnenheit zu danken, die lieber zehn Geschäfte ausließ, ehe sie ein unsolides machte. — ◀

Die volle Wahrheit sagt wie immer die ‚Stunde‘, wenn sie zu Mittag kein Gold mehr im Munde hat:

» — in dem Fall, den wir nachstehend schildern, holte sich das englische Kapital die Lehre, daß man in Österreich mit offizieller Hilfe des Finanzministeriums in der unerhörtesten Weise hereingelegt und betrogen werden kann, wenn man die löbliche Absicht hat, hierzulande Kapitalien »anzulegen«. Die Sonntagsblätter haben bereits ausführlich berichtet, daß die Nordisch-Öster-

reichische Bank, eine Gründung christlich-monarchistischer Kreise, zusammengebrochen sei und genötigt war, die Zahlungen einzustellen. Die Nachricht kam nicht überraschend, zumal man von den Schwierigkeiten der Bank seit Wochen Kenntnis hatte; man hoffte aber, daß die Verhandlungen mit einer englischen Gruppe, die sich nach den Informationen der Bankleitung ernstlich für die Majorität interessierte, zu einem Ergebnis führen werden. Uns selbst wurde noch am Samstag die Auskunft erteilt, daß die englische Gruppe die Majorität bereits erworben habe; es handle sich jetzt nur mehr um die Flüssigmachung der zur Sanierung und Weiterführung der Bank notwendigen Beträge. Von der Absicht geleitet, jede Sanierungsbestrebung notleidend gewordener Banken zu unterstützen, haben wir von den Schwierigkeiten der Nordisch-Österreichischen Bank zunächst keine Notiz genommen.

Wohl aber das Inserat. Bis zur Stunde des nicht mehr zu verbergenden Krachs. Und an der Front des Blattes, wo die Gedenktage des Kriegsverbrechens illustriert erschienen und unten die Telephon-Nummern der Hyänen angegeben waren.

— — eine faule und am Tage der offiziellen Empfehlung bereits fallite christlich-monarchistische Bank. Erfolgt nicht sofort eine Aufklärung dieses Falles, dann müßten Ausländer den Eindruck gewinnen, daß sich in Österreich der Bankenbetrug der Unterstützung und Förderung des Finanzministeriums erfreut.

Sagt also die ‚Stunde‘, von der die ‚Arbeiter-Zeitung‘ behaupten konnte:

Dem Kronos-Verlag des Herrn Bekessy (‚Stunde‘ und ‚Börse‘) gelang es noch buchstäblich in der letzten Stunde vor Bekanntwerden des Krachs 50 Millionen zu erpressen, den Restbetrag von rund 900 Millionen wird er bei den Engländern einkassieren müssen.

Die Polizei hat in der Mitteilung über die Verhaftung des »Generaldirektors«, jenes ehemaligen Feldwebels, dessen Pfeifendeckel die geldhappigen Generale wurden, gesagt, es sei festgestellt, daß er

die gesamten Einlagen der Kommittenten zum Ausbau und zur luxuriösen Ausstattung der Banklokalitäten, zu einer kostspieligen Zeitungsreklame verwendete — —.

Nur in einem Staat, der von der Selbstverachtung seiner Autorität, vom Gesetzesbruch in eigener Regie lebt und dessen nominelle Regierung einer täglich schamloseren Diktatur der Presse unterworfen ist, sind diese Dinge möglich und ist der freche Hohn der Betrüger über die Dummen, die nicht alle werden, imstande, die Staatsgewalt so zu bannen, daß sie nicht einmal den Mut findet, jenes Preßgesetz anzuwenden, das die Aufnahme bezahlter Meinung verbietet, geschweige denn das Strafgesetz gegen einen Schulfall von Mithilfe am Betrug. Die einzige Genugtuung bleibt, daß die nachträgliche publizistische Wahrheit über eine Gaunerbank den Schaden der Mitgauner enthüllt, daß sich die Betrugshelfer unter den Gläubigern befinden und daß mit einem Wort, einem von Nestroy, auch diese Sorte Mensch der großen Nemesis in die Hände arbeitet, daß sie nie den Kredit der Gerechtigkeit verliert, den die kleine irdische ja längst verloren hat.

Glossen

Auf Papier ist doch alles möglich

sogar, daß in der ersten Spalte der Satz steht:

» — Ich verstehe es, daß die Tatsache, daß eine krankhaft veranlagte Frau zu 6 Jahren Kerker verurteilt wurde, während die Leute, die ihre krankhafte Veranlagung ausgenützt haben, frei herumlaufen, Befremden erregen kann. Ob da etwas hinter den Kulissen mitgespielt hat, kann ich nicht sagen.«

Und der es nicht sagen kann, ist der Mann, der das skandalöse Urteil nach geheimer Verhandlung gefällt hat, Herr Habietinek. Dem infolgedessen der ‚Abend‘, als Dank dafür, daß er ihm die erste Spalte füllte, das Lob spendet:

Es ist anzuerkennen, daß Hofrat Habietinek so aufrichtig spricht. Er, der immer ein milder Richter war, hätte nur die Stärke haben müssen, im Fall Kadivec durchzustehen. — Ein Mann, der durch viele Jahre einer der höchsten Richter in Österreich war, bestätigt hier, was heute in Österreich allgemeines Empfinden ist: daß die österreichische Justiz faul ist.

Und nachdem so die Gracchen nicht nur, wie es täglich auf allen Gebieten des publizistischen Lebens erlebt wird, zu Klägern, sondern sogar zu Richtern geworden sind und dafür von dem Blatt, welches ihre Schuld enthüllt, gelobt wurden, kann es in der zweiten Spalte fortfahren:

Wiederaufnahme,
weil die Justiz geschändet wurde

Die Wiederaufnahme des Prozesses Kadivec ist eine unabweisbare Forderung. — — Das ist der springende Punkt: Die Tatsache, daß das Gericht weghörte, wenn Dinge vorkamen, die den Mitangeklagten der Frau schädlich sein konnten — —

Aber einer unserer Mitarbeiter hatte Gelegenheit, mit dem Schänder der Justiz zu sprechen, der so aufrichtig ist, nicht sagen zu können, was ihn damals veranlaßt hatte, wegzuhören, der nicht weiß, was hinter den Kulissen einer geschlossenen Vorstellung, deren Regie er führte, mitgespielt hat, der aber versteht, daß es

Befremden erregen kann. So leben wir alle Tage, so lesen wir alle Tage, und nichts, keine Macht der Empörung, keine Wahrheit, kein Wunder vermöchte dem Spuk aus Schein und Tonfall ein Ende zu machen.

* * *

Einer von denen, die es in Österreich noch gibt

Es geschieht immer in den Tagen, wo die Justiz ihren Schwächezustand nicht verbergen kann, daß sie dort, wo man es nicht verlangt hat, zu imponieren beginnt. Der strategische Rückzug vor Herrn Castiglioni wird durch Vorstöße gegen Frauen, die der nächsten Generation das Verhungern ersparen wollten, durch Umzingelung von Zimmervermieterinnen und durch Attacken gegen Zeuginnen wettgemacht, und wenn der große Räuber fünfzehn Milliarden geboten hat, damit man ihn nicht lebendig liefert, so können wir sicher sein, in der Gerichtssaalrubrik, die eine so umfängliche Lücke aufweist, von einem armen Schelm zu lesen, der im Taglohn arbeitet und elf lebendige Kinder hat, der darum einen Laib Brot nicht nehmen oder dessen Frau ein zwölftes nicht abtreiben durfte. Und was an Scherzhaftigkeit gegen Personen, die das Unglück hatten, Parteien zu werden, geleistet wird, das geht in einer Epoche, in der die Justiz alle Ursache hätte, nicht die Augen mit einer Binde, sondern das Haupt mit einem Sack zu verhüllen, schon ins Aschgraue. Eine um ihre Liebe betrogene, von einem monarchistischen Ritter ausgeraubte Frau ist Zeugin. Ihr Geschlecht, ihr Schicksal, die Nötigung vor Gericht zu stehen, alles an dem Fall heischt Rücksicht, Schonung, Erbarmen, Takt, Diskretion, kurz all das, was sich auf der Straße einer Negerstadt von selbst versteht. Der Richter — er heißt Schachner und ich habe von seiner Erleuchtung in § 19-Sachen noch einen Schein bewahrt, der in zwanzig Jahren nicht erloschen ist — macht Bemerkungen wie diese:

„Sie haben aber gewußt, daß ihr Mann kein Vermögen und keine Beschäftigung hat?“

Die Zeugin wiederholt, daß sie ihren Mann nicht gefragt und ihm vertraut habe, weil sie ihn liebte. Vorsitzender Dr. Schachner: Liebe dauert ewig, hier sagen Sie aber gegen ihn aus.

— — Die Zeugin berichtet dann weiter, daß ihr Mann für seinen Bruder 150 Millionen verausgabt habe. Sie sei nicht in der Lage

gewesen, dagegen Einspruch zu erheben, und habe den Bruder ihres Mannes bei sich dulden müssen. — Vorsitzender Dr. Schachner (gleichgültig): Na, wenn ein Bruder den andern unterstützt, ist das nicht so furchtbar. — Vertreter der Privatbeteiligten: Aber nicht mit dem Geld der Frau!

Selbst ein so gerichtssaalfrommes Schafsblatt wie das Neue Wiener Tagblatt kann sich da nicht enthalten, von »merkwürdigen Äußerungen des Vorsitzenden« und von »Bemerkungen auffallendster Art« zu sprechen. Die Zeugin erzählt, daß ihr Mann einmal gedroht habe, »er könne jemand mit dem Staub eines zerriebenen Rohrstockes vergiften, und man werde bei der Obduktion gar nichts bemerken«.

Vorsitzender Dr. Schachner (ironisch): Also, Sie haben sich vor dem Rohrstaberl gefürchtet!

Wenn man jahraus jahrein die Verbrechen dieser Justiz an Angeklagten miterlebt — deren Gipfel wohl die barbarische Bestrafung der Frau Kadivec durch den Herrn Habietinek ist, der jetzt als Advokat die Interessen des Herrn Direktors Robert vertritt —; wenn man des neulichen Falles gedenkt, wo der Vorsitzende den auf dem Sterbebett hereingetragenen Angeklagten für vernehmungsfähig erklärte; wenn man sich insbesondere diese fortgesetzten, durch keinen moralischen Protest abzustellenden Roheitsdelikte gegen wehrlose Zeugen und Zeuginnen vergegenwärtigt, diesen trivialen Hohn einer geistigen Dürftigkeit, die sich nun völlig gehen läßt, ehe sie im Namen der Republik ihr, mit Erlaubnis zu sagen, Urteil in den Kaiserbart brummt — dann fragt man sich, was eine Zeitgenossenschaft wert ist, die ihre tiefe Respektlosigkeit vor geistigen Gütern mit der unabänderlichen Hochachtung vor solcher Autorität verbindet, und was ein politischer Umsturz taugt, der dem größten Unfug der alten Staatsmacht kein Ende gesetzt und dem Kaiserbart dieser Justiz kein Haar gekrümmt hat. Dazu mußten Millionen sterben, daß die Herrschaften wie eh und je das Theater aus dem Gerichtssaal machen, welches er, wenn das Auditorium zu lachen anfängt, auf einen Wink mit dem Rohrstaberl nicht mehr sein darf und das er ja in der Tat nicht ist, weil selbst das Theater im Wandel der Zeiten nicht so auf den Hund kam. Verändert hat sich da nichts, verschlechtert alles. Und die Hoffnung, daß diese Justitia, wenn mundus schon pereat, aus ihrer Binde Charpie zupfen werde, ist schmähhlich getäuscht worden.

10
10

Todesurteil und Prügelstrafe

Keine Geschworenenbank hat noch bisher ihr Todesurteil in einer Beratung von zehn Minuten »erledigt«. Was den zwölf Männern aus dem Volk ihr Gewissen verleidete, diese siebzehn Herren von hohen akademischen Graden haben keine zarten Bedenken dagegen gehabt. Aber was sage ich »Beratung«? Die Frühstückspause hat ihnen genügt! Seht ihr sie, Mitmenschen, behaglich das belegte Brot kauend, im Konferenzzimmer umhergehen, während über Leben oder Nichtleben des »Schwarz Thomas, Schüler der Oktava« entschieden wurde? — —

Müßte man nicht, wenn man diese Artikel der Skandaille liest, wirklich glauben, daß die Professoren ein »Todesurteil« über den armen Gymnasiasten, der den Scherz auf die Tafel geschrieben hatte, gefällt haben? Was immer man gegen sie einwenden mag, und mögen sie alle zusammen nicht so viel wert sein, wie das Leben dieses einen Knaben (dessen krankhaftes Minus doch wohl der Widerspruch bildet zwischen der demonstrierten Gering-schätzung des Schulmilieus und der tragischen Überschätzung ihrer Folgen) — erfreulicher ist selbst der ärgste Lebensbedrucker unter ihnen als dieses greuliche Libertinertum, das den Autoritäts-hohn der Schultafel in die Zeitung fortsetzt. Ganz ebenso schlimm aber der andere Typus, der des alten Geistreichtums, welcher der Schultyranei Mut gegen die Jugend machen möchte und sich mit der Humorigkeit, die schon auf hundert Meter als die des Julian Sternberg riechbar wird, in einem Nachruf unter dem Titel »Der Lustigmacher« (denn so nannte der Direktor den Knaben) zu der folgenden Impertinenz versteigt:

— — Man müßte doch annehmen, daß die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, dem Lustigmacher anders beizukommen als dadurch, daß man ihn zum bürgerlichen Gymnasiastentod verurteilte, worauf er ein weiteres Todesurteil über sich aussprach. Wenn der beleidigte Lehrer die Inschrift auf der Schultafel: »Die Professoren können Alles ...« ganz anders gedeutet hätte, nämlich dahin, daß die Professoren unter Umständen einem dummen Jungen auch Eine hinter die Ohren versetzen können, dann würden heute nicht verzweifelte Eltern im tränenlosen Schmerz auf einen frischen Grabhügel starren. Was müßte man nicht erst alles einem liberalen Schreiber versetzen können, der ein System befürwortet, das in den Schulzeiten der finstersten Monarchie nicht möglich gewesen wäre, um einen toten Knaben zu schmähen, der doch jedenfalls mehr Talent und mehr Ehrgefühl besessen hat als die ganze Redaktion der Neuen

Freien Presse! Der arme Gymnasiast hat sich zu seiner Tat bekannt und aus der Strafe eine unverhältnismäßige Konsequenz gezogen. Herr Sternberg (Bürgerlicher), der seinerzeit — für Breslau — mir ohne Nennung meines Namens, aber mit unverkennbarer Beziehung die Titulatur eines »Lümpchens« gegeben hatte, leugnete (ehe er verurteilt wurde), daß er mich »gemeint« habe, und blieb der Lustigmacher der journalistischen Klasse, mit dessen Ödigkeit es keine Konkurrenz aufnehmen konnte. Aber daß auf einer Schultafel, zu was immer für Unfug sie Gelegenheit bieten möge, mehr Grütze sichtbar wird, als in einer Schmocknotiz, brauchte nicht erst bewiesen zu werden. Welche ausgewachsene Dummheit, zu vermuten, daß der Oktavener, von dem das Blatt im unmittelbaren Anschluß an die Schäßigkeit berichtet, daß er den Selbstmord verübt habe

weil er sich durch den Antrag des Professorenkollegiums auf Ausschluß von der Anstalt in seinem Ehrgefühl tief gekränkt fühlte die Prügelstrafe überlebt hätte! Nein, sie im Gymnasium einzuführen, wäre unpädagogisch; die jungen Leute sind noch nicht reif. Erst wenn sie ins Leben hinaus und in die Redaktion eintreten, da ist sie am Platz!

* * *

Mit den Negern kann man machen, was man will

Aus einer Zuschrift:

In einem Gespräch mit einem jungen Mann, der seit einiger Zeit im kaufmännischen Beruf tätig ist und demnächst nach Westafrika gehen wird, um dort zu arbeiten, stellte ich die Frage, aus welchem Grunde er die dortigen Lebensbedingungen für besser halte als die hiesigen; ich bekam die folgende Antwort: »Hier ist man der Übervorteilung durch andere sehr ausgesetzt, aber wenn mir dort in Afrika etwas nicht recht ist, dann hau' ich dem betreffenden Neger eine Watschen herunter oder knall ihn nieder; keine Katz schert sich dann um ihn; mit den Negern kann man dort machen, was man will. Wissen Sie übrigens, die bekommen zwei Zigaretten Taglohn und müssen schinden von der Fröh bis auf d' Nacht.«

Die Worte aus Ihrem Aufsatz »Der Neger«, angefangen von »Geh hörst'rr schau drr den schwaozen Murl an!« bis »Tepataa — !« »Stinkataa — !« haben mir, seit ich sie kenne, die Art der Wiener, alles was ihnen fremd ist, eben nur einzig und allein aus dem Grund, weil es ihnen fremd ist, auf diese Weise zu beurteilen und ihre verletzte Gemütlichkeit so zu bekunden, am treffendsten

charakterisiert; auch hierin ist schon die Grausamkeit, daß man einem Schwarzen alles antun kann, enthalten; weil er als Schwarzer geboren wurde, hat er alle Konsequenzen zu tragen, auch die, von jedem Wiener Pülcher, falls er erwischt wird, durchgehaut zu werden. ~~Ob so bald jemand, der nicht in Wien bodenständig ist, gefunden werden könnte, der eine Bemerkung, die ähnliche Roheit verrät, machen würde, ist sehr zu bezweifeln.~~

Sicherlich ist, wiewohl ja die Schwarzen moralisch turmhoch über ihren weißen Peinigern jeder Landsmannschaft stehen, derlei nur in der Gegend möglich, die von Gott ein Patent auf Gemütlichkeit bekommen hat. Aber er hat es, weiß Gott, doch schlecht eingerichtet, wenn man sich vorstellen soll, daß in Westafrika ein nichtsahnender Neger sich heute noch der Sonne freut, der zu Weihnachten schon erschlagen sein wird, weil er etwas getan hat, was dem feschen Wögerer Pepi, dem soeben die Freunderln auf dem Bahnhof Abschied zuwinken, »nicht recht ist«.

* * *

Was sagt die Gehirnanatomie zu dem Fall?

Ein eigenartiges Jubiläum Turl Wieners. Montag den 27. d. gelangt in der Robert Stolz-Bühne »Das Fräulein aus 1001 Nacht« zum fünfundzwanzigstenmal zur Aufführung. Der Komiker Turl Wiener begeht im Rahmen dieses Abends das Jubiläum des 2500. Auftretens in einer Robert Stolz'schen Operette. Turl Wiener war schon im Jahre 1908 in der ersten Operette dieses Komponisten »Die lustigen Weiber von Wien«, zu der Brammer und Grünwald das Buch geschrieben hatten, beschäftigt, in dieser 150mal, später in »Mädel küsse mich« 500mal, in »Lang, lang ists her« 600mal, im »Tanz ums Glück« 125mal und im »Sperrsechserl« 1100mal.

Das ist offenbar der Wiener, der nicht untergeht.

* * *

Ein ganz Großer

— — Ergreifend ist diese fast ärmliche Ruhestätte, die dennoch, mehr als jeder Prunk es vermöchte, verrät, daß hier ein ganz Großer ruht. — —

(In Sperrdruck.) Wohl Kant?

Wenn er heute in seiner Größe noch nicht erfaßt wird, so ist es, weil er, wie in der Regel alle ganz Großen, seiner Zeit vorausseilt und

von seiner Mitwelt nicht verstanden wurde. Die Welt aber wird und muß sich zu ihm bekennen oder wir eilen dem Untergang zu. — —
Kirkegaard?

Das Grab — — ruft in mir die Worte der göttlichen Verheißung in Erinnerung, die uns die Gewähr für den Fortbestand der katholischen Kirche bis an das Ende der Zeiten gibt: »Du bist der Fels! Und die Pforten der Hölle werden dich nicht überwältigen!« Auch hier ein Fels, der sich vom Antichrist nicht überwältigen ließ — —

Vielleicht Bruckner? Nein. Also wer? Der Exkaiser Karl, über dessen Grab ein Weiland in der Reichspost noch das Folgende auszusagen weiß:

Wie er im Leben war, so auch sein Grab; bescheiden, anspruchslos, gleichgültig gegenüber der Kritik der Mitwelt, keine Rücksichten nehmend auf vorübergehenden Erfolg und Vorteil für sich und seine Familie, und doch unbeugsam und stark in allem, was er als seine Pflicht erkannt hatte, hierin zielbewußt, trotz aller Einflüsterungen und Anfeindungen.

Alle diese Eigenschaften mag man wohl einem Grabe nachsagen können. Aber daß der lebende Kaiser Karl unbeugsam, stark und zielbewußt war, soll just nicht der Eindruck gewesen sein, der sich einem, der mit ihm zu tun hatte, aufgedrängt hat.

* * *

Ein Stimmungskünstler

Die meisten Depeschen Franz Josephs an die Kaiserin Elisabeth, die jetzt eine glückliche Hand ans Tageslicht gebracht hat, beschränken sich auf sachliche Anfragen und gehaltvolle Feststellungen wie etwa:

... Wie geht es Dir und was hörst Du von Valerie? ... Wie geht es Euch? ... Wann kommt Ihr nach Schönbrunn? ... Es geht uns allen gut und ich umarme Dich herzlichst ... Schönes, sehr warmes Wetter ... Wetter besser, aber kalt und noch regnerisch ...

Da kann man denn der Neuen Freien Presse die starke Impression nachfühlen, die sie in dem folgenden Ausnahmefall empfunden hat:

Sehr stimmungsvoll ist die Depesche an seine in Miramar weilende Gattin:

Glücklich in Landskron eingetroffen bei herrlichem Wetter, sind meine Gedanken bei Dir und begleiten Dich auf der blauen See.

Fj.

* * *

Jury

Trum gef. Kuzler

397

— 17 —

Die größte Geisteserscheinung Wiens

Die Myopie der Welt, den Schöpfer des »Schlagobers« ins Gesicht — in dieses! — für einen Schöpfer zu halten, mag auf ihrem Schein bestehen. Auch mögen sie in dem Glauben selig werden, daß sich im Kampfe der Wiener Musikbureaukratie gegen die Aktiengesellschaft und in der Überwältigung des Großunternehmers durch die Mittelmäßigkeit das typische und wienersische Künstlerschicksal vollziehe. Ein gnädiger Gott hat mir das lebendige Interesse für die Sphäre, in der diese Dinge spielen, vorenthalten. Doch fehlt es mir leider nicht an der Intuition, die ohne fachmännische Rückhalt die Nullifizierung der aufgemachten Nichtpersönlichkeit auf jedem Gebiete durchzuführen vermag, weil es ja doch genügt, eine gute Nase zu haben, wo andere nur ein schlechtes Aug und ein gutes Mundwerk haben. Und vor keiner künstlerischen Sphäre hat der naturberatene Nichtfachmann so recht wie vor jener, wo jeder Fachmann den andern für keinen hält, wo jeder jeden den Ton samt der Gurgel abschneidet; keine gibt es, die so von schmutziger Politik besessen wäre wie diese; keine, deren Kompetenzen so von der ausgesuchten Häßlichkeit und Gemeinheit vertreten sind wie die der Musik, in stande, einem die so verwaltete, so vom Mißton der Berechnung durchkreuzte Welt des Wohllauts als solche problematisch zu machen und verhaßt. Item, sie mögen herumschmocken, daß wir — in der ewigen Perspektive: Beethoven für den Fremdenverkehr — ruiniert sind, weil wir Herrn Richard Strauß verlieren, der nur mehr als Schloßherr vom Belvedere das Gebiet des von ihm blamierten Bundes betreten wird. Was sich aber der Herr Dr. Max Graf an Nänien leistet, geht denn doch ins Blitzblaue. Er schließt seinen Leitartikel mit der schlichten Feststellung:

Daß durch solches Handeln das Recht eines einzigen, unersetzlichen Künstlers, des größten lebenden Musikers, der größten Geisteserscheinung Wiens, der eine Ausnahmsnatur ist und als solche genommen werden mußte, verletzt wurde, vervollständigt die Tragödie. Es gibt keinen Menschen in Wien, der in dem Augenblick, wo Richard Strauß zum Rücktritt von der Operndirektion genötigt wurde, in der er sechs Jahre ein großes Licht war, nicht fühlen würde, daß die geistige Welt Wiens ärmer geworden, daß weniger Aufschwung und Begeisterung hier ist und daß die Verbindung mit dem großen Geistesleben der Welt gelockert wurde.

10) + Strauß

Doch, lieber Graf, einen gibt es. Und zwar einen, der ohne diesmal den Vorwurf des Eigendünkels fürchten zu müssen, der Meinung ist, daß sich selbst in seiner Glosse über »Schlagobers« eine größere Geisteserscheinung Wiens ausspricht als in »Schlagobers«, von seinen Theaterwerken nicht zu reden, wenngleich er von ihnen bisher nicht viel Tantiemen gewonnen, ja auf diese zugunsten Ärmerer verzichtet hat. Einen, der nun einmal Natur und Kunst mit ganz andern Augen sieht als seine Zeitgenossen, auch im Kulturgeschäft den Aufschwung als das Stadium vor der Pleite erkennt, die größte Geisteserscheinung Wiens als den Busenfreund der zweitgrößten, nämlich Karpaths, agnosziert, über die Geschichte von Prinzessin Praliné und Don Zuckero nicht und nicht hinwegkommt, und wenn er erst den Inhalt von »Herr und Frau Robert Storch« erzählen wollte, indem er etwa ~~das Feuilleton~~ des sympathischen Decsey vorläse, ohne ein Wort hinzuzutun — die Balken würden sich biegen, wenn er am Schluss nichts sagte als: Von der größten Geisteserscheinung Wiens.

H
den Brief

finanziellen

Klarstellung

Gesprochen am 5. Oktober

Der Not und dem eignen Trieb gehorchend, gewillt und gezwungen benütze ich Zeitpunkt und Raumbereich dieses Vortrags, der in keinem andern »Rahmen« als in seinem eigenen stattfindet, zu einer Klarstellung. Nicht allein von dem Gedanken an den Anbruch der großen und kleinen Zeit und an die blutigste Schmach, die sich die Menschheit jemals angetan hat, ist das Programm der Vorlesung bestimmt worden. Sondern es sollte die Wahl des umfanglichsten Abschnitts jener Tragödie, deren Unmaß aller Möglichkeiten der alten Bühne spottet, auch der Empfindung gerecht werden, mit der ich die Tage erlebe, da eben diese Zeit, von den tödlichen Errungenschaften ihrer Technik um den Rest von Ehre und Besinnung gebracht, aus ihrem unschöpferischen Nichts, aus dem Hohlraum heutigen Bühnenwesens einen fieberhaften Reformwillen praktiziert. Diese Empfindung ist der purste Abscheu, der, wenn ich ihn auch mit keinem Argument zu stützen vermöchte, weit mehr Urteil hätte in sich selbst als alle Theorie, die der intellektuelle Ungeist für den Schwindelmut parat hält, der just die Sphäre, welche das Siechtum der Kultur im grellsten Lampenlicht entblößt — denn das Theater ist so sehr der Spiegel des Zeitalters, daß er mit diesem erblindet — als das Versuchsfeld seines Aberwitzes erkoren hat. Wohl, die Rebellion des Ungeistes, die jetzt den Ingenieur als den Dichter der Zeit beruft, hat ihren Nährboden in Wirklichkeiten, in Kräften, die unleugbar und unübersehbar in der Zeit wirkend vorhanden sind: in der Dummheit und in der Schamlosigkeit, und es ist dem neuzeitlichen Wesen eigentümlich,

daß die Typen des Betrogenen und des Betrügers nicht mehr streng von einander abgesondert sind, sondern daß eben in einer Epoche, welche das Glück allen automatischen Betriebs erreicht hat, der Selbstbetrüger funktioniert. Nichts ist darum verständlicher als der Triumph eines Zeitbewußtseins, dessen technische Lebenserleichterung — mit einem Handgriff den Gastod von Tausenden bewirkend — alle Vegetation des Geistes vernichtet, alles Glück der Naturhaftigkeit, das sie fördern sollte, verzehrt hat und das den Anspruch der Natur nicht einmal mehr darin erfüllt, vor solcher Verarmung zu schaudern, sondern den Lebensverlust und mit ihm die Unmöglichkeit, künstlerische Werte zu schaffen und zu erfassen, als den Gipfel der Entwicklung beschreit. Und so völlig verödet und verblödet, so jedem Trugschluß preisgegeben, so gegen alle Notausgänge orientiert ist dieses Denken, daß es dem Mangel an Natur und also an theatralischer Potenz homöopathisch mit den Giften beizukommen wähnt, die das Siechtum bewirkt haben, und daß sie wirklich glauben, oder so tun als glaubten sie, die absterbende Kunst galvanisieren zu können, wenn sie ihr unmittelbar etwas von dem Dynamomotorischen, durch das alles Organische verheert ward, hinzufügen. Vorausgesetzt freilich, daß es sich nicht bloß um jenes östliche Übermaß von einem Appetit handelt, der gefunden hat, weil Motorfahren und Preisboxen etwas Schönes ist und Theaterspielen auch, wie schön müsse erst ein Theater mit Fahrbahn und Poxring sein. Wie dem immer wäre, die Literaten finden die Idee — literaturgeboren, auch wenn sich die Tinterln noch so absurd gebärden und sich zeitgemäß in Taterln verwandelt haben —, die Idee, vor der fünfhundert Säuen nicht kannibalisch wohl wäre, sondern grausen würde, »fruchtbar und zukünftig«. Denn die Entwicklung — und wehe dem, der sie in einer Zeit des rapiden Stillstands leugnet — hat es nun einmal

mit sich gebracht, daß der Fischteich vergiftetes Wasser hat, und da entschlossen sich denn die Reformer der Fischzucht und Mitgänger der Zeit, die Fische auf dem Trockenen zappeln zu lassen, was den aktivistischen Zeugen des Greuels als eine zeittümliche Besonderheit, ja als fruchtbare und zukünftige Bewegung wünschenswert erscheint. »Que faire? Vivre!« Oder auf deutsch: Qui vivra, wird doch da sehn. Ich jedoch, abgeneigt jeder Tierquälerei, jedem Mißbrauch der Natur, jeder Einmischung von Tinte ins Element, stehe nun seit zwei Jahrzehnten diesem Treiben mit einem geradezu heroischen Ekel gegenüber, indem ich alle Versuche mit Lichtkegeln, Orchesterbrücken, Treppen, Würfeln, alle Strapazen einer kubisch erhöhten Impotenz, alles Getue einer usurpierten Regieallmacht, allen Wahn, die szenische Wirklichkeit, die noch kein Genie beengt hat, durch groben Unfug »anzudeuten« und die Untalente mit Metaphern zu umgeben, die auf der Bühne als Körper, als Fremdkörper in Erscheinung treten wie jene selbst — indem ich all diese Hochstapelei der Nebensachen und diese ganze Problematik der Kulisse, die über das Grundübel der Wortfremdheit hinüberschwindeln will, nicht als Hilfe, sondern als Hemmnis der Wortbühne betrachte. Nicht leugnend, daß diese Bestrebungen, deren Erfinder die Züge der ewigen Kunst als »epigonisch« verleumden, in ihrer Vielheit alle auf den gleichen Drang zum kunstgewerblichen Kitsch zurückführbar — nicht leugnend, daß sie ganz und gar der Zeit angemessen sind, leugne ich doch, daß sie etwas anderes sind als der Humbug der Weltbejager, die mit Geschrei und Geschmier sich vor und hinter den Zeitgeist stellen, um der Enthüllung vorzubeugen, daß eben er alles andere ist als der Geist, und daß sie keinen haben. Ich habe das Drama, dessen Riesenmaßen das gedruckte und das von mir selbst zu sprechende Wort genügen und die vorhandene oder ehrwürdig abgestorbene Bühne, deren

Andenken keine Max und Moriz-Reformen antasten werden, sich entzieht — ich habe jenen, die danach langen wollten, das Werk entzogen. Der Appetit der Parasiten des Zeitkadavers mag noch so groß sein — bei mir beißen sie auf Granit! Denn ich bin, mit allem Verständnis für die bunten Möglichkeiten des Lebens, in Dingen der Kunst unbelehrbar, rückständig, voll Vorurteil und keines Vorteils gewärtig. Mit der ganzen Welt, die es ja so haben will und die nach dem Maß, in dem es gelingt sie zu betrügen, ihre Hochachtung verteilt, mögen sie es versuchen. Alles mag ihnen gelingen — nur das eine nicht: mich blöd zu machen!

Herz, was begehrt du noch mehr?

Gesprochen am 17. November

Im Reiche des Dionysos, das jetzt wieder manchmal sogar bis 4 Uhr früh offen haben darf, dort, wo jeder Kaffeesieder seine »Prominenten« hält und um Mitternacht die Tragödinne angerückt kommen, um geschwind noch ein bisschen Tralala zu machen; in der Sphäre, die die Schmach der bürgerlichen Kultur im Betrieb der von ihr ruinierten und nun auch entehrten Kunst spiegelt, dort, wo das Champagnergeschäft geistige Vorwände braucht und zwischen zahnstochernden Schiebern jetzt auch die kostspieligsten Literaturkommis serviert werden; wo Theater, Kunst und Literatur sich herabgelassen haben, den Neppgewinn mit den dazu Berufenen zu teilen, und wo ganz bestimmt demnächst auch jeder Wäschelieferant seinen Conferencier haben wird nebst !!Jazzband!! und Herrn Slezak — eben dort sticht mir seit Jahren das seltsame Wortgebilde »Benatzky-Selim« in die Augen. »Ralph« ist ohneweiters als Attribut mondäner künstlerischer Betätigung verständlich. Aber »Josma« in Verbindung mit »Selim« hielt ich ursprünglich für eine Zigarette. Nicht einmal für eine, die wie »die gute Massary« über die ganze Breite der Friedrichstraße zwei Welten der Reklame verbindet, sondern für eine Sorte schlechthin. Allmählich wurde ich, den das Plakatwesen nicht seiner Bestimmung gemäß anzieht, sondern abstößt und zur Verschmähung der Ware animiert, allmählich wurde ich darauf aufmerksam, daß es sich in der Verbindung Benatzky-Selim ~~tatsächlich~~ um etwas Künstlerisches handle und um einen Dual, dessen Reiz gerade in der Untrennbarkeit beruhen dürfte. So verhält es sich in der Tat und im Vorstellungsleben des Volkes sollen nach allem, was man hört, Tristan und Isolde, Hero und Leander, Riedel und Beutel, Verbindungen, die für die Ewigkeit geschmiedet schienen, längst zurückgetreten sein vor dem Beispiel, das Benatzky und Selim tagtäglich einer zerrissenen Epoche geben. Der Fall, daß einer der beiden Teile erkrankt, wodu ch naturgemäß das Ganze undurchführbar wäre, kann nicht vorkommen, da sie, wie behauptet wird, nur gemeinsam erkranken. Als es jüngst einmal der Fall war, hieß es, ein gemeinsamer Wespenstich —

→ ja, ja

ursprünglich Selim zugehört, aber, um Benatzky nicht zurückzusetzen, aufgeteilt — habe sie zur Absage gezwungen. Nun brenne ich seit Jahren darauf, dieses Künstlerpaar, von dem eine faszinierende Wirkung ausgehen soll, auf mich faszinierend wirken zu lassen. Da das aber nicht zu machen ist, indem ich mir doch eben seit Jahren all das versagen muß, was andern Menschen das Herz pumpern läßt — wie gern hätte ich zum Beispiel Salten oder Hans Müller im »Pavillon« erlebt (in jenem Pavillon Törley, der ja auch bessere Zeiten gesehn hat, als dort noch Maxis ohne Literatur verkehrten) — da das also nicht zu machen ist, muß ich mir alles vorstellen und es geht schließlich auch so. Ja ich bilde mir ein, daß ich von der Art des Benatzky, die sicher moussierend ist, eine noch bessere Vorstellung habe als das Publikum, das ihm zuströmt, und glaube, daß ich des Erlebnisses Selim so völlig habhaft bin, daß ich es nachbilden könnte. Mein Eindruck ist, daß hier das Wiener Freudenleben endlich zu jener mondänen Note gelangt ist, die dem Geschmack der ganz raffinierten Genießer entspricht, indem einerseits, bei Benatzky, die fine fleur des fin de siècle von einem five o'clock zum Ausdruck kommt, während andererseits, bei Selim, das gewisse Jenesaisquoi vorhanden ist. Beiden ist offenbar das zu eigen, was ich kürzlich in der Empfehlung einer Gehirnjauche, die zu einer neuen Separeemusik serviert wird, als die »Verbindung von Duff und Schlager« definiert sah. Ja, ohne Grund befindet sich nicht das Publikum in einem Taumel. Es gibt eben Erscheinungen, die einfach vorhanden sind und deren Wirkung man mit Analyse nicht beikommt. Wenn Meister Schönflug eine Figur nur so hinstellt und man in Zweifel sein könnte, ob er eine offene Pappen oder eine herabhängende Zunge intendiert hat, so ist doch der Eindruck, der speziell beim christlichen Publikum entsteht, ein auf den ersten Blick gspäßiger, und eben dieses Publikum wird auch nicht umhin können, zu wiehern, wenn der urkomische D. Bergaue in Umgang mit der bloß komischen Alten die Dauern zu drehn, zu scheangeln und mit den Lippen zu bibbern beginnt, also das tut, was seit dem Gesangskomiker Stelzer zwischen Budweis und Klagenfurt halt in verhänglichen Situationen zu geschehen pflegt. (Ich habe ihn gesehen, den Unwiderstehlichen, nachdem ich ihn so lang schon gekannt hatte.) Das sind die elementaren Wirkungen auf einem mehr volks-

long

tümlichen Niveau. Benatzky-Selim befriedigen die Ansprüche einer verwöhnteren Kultur und es ist die spezifische Schichte von Gourmands/ die bei ihnen auf ihre Kosten kommt. Und *L in Merinfelt* doch. (Hier könnte man etwa fortsetzen: Und doch ist es eine dezente Note, die sie pflegen, im Gegensatz zu der mehr verruchten Erotik, die ein maitre de plaisir und zugleich arbieter elegantiarum wie Siegfried Geyer nach Wien gebracht hat, der drei Geyer-Bühnen leitet, les affaires sont les affaires, und den Zeitpunkt wahrnahm, da das Publikum der rue de Rothenturm für Poiret mit etwas Grandguignol reif wurde.) Benatzky-Selim, stelle ich mir vor, deuten mehr an, als sie aussprechen, tändeln mit den Dingen, auf die es letzten Endes doch ankommt, und reizen das Publikum, welches speziell in »Etablissements« das unbestimmte Gefühl hat, daß alles ein Umweg zur geschlechtlichen Betätigung ist, indem sie das Ziel mehr verheimlichen als aufdecken. Ich stelle mir vor, daß alles nicht geradezu gesagt wird, sondern durch die Blume, ein Hauch, ein Zwinkern genügt da oft. Das ist das Geheimnis der Wirkung, welches darin besteht, das Geheimnis der Ursache nicht zu verraten, und doch. Aussprechen was ist, wie etwa Salten in seiner »Josephine Mutzenbacher« getan hat, ist nicht Benatzky-Selims Sache. Auch spielen sich die Vorgänge meist nicht in den Niederungen des Freudenlebens ab, sondern es dürften Prinzessinnen und Pagen vorkommen und was sich da zwischen Taxushecken tut, dürfte mit ähnlicher Grazie höchstens noch getroffen sein, wenn Dörmann in die Saiten seiner Leier greift oder Krenes zu seinem Silberstift. Die Champagnerkundschaft, an die soziale Note gewöhnt, jahraus jahrein vor die Alternative gestellt, sich für einen Proleten, was kann er dafür, oder für eine Dirne, was liegt daran, zu entscheiden, liebt diese Abwechslung, durch ein Trällerliedchen zu erfahren, daß auch in höheren Kreisen, und selbst dort wo man es gar nicht glauben würde, etwa zwischen Nonnen und Mönchen (besser Abbés) ein lebhafter Geschlechtsverkehr herrscht. Selim (Schalkin das) macht gewiß einen scheinheiligen Augenaufschlag, wenn sie besonders Anzügliches, das ihr Benatzky da in den Mund legt, zu beichten hat, und ich sehe so deutlich das Schmunzeln derer, die das Glück haben, dabei zu sein, ich mache so jede Nuance von Hingabe und Empfangnis mit

bis zu dem Punkt, wo der Göttergatte die Göttergattin stupft und fragt, ob sie verstanden hat — daß es auch mich anregt und mein Nachtleben etwas Freude abbekommt. Wenngleich nicht ohne ein Alzlerl Neid. Und wenn ich bedenke, Benatzky ist Doktor wie Bergauer, Robert heißt Professor gar, soll primo loco für Temesvar vorgeschlagen sein, dann wurmt's mich, daß ich nicht mein Doktorat gemacht habe, vielleicht wäre ich heute auch im Wiener Kunstleben eine Nummer, wenn schon nicht in Berlin eine Kanone. Das Bild nun, welches ich mir von der Lebensfreude, die ich vom Hörensagen kenne, gemacht habe, wird durch einen Blick in die Sonn- und Montagszeitung bestätigt, wo ein feiner Kenner die belebende Wirkung, die von Benatzky-Selim ausgeht, folgendermaßen bezeugt:

— — irgendwo gibt es eine Oase, auf die das echte, richtige Chanson geflüchtet ist und wo es seine allerbeste Tradition zu wahren vermocht hat. Diese Oase befindet sich dort, wo das Künstlerpaar Selim-Benatzky jeweils auftritt.

— — Man sollte es nicht für möglich halten — aber hier gibt es eine Chansonnière, die über ein ganz vortreffliches Repertoire verfügt. Man könnte aber auch sagen: man begegnet in Dr. Ralph Benatzky sozusagen dem besten Vertreter seines Genres, der in Josma Selim eine geradezu ideale Interpretin besitzt.

Herz, was begehrtst du noch mehr?

— — Das ist das Wunderbare bei den Benatzkys oder den Selims, bei den Ralphs oder den Josmas, daß sie inmitten der normalen Kabarettwüste Vollkommenes bieten. Vor allem ein vollkommenes Programm. Sechs Chansons, bitte sehr. Und dann gibt es ein siebentes als Draufgabe. — —

Ausnahmslos besitzen sie ihre geistreiche, witzig pointierte Note und ihre sanfte, apart melodische Linie. Es sprüht aus ihnen, vor allem aber aus der Eigenart des Vortrags, von Josma Selim eine wirklich wienerische Anmut, die sich aufs glücklichste mit einer fast französischen Pikanterie vermählt. — —

Was den beiden besonders hoch anzurechnen ist: daß bei ihnen, obwohl sie in der Nähe der Mitternachtsstunde auftreten, nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet; daß in ihren Darbietungen die Zote nicht ihr Unwesen treibt. — — So bleibt uns nichts übrig, als zum Schluß zu sagen: freuen wir uns, daß wir die beiden haben, wenn sie nicht zufällig auf einer Auslandstournée begriffen sind . . .

Das muß ein erstklassiger Viveur sein. Freilich, daß nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet, glaube

10

19

→ notizen
h. Benatzky
Selim

→ sehr!
u. g. o.

ich nicht, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß jeder Gedankenstrich die schelmische Enttäuschung immer der nämlichen Erwartung ausdrückt. Und es ist da ein glücklicher Zufall, daß in der nämlichen Nummer der Sonn- und Montagszeitung ein^{er} der entzückenden Chansons des Meisters abgedruckt wird, geistreich, witzig *fnbs* pointiert und mit sanfter, apart melodischer Linie, so daß es spricht:

Abschied am Kupeefenster.

›Leb' wohl, mein kleiner Prinz!

Ach, daß ich rasch vergesse

Den gestrigen schönen Tag, die heut'ge wilde Nacht! —

Die treuen Untertanen lesen beim Frühstück morgen in der Presse:

›Seine Hoheit, Prinz Franz, haben den gestrigen Tag und die Nacht
auf der Jagd verbracht.«

Und reisen Sie recht gut, zwar mach' ich mir nicht Sorgen,

Denn Ihr Waggon-lit ist wirklich exquisit,

Und schlafen Sie . . . Sie brauchen's! . . . Damit man nicht
am Ende morgen

Die dunklen Schatten unter Ihren Augen gar zu
deutlich sieht!

Und morgen früh erweckt Sie Glockenklang,

Böllerschüsse, Trommel und Gesang —

Feierlicher Empfang!

Des Bürgermeisters Töchterlein reicht Blumen zum Fenster, in
Huldigungsdress . . .

Und noch jemand empfängt Sie . . . Ihre Frau . . . madame la
princessel

›Ach teure Gattin! Wie ich mich nach dir gesehnt hab'« —

›Ach teurer Gatte! Wie lang' ich die Ungeduld nach dir bezähmt
hab' . . . «

So schwört Ihr Euch aufs neue,

Daß Ihr hietet hoch der Ehe Treue —

Und bei diesen reizenden Dialogen

Denkt sie des Pagen Reymond Saint-Cyr,

Mit dem sie . . . Marienlieder gesungen . . .

Genau, mein Prinz, wie du mit mir! —

Leb' wohl, mein kleiner Prinz!

Ich liebe dich so . . . pst! Ihr Adjutant! . . .

Es ist nicht opportun, daß er diese Worte höre —

Ich küsse Hoheit untertänigst die erlauchte Hand

Und danke für die hohe Ehre!«

Ralph Benatzky.

Der alte Löwy begleitet seinen Sohn zur Bahn und verabschiedet sich von ihm mit den Worten: ›Leb wohl, Josef, fahr' mit Gott!‹
Josef: ›Wos redest du do, Tate, wird Gott fahren dritte Klass'?«

(Dies nur nebenbei, ich hab's für alle Fälle mitgedruckt.) Also man versteht. Der Prinz war nicht auf der Jagd, sondern er hat — also man versteht. Während die »Untertanen« glauben, hat er in Wahrheit. Also man versteht. Während es nicht opportun ist, daß der eigene Adjutant diese Worte höre, dürfen es die Eingeweihten. Woher die dunklen Schatten unter seinen Augen kommen, auf die ihn die Urheberin beim Abschied aufmerksam macht, wird nicht direkt gesagt, doch die Phantasie erhält einen gewissen Spielraum. Madame la princesse war aber inzwischen auch nicht faul. Sie hat mit dem Pagen (Reymond Saint-Cyr heißt er selbst ~~redend~~) — also sie hat mit ihm . . . Marienlieder gesungen . . . Hier, wo in der Tat kein Gedankenstrich, aber drei Punkte vor dem Verbum die Spannung aufs höchste steigern und drei Punkte nach dem Verbum ein diskretes Abklingen bewirken, bleibt jedem Hörer noch etwas zu erraten übrig, und mancher dürfte beim Nachhausegehen oder später, vor dem Beischlafen, murmeln: »Nu na, Marienlieder hat sie gesungen!« Mit einem Wort, wienersche Anmut vermählt sich aufs glücklichste mit fast französischer Pikanterie. (Nur um dieser zu noch stärkerem Nachdruck zu verhelfen, habe ich die gleich anschließende Geschichte vom alten Löwy mitgedruckt.) Herz, was begehrt du noch mehr? Kein Zweifel, seit dieses Wien die »Kleinkunst« hat, werden auch die verwöhntesten Ansprüche befriedigt, und ich wäre nur neugierig zu erfahren, ob Benatzky leicht oder schwer schafft, ob er diese kapriziösen Dinge bloß so aus dem Hemdärmel schüttelt oder ob er ringen muß. Ich stelle mir das gar nicht so einfach vor, ich könnte es nicht; aber es muß doch auch eine gewisse Befriedigung gewähren, so zu produzieren. Im Geistesleben der achtziger und neunziger Jahre wurde der ganze erotische Bedarf durch die »Pikanten Blätter«, die »Bombe«, die »Karikaturen« gedeckt, die höchstens noch von den »Pschütt-Karikaturen« übertrumpft werden konnten. Pschütt! — das war die Losung des äußersten Sinnenkitzels. An der Kassierin jedes Kaffeehauses lehnte der Lebemann, Standbild der Männerschwäche, ein Individuum mit schütterem Haarboden, aufgedrehtem Schnurrbart und wässerigen Augen, deren eines von einem Glasscherben bedeckt war, in Zivil oder auch verkleidet, und man sah ihn in der nämlichen Stellung in den »Karikaturen« oder eben »Pschütt-Karikaturen«, doch da war er von

zum 1. in dem (ausg) —

dem (ausg)
SA

H.

L
t
V
a
b
u
d
L
d
d
u
D
e
w
in
sp
re
de
Je
N
be
K
K
je
Ze
hi
Ri
we
Jaz
im
unv
den
mar
gip
wie
dam

Fischer-Köystrand oder von Lacy v. F. und sah aus wie die Folgen ausschweifender Lebensweise. Oft auch beugte er sich über ein Sofa, auf dem die Lebedame lag, immer die nämliche, völlig ausdruckslos und nur erschaffen, um den einen Dialog zu absolvieren, der sich immer um dasselbe Thema drehte. Revolverblätter, die nur wegen des Bankinrates erschienen, brachten, um dieses für die Verwaltungsräte schmackhafter zu machen, die Lebedame als Zuweg, die durch eine gewisse Fülle für die Leere zu entschädigen hatte, und der Brauch hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wo die alten Clubs in der Zeit der Generalversammlungen noch hin und wieder auftauchen und ein hoher Busen von einer verschwundenen Pracht zeugt. Die Veredelung des Strichs war im Typus der »Büffetdame« erreicht und der äußerste Wüstling war der Balletonkel. Im Separee wartete der Erzherzog Otto auf die Speisinger-Finerl und ließ sich inzwischen die Zeit nicht lang werden, indem ihm der Klavierspieler »Ich bleib viel lieber doder, weil in Wien mein Himmelreich is« vorspielte, welches Lied er aber, wenn kein Klavierspieler doder war, auch sich selbst mit einem Finger vorspielen konnte. Jedes Bordell hatte ein sogenanntes Milan-Zimmer, das der Novize mit Ehrfurcht betrachtete. Das feinere Freudenleben beherrschte die Sachs, die mehr ein Begriff war als eine reale Kupplerin und die sich von den Richtern, welche Prozesse wegen Kuppelei durchzuführen versuchten, dadurch unterschied, daß jene nicht unabsetzbar, sie aber unvorladbar war. In all dieser Zeit und während sich dies begab, gingen Männer mit Schlapphüten und architektonisch richtigen Christusbärten angetan auf der Ringstraße herum, das waren die Künstler. Gleichwohl muß gesagt werden, daß es eine reinlichere, wenngleich simplere Epoche war als eine, deren hurisches Avancement sich durch Gürtelröcke, Jazzband, Psychoanalyse, Radio, Raumbühne und alle Furen, die im Ruf »Der Abeeend —! Die Stunde« —!« losgelassen sind, unverkennbar anzeigt. Gewiß, jenes Wien, das auf Gschnasfesten den Humor in seine Rechte treten sah wie in etwas, in das man lieber nicht tritt, hatte seine Schrecken, die wohl darin gipfelten, daß sich der Schick den Schan zugezogen hatte. Aber wie harmlos war dieser Gehirntumor, in den man wie in den damals aktuellen Schödl'schen Smoking hineinschloß oder den

IK
H. Schee

— Auf D...
K...
K...
K...

die hier angegebene Handlung?
bei dem
am besten
unerschütterlich
Mont =
Handlung
Handlung

17
#

man wie das Schödl'sche Sodawasser trinken und auch stehn lassen konnte — wie harmlos war dieser Schan im Vergleich mit dem Schanoir, den man sich nachher zugelegt hat, mit dem Freudengeräusch, das den Schlaf ~~demals~~ friedlicher Hurengassen durchdringt und dem Nachtleben der Hausmeisterstadt ein wahres Montmartertum aufnötigt. Es ist nicht anders, als ob der Habakuk, der zwei Jahre in Paris war, es dadurch beweisen wollte, daß er nicht Tabak, sondern Kokain schnupft. Da schon die Urbilder dieses Lusttaumels, der eine kriegsschuldige Welt erfaßt hat, nichts an Trostlosigkeit zu wünschen übrig lassen und man dem ausgesuchtesten Laster der Boulevards die Anerkennung nicht versagen kann, daß in ihm der nationale Haß durch eine Annäherung an den Berliner Geschmack abgebaut erscheint, so reicht keine Phantasie aus, den Grad von ungarischer Provinz zu ermessen, den die Verpestung des Wiener Vergnügungslebens erreicht hat. »Komm mit nach Warasdin!« lautet die erfolgreiche Einladung, der der Wiener Gusto nicht widerstehen konnte, und diese größte österreichische Provinzstadt scheint, unter den Zurufen einer entwicklungsfreudigen Publizistik, in ein Boulewardein verwandelt. Als ein Zeichen gesunder Konstitution beruhigt dabei freilich der Durchbruch des spezifischen Schwachsinn, der der lokalen Fröhlichkeit die Note erhält. Ich glaube sie in einer Melodie nicht verfehlt zu haben, die mir jüngst in meinem bewegten Nachtleben, aus hundert fernen Bars herangetragen, trotz den schlechten Zeiten durch den Sinn zog, als Shimmysierung des angestammten Polkagemüts:

»Ach holde Pipsi,
mein Schatz, ich lieb' Sie.«

»Sie Herzensdieb Sie!
sagt drauf die Pipsi.

In dem Betrieb sie
kriegt zwar 'nen Schwips, sie
spürt doch, die Pipsi,
womit ich schieb' Sie

sagt gleich: »Ach gib!«
hab' mich nur lieb, sie
treu mir auch blieb', sie,
nämlich die Pipsi.

H. D.

r 1, 3

Ich litt sehr und kann nur sagen: Trotz Marinetti (kein Puppert, sondern ein Futurist), allen Kokolores von Expressionismus und Konstruktivismus zum Trotz: auf diesen Ton ist das mitteleuropäische Geistes- und Freudenleben seit ungefähr zwanzig Jahren gestimmt, der Tanzschritt wechselt, es ändert sich nichts, als daß bei reicherer Illumination die Stupidität von Jahr zu Jahr fortgeschrittener erscheint, daß dem Massenbedürfnis immer mehr ein Kunstbetrieb entspricht, der in seiner Verbindung mit dem ordinärsten Freudenbetrieb, als der notdürftige musikalische und tänzerische Vorwand der nackten Gewinnsucht — dieser letzten intellektuellen Regung, die den Schwachsinn wucherisch aufkauft —, alles zu gewähren scheint, was das Herz begehrt. Und so sehr hat auch die kunstpolitische Organisation jener anderen Masse, an deren Bildungsfähigkeit zu verzweifeln tragisch wäre, die Forderungen der Zeit erfaßt, daß sie außerhalb der Feste, die sie auf dem Trümmerfeld der Theaterkunst feiert, und wenn sie nicht gerade mit bühnenreformerischen Grottesken ein *épater le prolétaire* wagt, eben diesen mit den Brosamen füttert, nein, mit den Resten von Mehlspeiskitsch, die von der Tafel der Bourgeois theater abfallen, welche sie großmütig ernährt, ohne die mäzenatische Chance auch nur zu dem Versuch zu mißbrauchen, auf eine Verbesserung der Kunstnahrung zu dringen. Denn durch keine Revolution wäre je das Gesetz der Trägheit abgeschafft worden. Und wenn wir am Ende das kulturelle Fazit allen Umschwungs ziehen, so dürfte sich — nebst der Errungenschaft, daß Gewerkschaftsfunktionäre, die sich mit Theaterdirektoren schlagen sollten, ihnen Operetten liefern, in welchen eine Gräfin einen Bürgerlichen heiratet oder umgekehrt — so dürfte sich also herausstellen, daß eine Inhaltsangabe des »Fräuleins aus 1001 Nacht« die purste geistige Wirklichkeit dieses Lebens darstellt und daß wir uns auf einem Niveau befinden, auf dem das Erraten dessen, was *madame la princesse* gemacht hat, während Seine Hoheit nicht auf der Jagd war, zu einer Gehirnleistung wird und Benatzky zum losesten Cupido, der je die Götter des Olympos an der Nase herumgeführt hat. Die Bühnenrevolutionäre können sich getrost Zeit lassen, recht viel von jener, der sie ihre Kunst aufkonstruieren wollen. Die einzige Brücke, die zum Publikum führt, schlagen die Champagnerbudiker, die ja bereits auch alle vorrätigen Kräfte den Theaterdirektoren

ausgespannt haben. Vorübergehende Stagnation durch Wirtschaftskrise und Steuerdruck kann die Entwicklung nicht aufhalten und wenn die Treffpunkte der Schakale dutzendweise verschwänden, was ja doch nicht ohne Aussicht auf Ersatz geschähe. Denn nach einem Blutregen wachsen mit den Betriebsstätten des Raubes die Sanssoucis der Räuber wie die Pilze aus dem Erdboden und was Krieg und Inflation kulturell geschaffen haben, kann von einer Sanierung nicht mehr abgebaut werden, und von der der Seelen schon gar nicht. Der Ruin des Freudengeschäfts, das auf dem Vorsatz der Kanaille basiert, der Welt die Haxen, die ihr noch geblieben ist, auszureißen, müßte von innen heraus erfolgen, durch den Ekel an der Verödung dessen, was für die Ödigkeit des Lebens entschädigen soll und nur noch die Wirkung der Quantität vermag. Doch eben dieses von allen Techniken anästhesierte Leben empfindet solchen Ekel nicht, keine Ermüdung von dem Brouhaha seiner Vulkanstänze, nicht einmal den Überdruß an der sozialen Elendsmiene, die das Narrengeschäft jetzt annimmt, da »schlechte Zeiten« sind und eine Steuer, die mehr als das moralische Gewissen der Gegenwart drückt, dem Schandgewerbe zusetzt. Es ist die Parodie eines Zeitwesens, welches den Lebenszweck dem Lebensmittel unterworfen und den Konsumenten dem Händler dienstbar gemacht hat: daß nun auch das Gift darauf besteht, genossen zu werden, damit es erhalten bleibe, und daß der Beruf des Lustigmachers in so trauriger Welt seine Kunden erheitern will, um seinen Mann zu ernähren. Der Mord an zwanzig Millionen Menschenkindern hat der bürgerlichen Presse nicht so viel Interesse abgewonnen als das Schicksal jener, die von der Pleite der Unter- und Überhaltungsstätten betroffen sind; was sich allerdings daraus erklären mag, daß auch die Presse dem Heldentod weniger abgewonnen hat als dem Hurenleben. So erscheint das geistige Wien in einen Chorus von Nachtlokalredakteuren verwandelt, der den Jammer der Zeit an den Konkursen einer Branche beklagt, deren Wohlstand doch den denkbar grimmigsten Kontrast zu ihm bildet. Diese Menschheit, die wahrscheinlich zu leben hätte, wenn sie ihre Ware, in die sie ihre ganze Geistigkeit investiert hat, nicht bedienen müßte und nicht in Erwerbsgruppen zerfiel, die von der gegenseitigen Ausplünderung leben wollen, diese Menschheit, gegen die es der Sozialismus wirklich

St 23, 24

Jung

Zum gef. nochmaligen Vergleich! 405

Die größte Geisteserscheinung Wiens

Die Myopie der Welt, den Schöpfer des »Schlagobers« ins Gesicht — in dieses! — für einen Schöpfer zu halten, mag auf ihrem Schein bestehen. Auch mögen sie in dem Glauben selig werden, daß sich im Kampfe der Wiener Musikbureaukratie gegen die Aktiengesellschaft und in der Überwältigung des Großunternehmers durch die Mittelmäßigkeit das typische und wienersische Künstlerschicksal vollziehe. Ein gnädiger Gott hat mir das lebendige Interesse für die Sphäre, in der diese Dinge spielen, vorenthalten. Doch fehlt es mir leider nicht an der Intuition, die ohne fachmännische Grundlage die Nullifizierung der aufgemachten Nichtpersönlichkeit auf jedem Gebiete durchzuführen vermag, weil es ja doch genügt, eine gute Nase zu haben, wo andere nur ein schlechtes Aug und ein gutes Mundwerk haben. Und vor keiner künstlerischen Sphäre hat der naturberatene Nichtfachmann so recht wie vor jener, wo jeder Fachmann den andern für keinen hält, wo jeder jedem den Ton samt der Gurgel abschneidet; keine gibt es, die so von schmutziger Politik besessen wäre wie diese; keine, deren Kompetenzen so von der ausgesuchten Häßlichkeit und Gemeinheit vertreten sind wie die der Musik, imstande, einem die so verwaltete, so vom Mißton der Berechnung durchkreuzte Welt des Wohllauts als solche problematisch zu machen und verhaßt. Item, sie mögen herumschmocken, daß wir — in der ewigen Perspektive: Beethoven für den Fremdenverkehr — ruiniert sind, weil wir Herrn Richard Strauß verlieren, der nur mehr als Schloßherr vom Belvedere das Gebiet des von ihm blamierten Bundes betreten wird. Was sich aber der Herr Dr. Max Graf an Nänien leistet, geht denn doch ins Blitzblaue. Er schließt seinen Leitartikel mit der schlichten Feststellung:

Daß durch solches Handeln das Recht eines einzigen, unersetzlichen Künstlers, des größten lebenden Musikers, der größten Geisteserscheinung Wiens, der eine Ausnahmsnatur ist und als solche genommen werden mußte, verletzt wurde, vervollständigt die Tragödie. Es gibt keinen Menschen in Wien, der in dem Augenblick, wo Richard Strauß zum Rücktritt von der Operndirektion genötigt wurde, in der er sechs Jahre ein großes Licht war, nicht fühlen würde, daß die geistige Welt Wiens ärmer geworden, daß weniger Aufschwung und Begeisterung hier ist und daß die Verbindung mit dem großen Geistesleben der Welt gelockert wurde.

m
 D. Musikbureaukratie
 Max Graf durch

Doch, lieber Graf, einen gibt es. Und zwar einen, der ohne diesmal den Vorwurf des Eigendünkels fürchten zu müssen, der Meinung ist, daß sich selbst in seiner Glosse über »Schlagobers« eine größere Geisteserscheinung Wiens ausspricht als in »Schlagobers«, von seinen Theaterwerken nicht zu reden, wenngleich er von ihnen bisher nicht viel Tantiemen gewonnen, ja auf diese zugunsten Ärmere ver zichtet hat. Einen, der nun einmal Natur und Kunst mit ganz andern Augen sieht als seine Zeitgenossen, auch im Kulturgeschäft den Aufschwung als das Stadium vor der Pleite erkennt, die größte Geisteserscheinung Wiens als den Busenfreund der zweitgrößten, nämlich Karpaths, agnosziert, über die Geschichte von Prinzessin Praliné und Don Zuckero nicht und nicht hinwegkommt, und wenn er erst den Inhalt von »Herr und Frau Robert Storch« erzählen wollte, indem er etwa den Bericht des hinreißenden Decsey vorläse, ohne ein Wort hinzuzutun — die Balken würden sich biegen, wenn er am Schluß nichts sagte als: Von der größten Geisteserscheinung Wiens.

Die größte Geisteserscheinung Wiens

Die Myopie der Welt, den Schöpfer des »Schlagobers« ins Gesicht — in dieses! — für einen Schöpfer zu halten, mag auf ihrem Schein bestehen. Auch mögen sie in dem Glauben selig werden, daß sich im Kampfe der Wiener Musikbureaukratie gegen die Aktiengesellschaft und in der Überwältigung des Großunternehmers durch die Mittelmäßigkeit das typische und wienerische Künstlerschicksal vollziehe. Ein gnädiger Gott hat mir das lebendige Interesse für die Sphäre, in der diese Dinge spielen, vorenthalten. Doch fehlt es mir leider nicht an der Intuition, die ohne fachmännische Grundlage die Nullifizierung der aufgemachten Nichtpersönlichkeit auf jedem Gebiete durchzuführen vermag, weil es ja doch genügt, eine gute Nase zu haben, wo andere nur ein schlechtes Aug und ein gutes Mundwerk haben. Und vor keiner künstlerischen Sphäre hat der naturberatene Nichtfachmann so recht wie vor jener, wo jeder Fachmann den andern für keinen hält, wo jeder jedem den Ton samt der Gurgel abschneidet; keine gibt es, die so von schmutziger Politik besessen wäre wie diese; keine, deren Kompetenzen so von der ausgesuchten Häßlichkeit und Gemeinheit vertreten sind wie die der Musik, imstande, einem die so verwaltete, so vom Mißton der Berechnung durchkreuzte Welt des Wohllauts als solche problematisch zu machen und verhaßt. Item, sie mögen herumschmocken, daß wir — in der ewigen Perspektive: Beethoven für den Fremdenverkehr — ruiniert sind, weil wir Herrn Richard Strauß verlieren, der nur mehr als Schloßherr vom Belvedere das Gebiet des von ihm blamierten Bundes betreten wird. Was sich aber der Herr Dr. Max Graf an Nanißen leistet, geht denn doch ins Blitzblaue. Er schließt seinen Leitartikel mit der schlichten Feststellung:

Daß durch solches Handeln das Recht eines einzigen, unersetzlichen Künstlers, des größten lebenden Musikers, der größten Geisteserscheinung Wiens, der eine Ausnahmsnatur ist und als solche genommen werden mußte, verletzt wurde, vervollständigt die Tragödie. Es gibt keinen Menschen in Wien, der in dem Augenblick, wo Richard Strauß zum Rücktritt von der Operndirektion genötigt wurde, in der er sechs Jahre ein großes Licht war, nicht fühlen würde, daß die geistige Welt Wiens ärmer geworden, daß weniger Aufschwung und Begeisterung hier ist und daß die Verbindung mit dem großen Geistesleben der Welt gelockert wurde.

Doch, lieber Graf, einen gibt es. Und zwar einen, der ohne diesmal den Vorwurf des Eigendünkels fürchten zu müssen, der Meinung ist, daß sich selbst in seiner Glosse über »Schlagobers« eine größere Geisteserscheinung Wiens ausspricht als in »Schlagobers«, von seinen Theaterwerken nicht zu reden, wengleich er von ihnen bisher nicht viel Tantiemen gewonnen, ja auf diese zugunsten Ärmerer verzichtet hat. Einen, der nun einmal Natur und Kunst mit ganz andern Augen sieht als seine Zeitgenossen, auch im Kulturgeschäft den Aufschwung als das Stadium vor der Pleite erkennt, die größte Geisteserscheinung Wiens als den Busenfreund der zweitgrößten, nämlich Karpaths, agnosziert, über die Geschichte von Prinzessin Praliné und Don Zuckero nicht und nicht hinwegkommt, und wenn er erst den Inhalt von »Herr und Frau Robert Storch« erzählen wollte, indem er etwa den Bericht des hinreißenden Decsey vorläse, ohne ein Wort hinzuzutun — die Balken würden sich biegen, wenn er am Schluß nichts sagte als: Von der größten Geisteserscheinung Wiens.

(Tugendkammer)

→ (will der
Herr Graf uns König von anzu)

Herz, was begehrtst du noch mehr?

Gesprochen am 17. November

Im Reiche des Dionysos, das jetzt wieder manchmal sogar bis 4 Uhr früh offen haben darf, dort, wo jeder Kaffeesieder seine »Prominenten« hält und um Mitternacht die Tragödninnen angerückt kommen, um geschwind noch ein bischen Tralala zu machen; in der Sphäre, die die Schmach der bürgerlichen Kultur im Betrieb der von ihr ruinierten und nun auch entehrten Kunst spiegelt, dort, wo das Champagnergeschäft geistige Vorwände braucht und zwischen zahnstochernden Schiebern jetzt auch die kostspieligsten Literaturkommis serviert werden; wo Theater, Kunst und Literatur sich herabgelassen haben, den Neppgewinn mit den dazu Berufenen zu teilen, und wo ganz bestimmt demnächst auch jeder Wäschelieferant seinen Conferencier haben wird nebst !!Jazzband!! und Herrn Slezak — eben dort sticht mir seit Jahren das seltsame Wortgebilde »Benatzky-Selim« in die Augen. »Ralph« ist ohneweiters als Attribut mondäner künstlerischer Betätigung verständlich. Aber »Josma« in Verbindung mit »Selim« hielt ich ursprünglich für eine Zigarette. Nicht einmal für eine, die wie »die gute Massary« über die ganze Breite der Friedrichstraße zwei Welten der Reklame verbindet, sondern für eine Sorte schlechthin. Allmählich wurde ich, den das Plakatwesen nicht seiner Bestimmung gemäß anzieht, sondern abstößt und zur Verschmähung der Ware animiert, allmählich wurde ich darauf aufmerksam, daß es sich in der Verbindung Benatzky-Selim jedenfalls um etwas Künstlerisches handle und um einen Dual, dessen Reiz gerade in der Untrennbarkeit beruhen dürfte. So verhält es sich in der Tat und im Vorstellungsleben des Volkes sollen nach allem, was man hört, Tristan und Isolde, Hero und Leander, Riedel und Beutel, Verbindungen, die für die Ewigkeit geschmiedet schienen, längst zurückgetreten sein vor dem Beispiel, das Benatzky und Selim tagtäglich einer zerrissenen Epoche geben. Der Fall, daß einer der beiden Teile erkrankt, wodurch naturgemäß das Ganze undurchführbar wäre, kann nicht vorkommen, da sie, wie behauptet wird, nur gemeinsam erkranken. Als es jüngst einmal der Fall war, hieß es, ein gemeinsamer Wespenstich —

1/B

Le

2/2

ursprünglich Selim zgedacht, aber, um Benatzky nicht zurückzusetzen, aufgeteilt — habe sie zur Absage gezwungen. Nun brenne ich seit Jahren darauf, dieses Künstlerpaar, von dem eine faszinierende Wirkung ausgehen soll, auf mich faszinierend wirken zu lassen. Da das aber nicht zu machen ist, indem ich mir doch eben seit Jahren all das versagen muß, was andern Menschen das Herz pumpern läßt — wie gern hätte ich zum Beispiel Salten oder Hans Müller im »Pavillon« erlebt (in jenem Pavillon Törley, der ja auch bessere Zeiten gesehn hat, als dort noch Mausis ohne Literatur verkehrten) — da das also nicht zu machen ist, muß ich mir alles vorstellen und es geht schließlich auch so. Ja ich bilde mir ein, daß ich von der Art des Benatzky, die sicher moussierend ist, eine noch bessere Vorstellung habe als das Publikum, das ihm zuströmt, und glaube, daß ich des Erlebnisses Selim so völlig habhaft bin, daß ich es nachbilden könnte. Mein Eindruck ist, daß hier das Wiener Freudenleben endlich zu jener mondänen Note gelangt ist, die dem Geschmack der ganz raffinierten Genießer entspricht, indem einerseits, bei Benatzky, die fine fleur des fin de siècle von einem five o'clock zum Ausdruck kommt, während anderseits, bei Selim, das gewisse Jenesaisquoi vorhanden ist. Beiden ist offenbar das zu eigen, was ich kürzlich in der Empfehlung einer Gehirnjauche, die zu einer neuen Separeemusik serviert wird, als die »Verbindung von Duft und Schlager« definiert sah. Ja, ohne Grund befindet sich nicht das Publikum in einem Taumel. Es gibt eben Erscheinungen, die einfach vorhanden sind und deren Wirkung man mit Analyse nicht beikommt. Wenn Meister Schönflug eine Figur nur so hinstellt und man in Zweifel sein könnte, ob er eine offene Pappen oder eine heraushängende Zunge intendiert hat, so ist doch der Eindruck, der speziell beim christlichen Publikum entsteht, ein auf den ersten Blick gspäßiger, und eben dieses Publikum wird auch nicht umhin können, zu wiehern, wenn der urkomische Dr. Bergauer im Umgang mit der bloß komischen Alten die Daumen zu drehn, zu scheangeln und mit den Lippen zu bibbern beginnt, also das tut, was seit dem Gesangskomiker Stelzer zwischen Budweis und Klagenfurt halt in verhänglichen Situationen zu geschehen pflegt. (Ich habe ihn gesehen, den Unwiderstehlichen, nachdem ich ihn so lang' schon gekannt hatte.) Das sind die elementaren Wirkungen auf einem mehr volks-

Id

tümlichen Niveau. Benatzky-Selim befriedigen die Ansprüche einer verwöhnteren Kultur und es ist die spezifische Schichte von Gourmands in Mariahilf, die bei ihnen auf ihre Kosten kommt. Und doch. (Hier könnte man etwa fortsetzen: Und doch ist es eine dezente Note, die sie pflegen, im Gegensatz zu der mehr verruchten Erotik, die ein maitre de plaisir und zugleich arbiter elegantiarum wie Siegfried Geyer nach Wien gebracht hat, der drei Geyer-Bühnen leitet, les affaires sont les affaires, und den Zeitpunkt wahrnahm, da das Publikum der 'rue de Rothenurm für Poiret mit etwas Grandguignol reif wurde.) Benatzky-Selim, stelle ich mir vor, deuten mehr an, als sie aussprechen, tändeln mit den Dingen, auf die es letzten Endes doch ankommt, und reizen das Publikum, welches speziell in »Etablissements« das unbestimmte Gefühl hat, daß alles ein Umweg zur geschlechtlichen Betätigung ist, indem sie das Ziel mehr verheimlichen als aufdecken. Ich stelle mir vor, daß alles nicht geradezu gesagt wird, sondern durch die Blume, ein Hauch, ein Zwinkern genügt da oft. Das ist das Geheimnis der Wirkung, welches darin besteht, das Geheimnis der Ursache nicht zu verraten, und doch. Aussprechen was ist, wie etwa Salten in seiner »Josephine Mutzenbacher« getan hat, ist nicht Benatzky-Selims Sache. Auch spielen sich die Vorgänge meist nicht in den Niederungen des Freudenlebens ab, sondern es dürften Prinzessinnen und Pagen vorkommen und was sich da zwischen Taxushecken tut, dürfte mit ähnlicher Grazie höchstens noch getroffen sein, wenn Dörmann in die Saiten seiner Leier greift oder Krenes zu seinem Silberstift. Die Champagnerkundschaft, an die soziale Note gewöhnt, jahraus jahrein vor die Alternative gestellt, sich für einen Proleten, was kann er dafür, oder für eine Dirne, was liegt daran, zu entscheiden, liebt diese Abwechslung, durch ein Trällerliedchen zu erfahren, daß auch in höheren Kreisen, und selbst dort wo man es gar nicht glauben würde, etwa zwischen Nonnen und Mönchen (besser Abbés) ein lebhafter Geschlechtsverkehr herrscht. Selim (Schalkin das) macht gewiß einen scheinheiligen Augenaufschlag, wenn sie besonders Anzügliches, das ihr Benatzky da in den Mund legt, zu beichten hat, und ich sehe so deutlich das Schmunzeln derer, die das Glück haben, dabei zu sein, ich mache so jede Nuance von Hingabe und Empfängnis mit

bis zu dem Punkt, wo der Göttergatte die Göttergattin stupft und fragt, ob sie verstanden hat — daß es auch mich anregt und mein Nachtleben etwas Freude abbekommt. Wenngleich nicht ohne ein Alzerl Neid. Und wenn ich bedenke, Benatzky ist Doktor wie Bergauer, Robert heißt Professor gar, soll primo loco für Temesvar vorgeschlagen sein, dann wurmt's mich, daß ich nicht mein Doktorat gemacht habe, vielleicht wäre ich heute auch im Wiener Kunstleben eine Nummer, wenn schon nicht in Berlin eine Kanone. Das Bild nun, welches ich mir von der Lebensfreude, die ich vom Hörensagen kenne, gemacht habe, wird durch einen Blick in die Sonn- und Montagszeitung vollständig, wo ein feiner Kenner die belebende Wirkung, die von Benatzky-Selim ausgeht, folgendermaßen bekundet:

— — irgendwo gibt es eine Oase, auf die das echte, richtige Chanson geflüchtet ist und wo es seine allerbeste Tradition zu wahren vermocht hat. Diese Oase befindet sich dort, wo das Künstlerpaar Selim-Benatzky jeweils auftritt.

— — Man sollte es nicht für möglich halten — aber hier gibt es eine Chansonnière, die über ein ganz vortreffliches Repertoire verfügt. Man könnte aber auch sagen: man begegnet in Dr. Ralph Benatzky sozusagen dem besten Vertreter seines Genres, der in Josma Selim eine gerade zu ideale Interpretin besitzt. Herz, was begehrtst du noch mehr?

— — Das ist das Wunderbare bei den Benatzkys oder den Selims, bei den Ralphs oder den Josmas, daß sie inmitten der normalen Kabarettwüste Vollkommenes bieten. Vor allem ein vollkommenes Programm. Sechs Chansons, bitte sehr. Und dann gibt es ein siebentes als Draufgabe. — —

Ausnahmslos besitzen sie ihre geistreiche, witzig pointierte Note und ihre sanfte, apart melodische Linie. Es sprüht aus ihnen, vor allem aber aus der Eigenart des Vortrags von Josma Selim eine wirklich wienerische Anmut, die sich aufs glücklichste mit einer fast französischen Pikanterie vermählt. — —

Was den beiden besonders hoch anzurechnen ist: daß bei ihnen, obwohl sie in der Nähe der Mitternachtsstunde auftreten, nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet; daß in ihren Darbietungen die Zote nicht ihr Unwesen treibt. — — So bleibt uns nichts übrig, als zum Schluß zu sagen: freuen wir uns, daß wir die beiden haben, wenn sie nicht zufällig auf einer Auslandstournée begriffen sind . . .

Das muß ein erstklassiger Viseur sein. Freilich, daß nicht jedes Verbum nach einem Gedankenstrich dasselbe bedeutet, glaube

Ich nicht, ich bin im Gegenteil überzeugt, daß jeder Gedankenstrich die schelmische Enttäuschung immer der nämlichen Erwartung ausdrückt. Und es ist da ein glücklicher Zufall, daß in der nämlichen Nummer der Sonn- und Montagszeitung eines der entzückenden Chansons des Meisters abgedruckt wird, geistreich, witzig pointiert und mit sanfter, apart melodischer Linie, so daß es spricht:

Abschied am Kupeefenster.

»Leb' wohl, mein kleiner Prinz!
 Ach, daß ich rasch vergesse
 Den gestrigen schönen Tag, die heut'ge wilde Nacht! —
 Die treuen Untertanen lesen beim Frühstück morgen in der Presse:
 »Seine Hoheit, Prinz Franz, haben den gestrigen Tag und die Nacht
 auf der Jagd verbracht.«
 Und reisen Sie recht gut, zwar mach' ich mir nicht Sorgen,
 Denn Ihr Waggon-lit ist wirklich exquisit,
 Und schlafen Sie . . . Sie brauchen's! . . . Damit man nicht
 am Ende morgen
 Die dunklen Schatten unter Ihren Augen gar zu
 deutlich sieht!
 Und morgen früh erweckt Sie Glockenklang,
 Böllerschüsse, Trommel und Gesang —
 Feierlicher Empfang!
 Des Bürgermeisters Töchterlein reicht Blumen zum Fenster, in
 Huldigungsdress . . .
 Und noch jemand empfängt Sie . . . Ihre Frau . . . madame la
 princessel!
 »Ach teure Gattin! Wie ich mich nach dir gesehnt hab'« —
 »Ach teurer Gatte! Wie lang' ich die Ungeduld nach dir bezähmt
 hab' . . .«
 So schwört Ihr Euch aufs neue,
 Daß Ihr hieltet hoch der Ehe Treue —
 Und bei diesen reizenden Dialogen
 Denkt sie des Pagen Reymond Saint-Cyr,
 Mit dem sie . . . Marienlieder gesungen . . .
 Genau, mein Prinz, wie du mit mir! —
 Leb' wohl, mein kleiner Prinz!
 Ich liebe dich so . . . pst! Ihr Adjutant! . . .
 Es ist nicht opportun, daß er diese Worte höre —
 Ich küsse Hoheit untertänigst die erlauchte Hand
 Und danke für die hohe Ehre!«

Ralph Benatzky.

Der alte Löwy begleitet seinen Sohn zur Bahn und verabschiedet sich von ihm mit den Worten: »Leb wohl, Josef, fahr' mit Gott!
 Josef: »Wos redest du do, Tate, wird Gott fahren dritte Klass'?»

(Dies nur nebenbei, ich hab's für alle Fälle mitgedruckt.) Also man versteht. Der Prinz war nicht auf der Jagd, sondern er hat — also man versteht. Während die »Untertanen« glauben, hat er in Wahrheit. Also man versteht. Während es nicht opportun ist, daß der eigene Adjutant diese Worte höre, dürfen es die Eingeweihten. Woher die dunklen Schatten unter seinen Augen kommen, auf die ihn die Urheberin beim Abschied aufmerksam macht, wird nicht direkt gesagt, doch die Phantasie erhält einen gewissen Spielraum. Madame la princesse war aber inzwischen auch nicht faul. Sie hat mit dem Pagen (Reymond Saint-Cyr heißt er, wie denn sonst) — also sie hat mit ihm . . . Marienlieder gesungen . . . Hier, wo in der Tat kein Gedankenstrich, aber drei Punkte vor dem Verbum die Spannung aufs höchste steigern und drei Punkte nach dem Verbum ein diskretes Abklingen bewirken, bleibt jedem Hörer noch etwas zu erraten übrig, und mancher dürfte beim Nachhausegehen oder später, vor dem Beischlafen, murmeln: »Nu na, Marienlieder hat sie gesungen!« Mit einem Wort, wienerische Anmut vermählt sich aufs glücklichste mit fast französischer Pikanterie. (Nur um dieser zu noch stärkerem Nachdruck zu verhelfen, habe ich die gleich anschließende Geschichte vom alten Löwy mitgedruckt.) Herz, was begehrt du noch mehr? Kein Zweifel, seit dieses Wien die »Kleinkunst« hat, werden auch die verwöhntesten Ansprüche befriedigt, und ich wäre nur neugierig zu erfahren, ob Benatzky leicht oder schwer schafft, ob er diese kapriziösen Dinge bloß so aus dem Hemdärmel schüttelt oder ob er ringen muß. Ich stelle mir das gar nicht so einfach vor, ich könnte es nicht; aber es muß doch auch eine gewisse Befriedigung gewähren, so zu produzieren. Im Geistesleben der achtziger und neunziger Jahre wurde der ganze erotische Bedarf durch die »Pikanten Blätter«, die »Bombe«, die »Karikaturen« gedeckt, die höchstens noch von den »Pschütt-Karikaturen« übertrumpft werden konnten. Pschütt! — das war die Losung des äußersten Sinnenkitzels. An der Kassierin jedes Kaffeehauses lehnte der Lebemann, Standbild der Männerschwäche, ein Individuum mit schütterem Haarboden, aufgedrehtem Schnurrbart und wässerigen Augen, deren eines von einem Glasscherben bedeckt war, in Zivil oder auch verkleidet, und man sah ihn in der nämlichen Stellung in den »Karikaturen« oder eben »Pschütt-Karikaturen«, doch da war er von

10
Fischer-Köystrand oder von Lacy v. F. und sah aus wie die Folgen ausschweifender Lebensweise. Oft auch beugte er sich über ein Sofa, auf dem die Lebedame lag, immer die nämliche, völlig ausdruckslos und nur erschaffen, um den einen Dialog zu absolvieren, der sich immer um dasselbe Thema drehte. Revolverblätter, die nur wegen des Bankinsertes erschienen, brachten, um dieses für die Verwaltungsräte schmackhafter zu machen, die Lebedame als Zuweg, die durch eine gewisse Fülle für die Leere zu entschädigen hatte, und der Brauch hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wo die alten Klüftees in der Zeit der Generalversammlungen noch hin und wieder auftauchen und ein hoher Busen von einer verschwundenen Pracht zeugt. Die Veredelung des Strichs war im Typus der »Büffetdame« erreicht und der äußerste Wüstling war der Balletonkel. Im Separee wartete der Erzherzog Otto auf die Speisinger-Finerl und ließ sich inzwischen die Zeit nicht lang werden, indem ihm der Klavierspieler »Ich bleib viel lieber doder, weil in Wien mein Himmelreich is« vorspielte, welches Lied er aber, wenn kein Klavierspieler doder war, auch sich selbst mit einem Finger vorspielen konnte. Jedes Bordell hatte ein sogenanntes Milan-Zimmer, das der Novize mit Ehrfurcht betrachtete. Das feinere Freudenleben beherrschte die Sachs, die mehr ein Begriff war als eine reale Kupplerin und die sich von den Richtern, welche Prozesse wegen Kuppelei durchzuführen versuchten, dadurch unterschied, daß jene nicht unabsetzbar, sie aber unvorladbar war. In all dieser Zeit und während sich dies begab, gingen Männer mit Schlapphüten und architektonisch richtigen Christusbärten angetan auf der Ringstraße herum, das waren die Künstler. Gleichwohl muß gesagt werden, daß es eine reinlichere, wenngleich simplere Epoche war als eine, deren hurisches Avancement sich durch Gürtelröcke, Jazzband, Psychoanalyse, Radio, Raumbühne und alle Furien, die im Ruf »Der Abeend —! Die Stundeee« —!« losgelassen sind, unverkennbar anzeigt. Gewiß, jenes Wien, das auf Gschnasfesten den Humor in seine Rechte treten sah wie in etwas, in das man lieber nicht tritt, hatte seine Schrecken, die wohl darin gipfelten, daß sich der Schick den Schan zugezogen hatte. Aber wie harmlos war dieser Gehirntumor, in den man wie in den damals aktuellen Schödl'schen Smoking hineinschloß oder den

27 Juli
Fischer-Köystrand
25
29

870
Hauptkommission
Ad. Fischer v. Lacy
Koch

nein
sch

sch

man wie das Schödl'sche Sodawasser trinken und auch stehn lassen konnte — wie harmlos war dieser Schan im Vergleich mit dem Schanoir, den man sich nachher zugelegt hat, mit dem Freuden-geräusch, das den Schlaf weiland friedlicher Hurengassen durchdringt und dem Nachtleben der Hausmeisterstadt ein wahres Montmartertum aufsetzt. Es ist nicht anders, als ob der Habakuk, der zwei Jahre in Paris war, es dadurch beweisen wollte, daß er nicht Tabak, sondern Kokain schnupft. Da schon die Urbilder dieses Lusttaumels, der eine kriegsschuldige Welt erfaßt hat, nichts an Trostlosigkeit zu wünschen übrig lassen und man dem ausgesuchtesten Laster der Boulevards die Anerkennung nicht versagen kann, daß in ihm der nationale Haß durch eine Annäherung an den Berliner Geschmack abgebaut erscheint, so reicht keine Phantasie aus, den Grad von ungarischer Provinz zu ermessen, den die Verpestung des Wiener Vergnügungslebens erreicht hat. »Komm mit nach Warasdin!« lautet die erfolgreiche Einladung, der der Wiener Gusto nicht widerstehen konnte, und diese größte österreichische Provinzstadt scheint, unter den Zurufen einer entwicklungsfreudigen Publizistik, in ein Boulewardein verwandelt. Als ein Zeichen gesunder Konstitution beruhigt dabei freilich der Durchbruch des spezifischen Schwachsinn, der der lokalen Fröhlichkeit die Note erhält. Ich glaube sie in einer Melodie nicht verfehlt zu haben, die mir jüngst in meinem bewegten Nachtleben, aus hundert fernen Bars herangetragen, trotz den schlechten Zeiten durch den Sinn zog, als Shimmysierung des angestammten Polkagemüts:

»Ach holde Pipsi,
mein Schatz, ich lieb' Sie.«

»Sie Herzensdieb Sie!«
sagt drauf die Pipsi.

In dem Betrieb sie
kriegt zwar 'nen Schwips, sie
spürt doch, die Pipsi,
womit ich schieb' Sie

sagt gleich: »Ach gib! Sie,
hab' mich nur lieb, sie
treu mir auch blieb', sie,
nämlich die Pipsi.

4. z. w. n. g. h.

1.

(Z. für die D. d. l. i. e. n.
P. i. n. k. e. r. f. u. r.
D. o. m. i. n. o.
K. o. n. g. r. e. s. s.)

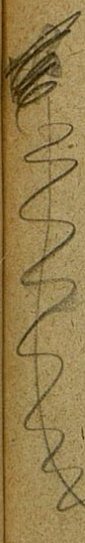
(aus dem
K. o. n. g. r. e. s. s.)

Die P. i. p. s. i.

Ich litt sehr und kann nur sagen: Trotz Marinetti (kein Pupperl, sondern ein Futurist), allen Kokolores von Expressionismus und Konstruktivismus zum Trotz: auf diesen Ton ist das mitteleuropäische Geistes- und Freudenleben seit ungefähr zwanzig Jahren gestimmt, der Tanzschritt wechselt, es ändert sich nichts, als daß bei reicherer Illumination die Stupidität von Jahr zu Jahr fortgeschrittener erscheint, daß dem Massenbedürfnis immer mehr ein Kunstbetrieb entspricht, der in seiner Verbindung mit dem ordinärsten Freudenbetrieb, als der notdürftige musikalische und tänzerische Vorwand der nackten Gewinnsucht — dieser letzten intellektuellen Regung, die den Schwachsinn wucherisch aufkauft —, alles zu gewähren scheint, was das Herz begehrt. Und so sehr hat auch die kunstpolitische Organisation jener anderen Masse, an deren Bildungsfähigkeit zu verzweifeln tragisch wäre, die Forderungen der Zeit erfaßt, daß sie außerhalb der Feste, die sie auf dem Trümmerfeld der Theaterkunst feiert, und wenn sie nicht gerade mit bühnenreformerischen Grotesken ein *épater le prolétaire* wagt, eben diesen mit den Brosamen füttert, nein, mit den Resten von Mehlspeiskitsch, die von der Tafel der Bourgeois theater abfallen, welche sie großmütig ernährt, ohne die mäzenatische Chance auch nur zu dem Versuch zu mißbrauchen, auf eine Verbesserung der Kunstnahrung zu dringen. Denn durch keine Revolution wäre je das Gesetz der Trägheit abgeschafft worden. Und wenn wir am Ende das kulturelle Fazit allen Umschwungs ziehen, so dürfte sich — nebst der Errungenschaft, daß Gewerkschaftsfunktionäre, die sich mit Theaterdirektoren schlagen sollten, ihnen Operetten liefern, in welchen eine Gräfin einen Bürgerlichen heiratet oder umgekehrt — so dürfte sich also herausstellen, daß eine Inhaltsangabe des »Fräuleins aus 1001 Nacht« die purste geistige Wirklichkeit dieses Lebens darstellt und daß wir uns auf einem Niveau befinden, auf dem das Erraten dessen, was madame la princesse gemacht hat, während Seine Hoheit nicht auf der Jagd war, zu einer Gehirnleistung wird und Benatzky zum losesten Cupido, der je die Götter des Olympos an der Nase herumgeführt hat. Die Bühnenrevolutionäre können sich getrost Zeit lassen, recht viel von jener, der sie ihre Kunst aufkonstruieren wollen. Die einzige Brücke, die zum Publikum führt, schlagen die Champagnerbudiker, die ja bereits auch alle vorrätigen Kräfte den Theaterdirektoren

ausgespannt haben. Vorübergehende Stagnation durch Wirtschaftskrise und Steuerdruck kann die Entwicklung nicht aufhalten, und wenn die Treffpunkte der Schakale dutzendweise verschwänden, was ja doch nicht ohne Aussicht auf Ersatz geschähe. Denn nach einem Blutregen wachsen mit den Betriebsstätten des Raubes die Sanssoucis der Räuber wie die Pilze aus dem Erdboden und was Krieg und Inflation kulturell geschaffen haben, kann von einer Sanierung nicht mehr abgebaut werden, und von der der Seelen schon gar nicht. Der Ruin des Freudengeschäfts, das auf dem Vorsatz der Kanaille basiert, der Welt die Haxen, die ihr noch geblieben ist, auszureißen, müßte von innen heraus erfolgen, durch den Ekel an der Verödung dessen, was für die Ödigkeit des Lebens entschädigen soll und nur noch die Wirkung der Quantität vermag. Doch eben dieses von allen Techniken anästhesierte Leben empfindet solchen Ekel nicht, keine Ermüdung von dem Brouhaha seiner Vulkan-tänze, nicht einmal den Überdruß an der sozialen Elendsmiene, die das Narrengeschäft jetzt annimmt, da »schlechte Zeiten« sind und eine Steuer, die mehr als das moralische Gewissen der Gegenwart drückt, dem Schandgewerbe zusetzt. Es ist die Parodie eines Zeitwesens, welches den Lebenszweck dem Lebensmittel unterworfen und den Konsumenten dem Händler dienstbar gemacht hat: daß nun auch das Gift darauf besteht, genossen zu werden, damit es erhalten bleibe, und daß der Beruf des Lustigmachers in so trauriger Welt seine Kunden erheitern will, um seinen Mann zu ernähren. Der Mord an zwanzig Millionen Menschenkindern hat der bürgerlichen Presse nicht so viel Interesse abgewonnen als das Schicksal jener, die von der Pleite der Unter- und Überhaltungsstätten betroffen sind; was sich allerdings daraus erklären mag, daß auch die Presse dem Heldentod weniger abgewonnen hat als dem Hurenleben. So erscheint das geistige Wien in einen Chorus von Nachtlokalredakteuren verwandelt, der den Jammer der Zeit an den Konkursen einer Branche beklagt, deren Wohlstand doch den denkbar grimmigsten Kontrast zu ihm bildet. Diese Menschheit, die wahrscheinlich zu leben hätte, wenn sie ihre Ware, in die sie ihre ganze Geistigkeit investiert hat, nicht bedienen müßte und nicht in Erwerbsgruppen zerfiel, die von der gegenseitigen Ausplünderung leben wollen, diese Menschheit, gegen die es der Sozialismus wirklich

schwer hat, Kultur Tendenzen zu vertreten, wenn er damit die Nachtcafébediensteten vor den Kopf stoßen könnte, nein, diese Menschheit wird wohl nie mehr aus den schlechten Zeiten herauskommen und dann wird unter den überflüssigen Berufen, welche in der Erhaltung ihrer Angehörigen eine Lebensnotwendigkeit erblicken, nicht das wahre Hurentum, das stumm duldet, sondern immer die sogenannte Kunst voran sein, über die brachliegende Fähigkeit zur Prostitution zu klagen und das Publikum an seine Konsumentenpflicht zu erinnern. Aber das sind nur vorübergehende Stockungen, die in Wahrheit die Technik der Reizmittel begünstigen. Nicht die schlechten Zeiten, sondern die schlechte Zeit hat das Bühnenwesen auf einen Punkt gebracht, wo es zu jeder szenischen Verwandlung fähig ist, und wenn die Konkurrenz von Nepp und Kino dem Theater überhaupt noch einen Spielraum läßt, so muß es diesen nicht ausbauen, sondern vertiefen. Die schlaueren Bühnenreformer, die nicht nur Snob, sondern auch Mob gewinnen wollen, wissen ganz gut, daß die Entwicklung, und wenn sie noch so sehr tut als ob sie des Esoterischen bedürfte, die Szene bloß in der Richtung erweitern wird, wo sie zum Restaurant wird. Herr Reinhardt, ein Mann, der's mit der Zeit wahrlich aufnehmen kann, die ihm seit zwanzig Jahren aufsitzt, und der erfaßt hat, daß wie einst den Göttern der Kaufmann, so jetzt der Künstler dem Schieber gehört, hat in Wien, wo er die Sträußlsale eröffnete und für warme Küche nach Schluß der Vorstellung sorgte, zwar erfolgreich, aber dramaturgisch doch nicht radikal genug eingesetzt. Es muß während der Vorstellung gefressen werden! »Reinhardts neues Berliner Theater ist ein Logentheater und erhält eine besondere Note durch die Aufstellung kleiner Tische in den Logen-Vorräumen, so daß die Gäste in den Pausen an Ort und Stelle werden speisen können.« Herz, was begehrst du noch mehr? Etwa, daß die Kleinkunsth Bühnen, wo schon längst vom Publikum coram musis gefressen wird, eine besondere Note erhalten durch die Aufstellung kleiner Betten in den Logen-Vorräumen, wo die Ausgeburten der Hölle höchstens durch das Lachen über die Möglichkeit, daß sie da Marienlieder singen könnten, daran gehindert sind.



Reinhardt - Komme
 35

4B

Glossen

Bei dieser Gelegenheit außerordentlich lohnend

Das Berliner Tageblatt, 17. Oktober 1924, bringt unter den »Antworten« seines Reiseblattes das Folgende:

Belgien — Holland. Zum Besuch des Grabes Ihres
gefallenen Sohnes ist eine besondere Einreiseerlaubnis nach
Belgien nicht erforderlich, ebensowenig nach Holland. Sowohl der
Besuch einiger belgischer Städte, u. a. Brügge, Brüssel, Antwerpen,
sowie einer Anzahl niederländischer Orte mit ihren interessanten
Sehenswürdigkeiten, wäre bei dieser Gelegenheit außer-
ordentlich lohnend. Wir nennen z. B. — — mit einer
Dampferfahrt auf den Seen, oder nach Noordwijk — — Schifffahrt
von Amsterdam über die Zuidersee nach Kampen, oder — — Segel-
fahrt auf den Friesländischen Seen — — eventuell mehrtägige
Dampferfahrten auf den zeeländischen Flüssen — — Zu empfehlen
sind z. B. auch Segelfahrten auf den Wassern Zeenlands, von
Vlissingen oder Middeburg aus, z. B. — — oder mit dem Motorboot
von Rotterdam nach — — Spezielle Auskunft erhält man — —

Tre

Hof

22.11/19

* * *

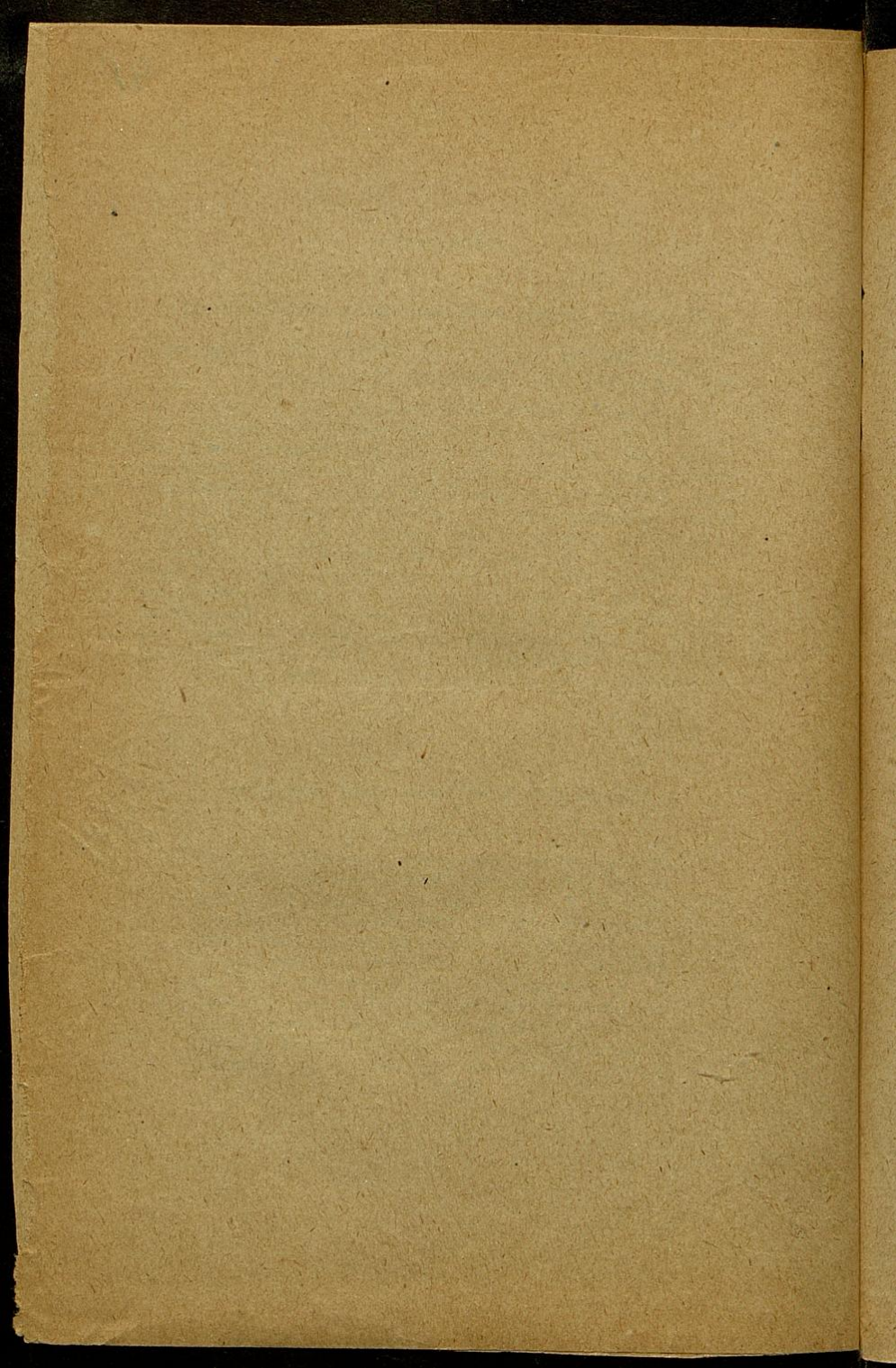
Ein solches Volk kann nicht untergehn

Lebenskamerad

durch gründliches Sichkennnenlernen gesucht. Vater und
einziger Bruder als akt. Offiziere durch den Krieg ver-
loren; 27 J. alt, Armeeschwester gewesen, jetzt kaufm.
Beamtin und Führerin einer nationalen Jugendbewe-
gung im altbesetzten Gebiet. Da einziges Kind, vollst.
Häuslichkeit vorhanden. Interessiert und lebensfroh. —
Suchende möchte durch ein glückliches,
echt deutsches Familienleben zum Wieder-
erstehen eines geeinten, geachteten Vater-
landes beitragen. Verlangt wird Front-
geist. Mitteilung. u. Al. 1245 a. d. Fridericus,
Berlin S. 42.

(M. Lenn) ohne m

* * *



Nie wieder Angriffskrieg!

Die wichtigste Frage, die dieser Tagung des Völkerbundes ihre große Bedeutung gibt, ist die Frage der Abrüstung und der gegenseitigen Sicherungen. — — Die wesentlichsten Punkte dieses Paktes sind in folgenden zwei Kapiteln niedergelegt:

Kapitel 1: Achtung des Angriffskrieges.

Artikel 1. Die Vertragsstaaten erklären feierlich den Angriffskrieg für ein Verbrechen gegen das Völkerrecht. Jeder einzelne Vertragsstaat gelobt, sich dieses Verbrechens nicht schuldig zu machen.

Artikel 2. Der Staat, der dennoch anders als zur Verteidigung Krieg führt, begeht das im Artikel 1 bezeichnete Verbrechen.

Sie werden also allesamt nur Verteidigungskriege führen. Wie 1914.

* * *

Deutschland über alles

Freiherr Botho v. Zizewitz und Gattin
zeigen die Geburt eines strammen
Jungen an.

Am Gedenktage des siegreichen
Vormarsches in Frankreich.

Ein schwarz - rot - goldenes
Mädel ist in bester Ver-
fassung am Verfassungstage
angekommen.
Reg.-Baum. W. Samson u. Frau.

* * *

Die Kämpfer

— — Die Auszeichnung des braven Vorkämpfers wird daher in allen Kollegenkreisen mit großer Freude aufgenommen.

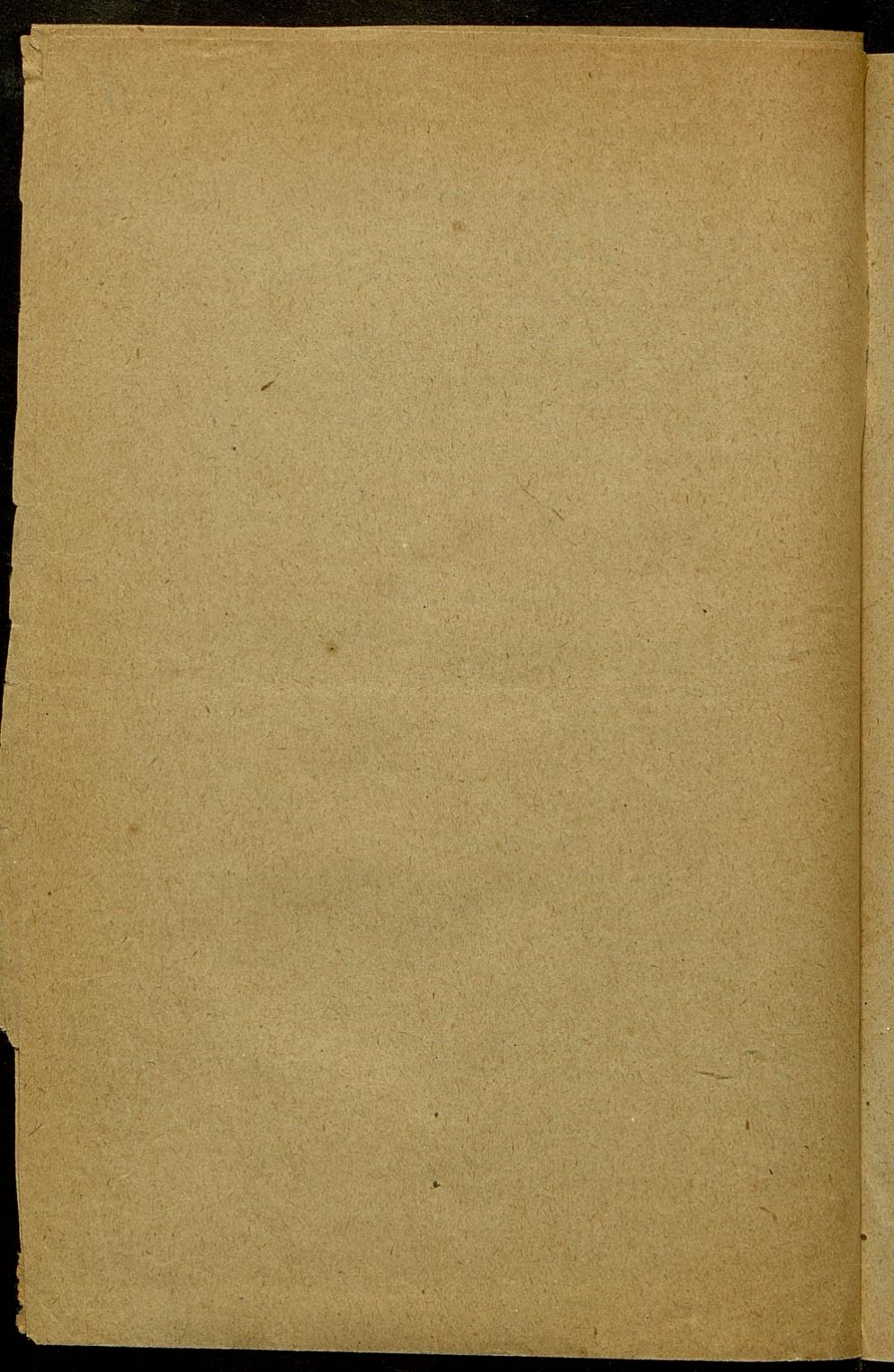
Nämlich des Herausgebers der Korrespondenz Wilhelm.

„Ich kämpfe stets dafür und habe immer dafür gekämpft, möglichst viel herauszuschlagen.“

Immerhin ein verkrachter Oberst, der den Gläubigern einer monarchistischen Bank Rede steht. Wo man hinsieht, Kämpfer. Die Teilnehmer am Weltkrieg hatten keine Gelegenheit zu solcher Aktivität.

* * *

12



Bilder

Die Prägerin des »Neanderthalers« hat auch den sinnreichen Vorschlag gemacht, daß die Gerechtigkeit, die die großen Diebe laufen läßt, wenigstens zulassen sollte, daß man ihnen (die ja sogar zurückkehren können, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt wird), »die Tiepolos um die Pappen haut«. Denn es ist doch kein Börseneinbrecher ohne einen Tiepolo über der eisernen Kassa, den er zumeist hereingeschmuggelt hat, zu denken. Aber die neue Publizistik überläßt ihnen auch die Bilder des alten Sprachreichtums und meint, einem von ihnen könne höchstens der Vorwurf gemacht werden,

daß er sich der Gruppe gegenüber, die ihn in den Sattel hob, schwach gezeigt habe.

Sich das vorzustellen! Doch beim Wechselreiten ist der Sattel unentbehrlich. (Das wissen die, die in solchen Fällen eine Lanze einlegen.)

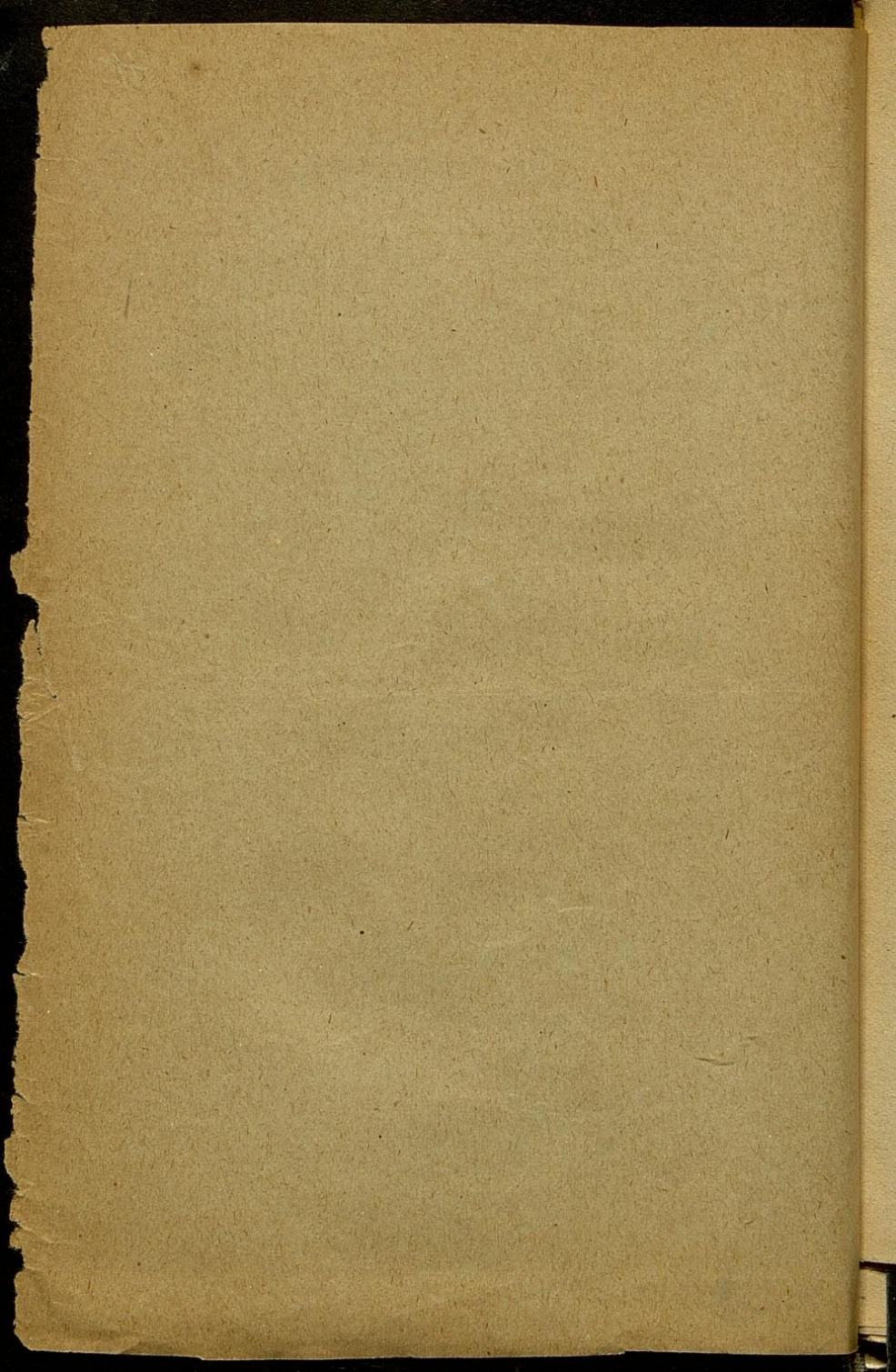
* * *

Die Pest

und zwar die ganz schwere Form, die Budapest, die jetzt über Wien hereingebrochen ist und täglich zu Mittag sich durch die Straßen verbreitet, hat uns mit der Idolatrie des Schiebers auch den neuen Sprachreichtum beschert. Dieser lebt sich in der Libertinage der gelockerten grammatikalischen Fesseln aus und in einem Parvenutum der Sprache, dem nicht nur jedes deutsche Wort ein Fremdwort ist, sondern das auch mit Fremdworten so umspringt, als ob es deutsche Worte wären:

— — Für Camillo Castiglioni gibt es heute nur eines: Zurückzukehren, den Anwürfen die Stirne zu bieten und seinen gefährdeten Unternehmungen persönlichen Rückhalt zu leisten. Nichts wäre für ihn verhängnisvoller, als eine dauernde Dissertation von seinem eigenen Werk.

So naheliegend in der Sphäre der heroischen Börsenberichterstattung die Annahme wäre, daß es sich um eine Dissertation über ein nationalökonomisches Werk handelt, auf Grund deren der bekannte Volkswirtschaftler das Ehrendoktorat der Wiener Universität



erwerben könnte, so ist doch nur eine gewöhnliche Desertion gemeint, die aber besser und der neuen Schieberpathetik gemäßer als Fahnenflucht bezeichnet worden wäre.

* * *

Der Harfenspieler

der Sonn- und Montagszeitung:

— — Heute stellt sich heraus, wer die leichtfertigen Käufer waren, welche zu allen noch so unrentablen Kursen die Pakete mit dem Gelde der Einleger für das »nostro« oder für wenig fundierte Konti kauften. O ja, es war sehr leicht, bei steigenden Kursen zu »placieren«, wenn kleine Bankfirmen, nur, um ihre Tüchtigkeit zu zeigen, ganze Emissionen fix übernahmen und gleichzeitig von der emittierenden Bank so überreichlich mit Taggeldern versorgt wurden. Wenn je, so gehört hieher das alte Wort:

»Ihr laßt den Armen schuldig werden — dann übre laßt ihr ihn der Pein.«
Kein Druckfehler. Wenn je, so gehört er hieher.

* * *

Was er ererbt von seinem Vater hat

und erwirbt, um es zu besitzen, jeden Früh und speziell im Abendblatt, wo er nur mehr spielt und tändelt, das prägt sich am charakteristischesten in einem Satz wie diesem aus, mit welchem er den Zeppelin-Flug, bechowetig und den Daumen an die Feder haltend, begleitet. Vom Krieg sprechend, der die Kulturerrungenschaften »ins Schreckliche und Gräßliche verzerrte« — was ihm damals einen Hauptspaß gemacht hat —, sagt er: Ein Wunder ist es wahrlich, daß die Hoffnung erhalten blieb und daß der Mut nicht gebeugt wurde, trotz entsetzlicher Verluste und schwerer Stöße gegen das Vertrauen.

Das Charakteristische ist die beziehungslose Anwendung von Worten, die Seelisches bezeichnen. Wessen Hoffnung? Welche? Wessen Mut? Wozu? Und vor allem: Wessen Vertrauen? Worauf herauf? Denn dieses ist in seiner Absolutheit absolut schwachsinnig. »Das Vertrauen« hat durch die Gaunerei der Nordisch-österreichischen Bank Stöße erlitten, von der er Geld genommen hat, aber es ist schlechthin paranoid, zu sagen, daß durch den

Weltmord »das Vertrauen« erschüttert wurde. (Wenn er das liest, wird »die Wut« groß sein, das kann man ohne jede Beziehung sagen.) Alle diese Seelenworte werden aber zusammengefaßt in dem »Gemüt«. Der Zeppelin

geht hinüber nach Amerika, um friedlich zu erobern, um neue Freundschaft zu beginnen und alte zerrissene Bande des Gemütes zu erneuern.

Ja, am Gemüt erkennt man ihn. Es ist das kostbarste Erbstück. Ganz besonders aber an der Fähigkeit, mit einer Konstatierung zu schließen, die mit dem Vorhergehenden eben noch durch ein »Wie kommt das zu dem?« verbunden ist. Salto mortale über den Hirnriß.

Aber gewiß ist: die Wasserscheide der Völkerentfremdung ist überschritten. Das Morgenrot steht am Himmel.

Wenn eine Wasserscheide überschritten ist, so bleibt sie doch vorhanden, denn gegen die Geographie ist mit Gewure nicht aufzukommen. Und was hat die Wasserscheide mit einem Morgenrot zu schaffen, das sein Lebtag noch nicht am Himmel »gestanden« ist. Hier sitzt die Krankheit. (Erbt.) Aber Hunderttausende lesen es und sagen: Gott wie gesund!

* * *

Jackie

(Großmann ist mir lieber) hat nach dem Papst und der Akropolis auch Herrn Dr. Hainisch gesehen, er hat nun alles kennen gelernt, was ein heranwachsender Mensch braucht, wenn er ins Leben hinaustreten soll, er hat, um in der Entwicklung nicht zurückzubleiben, sogar einen Empfang der Wiener Presse abgehalten, und so mag man denn begierig sein, wie es ihm im Leben weiter ergehen wird. Vielleicht wird es ihm dereinst fehlen, daß er, als er nach den Tagen der Wiener Begeisterung, die so plötzlich abbrach, weil er es mit den Dimensionen des Zeppelin nicht aufnehmen konnte — daß er, als er damals nach Berlin kam, Ebert nicht zu Gesicht bekommen hat. Wie dem immer sei, die ganze Grauslichkeit dieser Welt ließe sich wohl in nichts besser erkennen als in der pyramidalen Kinderschändung, zu der sie sich nach dem großen Männermorden die Hände gereicht hat, und ein Triumphzug der internationalen Schande bleibt diese

Impresa der Kindlichkeit, an der den Weltwüstling nicht einmal die Assistenz der unternehmenden Eltern abstößt. Aber das perverse Grauen einer Zeit, in der die Säuglinge die Mütter ernähren, wird erst vollkommen im publizistischen Abbild des Gedränges um ein Wunder der Natur, das wahrlich mehr noch als ihre Gnade ihre Grausamkeit bezeugt. Die Neue Freie Presse hat alle Stadien der Erwartung bis zur Erfüllung mitgemacht, und wie das so geht unter dem Zauber der Kindlichkeit, ward sie selbst zum Kinde.

Die Enttäuschung vom Sonntag, an dem viele Tausende den kleinen Künstler vergeblich erwartet hatten, schien zunächst noch nachzuwirken: Nach 7 Uhr war die Zahl der Wartenden vor dem Ostbahnhofe noch verhältnismäßig gering, und man sah der Ankunft des Budapester Abendschnellzuges mit einem gewissen Zweifel entgegen: »Wer weiß, ob Jackie heute kommt!«

No ja, diese Worte sind von ihr natürlich nicht erlauscht worden, sondern sie bemüht sich (selbstredend), der Sprache des Zweifels eine Gestalt zu geben. Wie sagt man, wenn man nicht weiß, ob Jackie heute kommt? »Wer weiß, ob Jackie heute kommt!« Sehr gut. Inzwischen ist das Gedränge beängstigend geworden, der Zug fährt in die Halle und die Neue Freie Presse beobachtet:

Photographen suchen in diesem Durcheinander ihre Apparate vor Beschädigung zu bewahren, einem Herrn wird der Zwickler zerbrochen, eine Dame entdeckt, daß ihre Pelzboa plötzlich auf Nimmerwiedersehen verschwunden ist.

Wenn jemals, so ist hier die alte Wiener Einrichtung, daß bei einem Gedränge vor allem andern gestohlen wird, zu loben. Wie dem Herrn die Beschädigung des Zwicklers — er tröstet sich wohl: »Besser is schon wie gar nix« —, so ist der Dame der Verlust der Boa zu gönnen. Die Sicherheit in Wien wird nur durch die Tagediebe gefährdet. Wenn zum Empfang eines Filmstars bloß die Taschendiebe ausrückten, so würde dergleichen nicht mehr vorkommen. Dann könnten uns nur noch die Beobachtungen der Neuen Freien Presse gestohlen werden. Jackie,

der mit leisem Lächeln auf dem Trittbrett steht und sich in lässiger Anmut an die Griffstange schmiegt,

schließt geblendet die Augen. Aber nicht wegen der Geistesblitze des Vertreters der Neuen Freien Presse, sondern nur im

Magnesiumlicht, und das Trittbrett, auf dem man mit leisem Lächeln stehen kann, ist keines, von wo jener einen Tritt erhält, sondern:

Jackies Vater, ein sympathischer junger Mann, hebt seinen kleinen Buben vom Trittbrett auf den Bahnsteig herüber, Jackies Mutter, eine hübsche Frau mit schwarzem Bubikopf, streicht ihrem Liebling zärtlich über die Wange.

Sie hat auch allen Grund dazu. Wer so für seine jungen Eltern, die nicht mehr arbeiten können, sorgt, hat Anspruch auf ihre Dankbarkeit.

Jetzt aber wird es gefährlich.

Nämlich in dem beängstigenden Gedränge beginnt der Vertreter der Neuen Freien Presse ein Interview, da er offenbar der Meinung ist, daß man einem Kind mit dem Frage- und Antwortspiel Freude bereitet. Zunächst kommt das beliebte Marmelade-Motiv.

Id »Ist es wahr, Jackie, daß Du dir an Marmelade den Magen verdorben hast?« fragt man ihn. »Aber nein«, erzählt er, »ich hätte sehr gern eine ganze Marmeladenflasche aufgegessen; aber ich bekomme ja nicht so viel Jam.«

Nur uns hat die Marmelade, die wir immer wieder aufgetischt bekamen, den Magen umgedreht. Natürlich verzichtet der alte Schmock, der längst nicht mehr weiß, welchen Beruf er verfehlt hat, auch auf die Frage nicht, was Jackie werden wolle, dieser antwortet, das werde er sich erst in ein paar Jahren überlegen, also so viel wie Schmecks! Dann bringt die Familie ihren Ernährer in Sicherheit, doch jener meldet in aller Seelenruhe, daß zahllose Kinder in Gefahr gerieten, in dem Gedränge, in das Jackie sich nicht einlassen will, »niedergetreten und schwer verletzt zu werden«.

Ringsum an den Laternenkandelabern hängen ganze Traubenbüsche von Kindern.

Und wäre eines vom Dach des Autos, in dem Jackie sitzt und auf das etliche Altersgenossen geklettert sind, heruntergefallen, es gäbe eine Beobachtung mehr, aber kein Minus an Empfangsfreude. Das Auto fährt ab. Man sieht noch, daß Jackies Gouvernante »bebrillt« ist. Sie fahren an der »rückwärtigen Front« des Hotels vor. Dies ist eine eigenartige Umschreibung für den hintern

Eingang, den sich der Interviewer vorbehält, wenn er ins Hotel kommt. Dort beobachtet er, daß sich Jackie »in den Appartements«, in die er »seinen Einzug hält«, »unglaublich rasch heimisch fühlt«. Selbstredend hat er auch Zinnsoldaten vorgefunden. Eine Verkleinerung jener Gestalten, die an der ungarischen Grenze, über die er nach Wien kam, seine Altersgenossen erschießen oder zertrampeln. Während er mit ihnen spielt, läßt er sich interviewen, das heißt, er beantwortet »zwischen-durch schön artig« alle Fragen. Diese Doppelbeschäftigung unterbricht er alle zwei, drei Minuten, um sich wieder auf den Balkon zu begeben und die Ovationen der Menge entgegenzunehmen. Wie eben Kinder sind. Das geht so durch eine halbe Stunde: Ovation, Zinnsoldaten, Presse. Auf den Balkon, wieder zurück — ein Kinderspiel. Natürlich läßt sich die Frage aller Fragen, wiewohl schon auf dem Bahnhof negativ beantwortet, nicht mehr unterdrücken:

»Jetzt sag' mal, Jackie, ist das wahr, was die Leute erzählen, daß du in Athen einen halben Topf Marmelade genascht hast?« — »Oh, das ist ja gar nicht wahr! Aber das können Sie mir glauben, wenn ich so was gekriegt hätte, ich hätte es bestimmt aufgegessen!« Er ist wirklich sehr lustig, der kleine Spitzbub!

Bemerkt die alte Kuh.

* * *

Ein neuer Schmock

Ist erstanden, man habe acht auf ihn.

— — Benatzky-Selim — — Daß das verunglückte Experiment der elf Scharfrichter, ein literarisches und dabei nicht langweiliges Kabarett zu schaffen, mehr als ein Jahrzehnt später der Verwirklichung entgegengeht. — —

In der jüngsten Vergangenheit hat sich in der Schauspielkunst ein Stil herauskristallisiert, der in der Übersteigerung der Tragik zu einem verzweifelten und doch befreienden Lachen besteht. Er ist eine Art passiver Satire ohne die Heldenpose des literarischen Satirikers, ein Mittelding zwischen den tragischen Lozelachs Karl Kraus' und dem resignierten Da-kann-man-nix-machen-Humor Bernard Shaws, ein Stil, der beispielsweise von Jannings virtuos beherrscht wird und wie gesagt, in Chaplin seine höchste Steigerung hat — —

Ringelnatz — — Blandine Ebinger — — Elisabeth Bergner — — Grunewald und Greco — — Strindberg oder Weininger — —

Und endlich, in ihrem Liedchen von der kleinen, chinesischen Prinzessin Minutti, die Bauchweh zu haben glaubt, während sich etwas Kleines in ihr regt, da wächst sie zur Sage empor. — Schöpfung des neuen Mythos — — Dabei gravidiert alles nach dem Osten — —

So ist es, zumal unter den Umständen der kleinen chinesischen Prinzessin. Es ist alles da, nicht so wie bei arme Bocher. Inklusive Chaplin, ohne den heute überhaupt kein Literaturleben ist. (Kierkegaard vermisste ich.) Und daß die Elf Scharfrichter »mehr als ein Jahrzehnt« zurückliegen, ist auch ganz richtig. Sie waren zwar kein »verunglücktes Experiment«, aber sie wirkten zu einer Zeit, wo die neuen Schmöcke, die zu allem alles und nichts zu sagen haben, noch nicht geboren waren.

* * *

Richtlinien für die neue Kunst

1/A
Mopp — man stelle sich nur vor, daß ein Genius sich so nennt — wird von der Wiener Kunstreportage, die gemacht hat, daß sein Name in der »großen Welt« einen guten Klang hat, nun als Heimkehrer gefeiert. Denn die Zeitung macht alles. Sie läßt einen Schützling so lange »verkannt« werden, bis, nach anhaltendster Auslandsreklame im Inland, der nemo als propheta in sua patria dasteht. »Eines ist sicher«, ruft der Kundigsten einer, »die österreichische Malerei hat einen neuen Führer gefunden!« Und läßt sich vom Erlebnis Mopp zu der folgenden prinzipiellen Darlegung hinreißen: — — Wir leben nicht mehr in der Zeit des bürgerlichen Heimideales, der stillen Geruhsamkeit, und gemalte Pflaumen mit Gemüse bringen in uns nichts zum Schwingen. Ein Mensch der Großstadt, der zwischen Autos, Börsenkursen, Kokotten und Konferenzen dahinlebt, seine freie Zeit am Sportplatze und im Gebirge zubringt — was soll dieser Mensch mit einem Bilde beginnen, in dem keine Spur vom ganzen Geist der Zeit enthalten ist? Mag es malerisch noch so schön durchkomponiert sein — Zwetschken und Grünzeug haben für uns nur in gekochtem Zustande Interesse.

Erst wenn die Künstler hinausgehen werden auf Fußballplätze und Skischanzen, ins wirkliche Leben hinaus, wenn sie in Konzertsälen und im Räderlärm der Straße erkennen werden, was die Menschheit bewegt — dann erst wird die bildende Kunst ihren verlorenen Platz wieder erringen . . .

Das sind einmal Kunstprinzipien, die Hand und Fuß haben.

* * *

Serpentinedankengänge

» — Die alte Guckkastenbühne wurde vor ein paar hundert Jahren von den Italienern erfunden, um prachtliebenden Königen die Zeit zu vertreiben. — Heute gibt es keine Könige mehr, und das Volk füllt die Kinos, die Tanzsäle und die Tribünen um den Boxring. Das Theater ist erledigt. Man kommt nur dann ins Schauspielhaus, wenn man eine Freikarte hat — —. Das Publikum sitzt rings um die Plattform herum und sieht in die Tiefe, aus der die Schauspieler auf dem Serpentinweg nach oben eilen oder fahren. Der Schauspieler ist nun kein Schaustück mehr, sondern ein Mensch, der mitten im Volke steht, von allen Seiten sichtbar.«

Bis zum Umsturz scheinen die Könige die Theater gefüllt zu haben und weil es keine Könige mehr gibt, freut auch das Volk die ganze Theaterspielerei nicht mehr und es besucht lieber den Boxring. Um nun dem Theater wieder aufzuhelfen, blieb nichts übrig, als ihm die Form des Boxrings zu geben, an der nun einmal das Volk sein Gefallen gefunden hat und gewiß auch die Könige ihre Freude hätten, wenn es sie noch gäbe. Was die Freikarten betrifft, die den Schauspielhäusern noch eine gewisse Anziehungskraft sichern, so scheinen bei den Aufführungen der Raumbühne keine ausgegeben worden zu sein, weshalb die Wahrnehmung gemacht werden konnte, daß das Ineinanderfluten von Bühne und Publikum auf Schwierigkeiten stieß. Der Schauspieler war zwar kein Schaustück mehr, sondern ein Mensch, der von allen Seiten sichtbar war und dem zu seinem Glück nur das eine fehlte: mitten im Volke zu stehen.

— — »Sie meinen also, Herr Kiesler, daß Gretchen auf dem Motorrad zur Plattform hinaufjagt, oben das Lied am Spinnrad singt und dann im Lift in die Tiefe saust, während inzwischen Faust und Mephisto im Kleinauto den Serpentinweg heraufbrausen?« Herr Kiesler bleibt völlig ruhig. »Ich glaube nicht, daß wir den Faust spielen werden. Es gibt Stücke genug, die sich für meine Bühne eignen. Wir beginnen mit der tragischen Revue eines Berliner Dichters. Doch ich habe die Absicht, auch Aeschylus und Sophokles aufzuführen.«

Noch besser aber als für die Dramen dieser Autoren dürfte sich die Raumbühne für Stücke eignen, in denen eine Raumbühne vorkommt.

Sie hat eine Idee

— — Denn trotz alledem, sie hat eine Idee. Spiralenförmige Schleifen führen zum höchsten Plateau. Die Schleifen ähneln einer Motorfahrbahn, das Plateau gleicht dem Ring eines Boxkampfes. Darüber kann man lächeln. Aber man kann nicht leugnen, beides ist in unserer Zeit enthalten und unterscheidet diese Tage von andern, von vergangenen und künftigen. — —

Wenn das Theater die Motorfahrschleifen übernimmt, was bedeutet das anderes, als daß versucht wird, allem Bewegten, Leidenschaftlichen, Kämpferischen im Innern eines Dramas ein äußeres Bild zu geben, eine sichtbare Unterstützung. Jedes Drama rast ja eine Weile in steiler Wendung hinauf, ist da nichts als motorische explodierende Kraft. Aber jedes Drama wird auf seiner Höhe Besinnung, Bekenntnis und Forderung. Da kämpft Idee gegen Idee, Geist gegen Geist und es gibt Besiegte und Sieger. Wie im Boxerring. Alles Große, alles ewigkeitswill, wird von diesem Plateau klar sprechen, wie auf der Spirale alle trübe Leidenschaft noch mit sich ringt.

Diese Idee der Raumbühne finde ich fruchtbar und zukünftig. — —

Oskar Maurus Fontana.

* * *

Der Nörgler

— — Zum Schluß dankte der Vorsitzende Bürgermeister Seitz für die Anerkennung und, wie er sagte, in gleichem Maße auch für die Kritik. Der Zweck des Festes ist erreicht. Wir haben gezeigt, daß Wien das Alte, das wir als Erbe übernommen haben, nicht nur bewahrt oder etwa konserviert, sondern daß es das Alte lebendig erhält und es der neuen Zeit vermittelt — — Ich stehe aber nicht an, zu sagen, daß wir derartige Veranstaltungen auch aus Gründen des wirtschaftlichen Interesses treffen. — — Wir wollen, daß die Fremden, die hieher kommen, fühlen, daß sie in einer Stadt großer Kultur sind. — — Freilich, immer, wenn wir ein Stück Wien sehen, taucht auch gleich die typische Wiener Gestalt des Nörglers auf. Er war selbstverständlich auch beim Musikfest, den werden wir nie aus uns herausbringen. — —

Er hat auch die Theaterausstellung im Rathaus gesehen, die sehr reichhaltig war und indem sie das Alte mit dem Neuen vermählte, nicht nur Reliquien aus dem Zeitalter Raimunds und Nestroys bot, sondern auch die Porträts Brammers und Grünwalds, ein Ölgemälde, darstellend Josma Selim (aus dem Besitz Ralph Benatzkys), und eines, darstellend Benatzky (aus dem Besitz Selims),

eine Dr. Bergauer-Gruppe, zwei Tafeln, enthaltend sämtliche Photographien der Mitglieder der »Hölle« mit eigenhändigen Unterschriften für Julius Bauer, manches den Werdegang Nästelbergers Betreffende und last not least das Konterfei Dörmanns. Er hat aber, wiewohl er als rechter Nörgler auch manches aussetzen muß, wie daß zum Beispiel Leopoldi-Wiesenthal nicht vertreten waren, keineswegs die Absicht, die Hoffnungen des Optimisten auf eine Wiederholung des Festes herabzustimmen.

* * *

Ich bezieh halt alles auf mich

»Wieder ein Bahr-Abend, der den Widersachern des Wandlungsreichen den Kampf gegen ihn erschwert.«

Mir nicht.

»Ein Werk, in welchem der gute Europäer Hermann Bahr seinem Ursprung nachging, wird man wohl lieben müssen, wenn man Bahr liebt — und wer tut das nicht?

Ich.

Aber gerade diese Liebe mahnt zur Vorsicht.

Möcht' ich auch meinen.

Und so muß denn ganz behutsam die Frage aufgeworfen werden, ob diese fünf Akte in der Tat auf die Bühne gehören . . . «

Da wär' ich wieder beherzter.

* * *

Aus Bethulien

— — Wenn sie das Zelt des Holofernes betritt, erweist sich, daß ihr Begehren, dem »ersten und letzten Manne« anzugehören, größer war als die »Sendung«, den Peiniger ihres Volkes zu beseitigen. Wie drängt ihr Leib nach dem Gewaltigen, Überragenden, dessen Grausamkeit ihre Seele verabscheut, wie schreit ihr Blut nach dieser männlichen Bestie, die sie wie ein ekles Untier vernichten möchte, wie schmilzt ihr Haß in seinen Armen, wie herrlich kämpft, wie leidvoll-beglückt unterliegt ihr Frauenstolz seiner Brunst. Meisterhaft auch die adelige Ruhe in der Schlußszene. Ein Frauenleben ist abgeschlossen und die Not, die eine furchtbar schöne Stunde brachte,

wird durch die Überlegung gelindert, daß jetzt die Leuten sorglos ihren Kohl bauen dürfen.

Gewiß, es kommt bei Hebbel vor. Aber die Schauspielerin muß doch nicht ganz beim Erlebnis gewesen sein, wenn sie schon an die Kritik dachte.

* * *

Verbroigter Loibusch

Wenn, wie sonst berufsmäßige Verkleinerer behaupten, die Presse das große Übel der Welt ist, so sind die Druckfehler das Korrektiv und im Gegensatz zum sonstigen Text unbezahlbar. Druckfehler beziehen von der Autorität des Drucks die Macht, Lebensstatsachen zu schaffen wie dieser selbst, aber als ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will, wirken sie zumeist Segen. Daß Seine Majestät gehurt haben, war vielleicht der erste Aufschluß, den der Untertan über das Wesen der Monarchie empfang, weil er sich das bis dahin gar nicht hatte vorstellen können. Was aber ist ein verboigter Loibusch? Ich weiß es nicht, doch weiß ich, wenn es ein Druckfehler war, so hat er auf das glücklichste den Sinn der k. k. Staats- und Kriegswelt anno 1915 als den Inbegriff des Wirrsals ausgedrückt, da unter dieser Chiffre ein Scherflein in der Neuen Freien Presse ausgewiesen erschien, welche damals mit rabiaten Leitartikeln und 30·5 cm-Titeln in das Chaos fuhr, als wollte der alte Biach sich den Sieg mit Gewalt richten. Als es schon im Gemäuer rieselte und ich im Frühjahr 1915 in Rom wußte, daß die repräsentierenden Dummköpfe der Mittelmächte — bei denen das Mittel vom Maß ihrer intellektuellen Macht bezogen war und darum jede Vermittlung aussichtslos machte —, daß sie sich also auch mit Italien verrechnet hatten, und als ich diese Tatsache einer Freundin melden wollte, deren geistige Fähigkeit ausgereicht hätte, den ganzen Weltkrieg zu verhüten, die ihn aber im Gegensatz zu Herrn Berchtold nicht überleben durfte, telegraphierte ich ihr bloß das Wort: Verbroigter Loibusch, und die Zensoren waren davon so fasziniert, daß sie es durchließen. Es bedeutet, anders als jene andere rätselhafte Wortbildung, die ich in diesem Heft dem Sprachschatz einverleibe, einen mehr durch persönliche

Verhatschung, mehr durch Ohnmacht und eigenes Ungeschick als durch das Geschick oder die Macht der Verhältnisse hervorgerufenen Pallawatsch. Es ist dem verbroigten Loibusch eigentümlich, daß das Wort den Zustand, aus dem es geboren ist, auch erzeugt, einen Zustand, den man noch mit einem andern suggestiven Wort bezeichnen könnte, das demselben Kulturkreis zugehört und worin das Wirrsal der Sache und das Wirrsal des Ausdrucks zu ebenso sinnfälliger Deckung gelangen, so daß man schon vom Hören eben das in sich vorgehen fühlt, was es besagen will: man wird »mewulwel«. (Nämlich von all dem so, als ging' einem ein Mühlrad im Kopf herum.) Der größte verbroigte Loibusch nach dem Weltkrieg ist bekanntlich die Affäre Sternberg. Aber auch jeder Wiener Strafprozeß, der nur ein Mal durchgeführt wird, bietet ein vollkommenes Abbild von einem solchen, schon an und für sich und wie erst im Spiegel einer Berichterstattung, welche die Welt des Gerichtssaals als Vorstellung bei aufgehobener Kausalität zeigt und Richter, Staatsanwalt, Verteidiger, Angeklagten, Zeugen und Psychiater in einem undurchdringlichen Wortgemenge begriffen vorführt, bei dem der Unbeteiligte mit verminderter Zurechnungsfähigkeit davonkommt, denn er wird ganz mewulwel. Kein Tag der Zeitung ohne die Indizien (für die darum jetzt auch das Fremdwort »Inzichten« gebraucht wird) einer sprachlich und logisch aus den Fugen geratenen Zeit, die, Schmach und Gram, ich zur Welt einzurichten kam. War der »verbroigte Loibusch« ein Druckfehler, so kann ein Druckfehler einen verbroigten Loibusch ergeben, in welchem Fall die von ihm bewirkte Verwirrung, Verwirkung und Verwirksung bis zur Harmonie der Dinge gesteigert wird. Ein drolliges Beispiel für solchen Loibusch ist ein Gerücht, welches sich an die neueste Berliner Theatergründung des Herrn Reinhardt knüpft. Druckfehlern ist geradezu die Kraft der Legendenbildung gegeben und sie können unter Umständen darüber entscheiden, ob eine Persönlichkeit heilig zu sprechen oder eher zu steinigen ist. Herrn Reinhardt ist die bessere Chance eröffnet. Hartnäckig erhält sich nämlich die Version (die in diesem Fall wirklich eine Lesart ist), daß er mit seinem neuen Theater kein Geschäft machen wird. Das ist aber keine Prophetie — die bei einem Theater der oberen Zehn, das vermutlich auch »Bäder im Haus« hat, ja nicht eben

W

den Blick einer Theaterkassandra erfordert —, sondern geradezu ein direktoriales Programm. Reinhardt will kein Geschäft machen. Müde der Praxis, an viertausend Proletariern, die einen Zirkus füllen, zu verdienen, hat er sich auf der Mittagshöhe seines Wirkens entschlossen, sich für die Bankdirektoren zu opfern und ihnen ein Schmuckkasterl hinzubauen, wo die künstlerische Teilnahme einer auserwählten Schar ihm Lohn sein wird, der reichlich lohnet. »Der Zuschauerraum, der nur Platz für etwa 500 Personen bietet, wird in enger Anlehnung an den Rokokostil ausgestattet sein.« Und sie sollen bei jeder Loge auch ihr Speiszimmer haben und auch »einen tippig ausgestatteten Salon als Vorraum, in dem die Logeninhaber während der Pause Cercle halten können«. Alles in Rokoko. Dicke Teppiche werden das geringste sein, was er ihnen hinlegt, so daß sie sich kannibalisch wohl fühlen können wie jene anderen Wesen, die ihrer Zahl nach das Reinhardtsche Theater gleichfalls gefüllt hätten. Er selbst aber wird darben. So war es wenigstens im Neuen Wiener Journal zu lesen und das Kuriosum war dort mit Recht in Sperrdruck gesetzt:

Weite, bequeme, gepolsterte Sessel werden den Raum füllen. Einen Reingewinn wird das Theater nicht haben.

Mißtrauisch wie ich in Kulturangelegenheiten bin, und nicht so leicht mewulwel zu machen, verglich ich den Text des Telegramms mit dem ziemlich gleichlautenden in den andern Blättern, wobei sich herausstellte:

Dicke Teppiche und weiche, bequem gepolsterte Sessel werden den Raum füllen. Ränge wird das Theater nicht haben.

Das macht aber nichts, das Gerücht erhält sich. Vielleicht jedoch ist es wahr oder kann mindestens neben der Wahrheit bestehen: Das Theater wird keine Ränge und keinen Reingewinn haben. (Zwei Tatsachen, wovon die erste freilich nicht erst im Lauf der Saison offenbar wird.) Wie das aber schon so geschieht, packte gleichzeitig der verbroigte Lolbusch die ökonomische Welt der Reinhardt Bühnen von einer andern Seite. Hatte er ihn dort zum Mäzen gemacht, so machte er ihn hier zum Schmutzian. In einem Feuilleton »Gruß an Max Reinhardt«, worin ihm als Verdienst angerechnet wurde, daß er sogar bis nach Prag gegangen sei, um sich Schauspieler zu holen, war dem Grüßer eine Wendung

entruuscht, die vielleicht auch als Lob der Tatkraft gemeint war, aber eine so bittere Bosheit enthielt, daß der Loibusch am nächsten Tag als Druckfehler verbroigt werden mußte. Wenn er wirklich einer war, so war er einer der besten, die je gemacht wurden, und verbroigte nun den folgenden Loibusch:

(Reinhardt und die Gagen seiner Schauspieler.) In unser Feuilleton vom vorigen Samstag, »Gruß an Max Reinhardt«, hatte sich ein peinlicher Druckfehler eingeschlichen. Es stand dort zu lesen: Andere (seine Schauspieler nämlich) holte er ohne Gage aus seiner eigenen Statisterie. Das sollte selbstverständlich Reinhardt nicht nachgesagt werden, daß er keine Gagen zahle. Der Passus soll richtig heißen: »... holte er ohne Zahl ...«

»Ohne Zahl« ist natürlich kein Druckfehler für »ohne zu zahlen«, der wäre noch peinlicher. Sollte Herr Reinhardt aber wirklich Statisten ohne Zahl als Schauspieler beschäftigt haben — wie etwa die Zöglinge seiner Schule, die bald nach einer Premiere unter den Namen der Stars auftraten —, und ihnen allen Gage gezahlt haben, so wäre es kein Wunder, daß er schon damals ohne Reingewinn dastand. Man darf aber einen verbroigten Loibusch nicht analysieren und nicht in Ordnung zu bringen suchen, sondern muß ihn nehmen wie er ist, um Freude an ihm zu haben. Druckfehler fördern so sehr die Legende, daß sie das beste Mittel der Aufklärung sind. Sie geben den Erscheinungen erst das Profil. Wenn die Zeitungen bloß den Text richtigstellen wollten, der keine enthält, könnte noch alles gut werden.

* * *

Unser Preisausschreiben

Breitner muß vor allem eines konstatieren:

den Niedergang der Operette.

Die Operette steht vor einer inneren Umwandlung, sie muß aus dem Knusperhäuschen mit dem Sentimentalitätsbrei hinaus, sie muß sich ein Reformkleid anmessen lassen. Diesen Übergang darf man ihr nicht durch unerträgliche Steuerbelastung erschweren. Gegen die Zeit und gegen die Entwicklung läßt sich eben nichts ausrichten.

Sehr richtig, aber wenn der Verfasser dieser Sätze imstande ist, zu sagen, was er sich dabei gedacht hat, sowohl was das Verfahren betrifft, die Operette aus dem Knusperhäuschen mit

dem Sentimentalitätsbrei ins Reformkleid zu bringen, wie den Vorschlag, solches durch Steuererleichterungen zu fördern, so erhält er zwar keine »Reise nach Paris«, aber ein Retourbillett nach Budapest, und zwar zu dauerndem Aufenthalt.

* * *

Das Herz

Budapest, 1. Oktober.

Budapest hat seit einigen Tagen eine neue Sensation: Sechzehn elegante und robuste Toreadoren und zehn herrliche spanische Stiere sind Sonntag aus Madrid in Budapest angekommen. Der Empfang am Bahnhof gestaltete sich zu einem großen Lokalereignis. Tausende und Abertausende Menschen, unter ihnen auffallend viel Frauen, überschwemmten den Platz vor dem Bahnhof, um den Einzug der spanischen Stierfechter zu bewundern. Man warf ihnen Blumen zu und sie wurden stürmischer gefeiert als die ungarischen Sieger der Pariser Olympiade. — —

Emilio R. Boltano ist der Champion der in Budapest weilenden Stierfechter. Sein Name ist in der ungarischen Hauptstadt über Nacht volkstümlicher geworden als der des meistgefeierten Operntenors oder des bekanntesten Fußballspielers. Seit seiner Ankunft ist dieser neunundzwanzigjährige Athlet der Held des Tages, der Günstling des Publikums, der Liebling der Frauen. Autogrammsammler, sportbegeisterte Jünglinge, kleine Gymnasiasten, elegante Damen lauern ihm vor dem eleganten Donaustrandhotel, in dem er vier Zimmer innehat, auf, um den spanischen Stierfechter sprechen zu können. Besonders die Damen scheinen den Athleten ins Herz geschlossen zu haben. — —

*

Bild der ,Woche'

Stierkämpfe in Budapest: Der Espada gibt dem Stier den tödlichen Stoß. Das Tier trägt am Rücken vier Banderillas, die ihm vorher, um seine Wut zu steigern, ins Fleisch gestoßen wurden.

Phot. Schirner

*

Budapest, 20. Oktober.

Gestern wurden im Uj-Pester Stadion die ersten Stierkämpfe abgehalten. Das Publikum war besonders dadurch, daß die Stiere ziemlich zahm waren, enttäuscht.

Notizen

Die dreifache Zuverlässigkeit des Herrn Robert

Der Bühnenverein teilt mit: Zwischen dem Deutschösterreichischen Bühnenverein und Professor Dr. Eugen Robert wurden sämtliche Differenzen in einer ausführlichen Aussprache friedlich bereinigt.

Präsident Stärk gab im Namen des Bühnenvereines die Erklärung ab, daß die Stellungnahme des Bühnenvereines in der Frage der Konzessionserneuerung für die Renaissancebühne lediglich eine grundsätzliche war, das heißt, daß der Bühnenverein aus wirtschaftlichen und künstlerischen Gründen auf dem Standpunkt steht, daß es zu vermeiden sei, zwei oder mehrere Theaterkonzessionen einem Direktor zu verleihen.

Dagegen erklärt der Deutschösterreichische Bühnenverein ausdrücklich, daß er nichts gegen Herrn Dr. Eugen Robert einzuwenden hat, solange dieser nur Pächter einer Wiener Theaterkonzession ist, da seine moralische, künstlerische und wirtschaftliche Zuverlässigkeit in keiner Weise angezweifelt wird.

Professor Dr. Eugen Robert gibt seinerseits die Erklärung ab, daß er die Beschuldigungen, die er gegen einzelne Funktionäre des Bühnenvereines, insbesondere gegen den Vizepräsidenten Kurmann, im Verlaufe der Differenzen erhoben hat, zurückzieht und daß er der Ehre keines der Herren, insbesondere der des Herrn Vizepräsidenten Robert Kurmann, nahetreten wollte. — —

Wenn dies inzwischen auch überholt sein sollte, so möge der Bühnenverein (der es an derselben Stelle erklärt hat, an der kurz vorher die Zuverlässigkeit des Herrn Robert von mir an einem eklatanten Beispiel dargetan wurde), so möge er schon jetzt zur Kenntnis nehmen, daß er sich das Porto für ein Huldigungsschreiben zu meinem sechzigsten Geburtstag ersparen kann. Man denke nur, Herr Robert verletzt eine seiner klarsten direktorialen Verpflichtungen: Tantiemen zu zahlen, und der Bühnenverein zweifelt nicht an seiner wirtschaftlichen Zuverlässigkeit. Er zahlt diese Tantiemen nicht, wiewohl sie der erbarmungswürdigsten Not zufließen sollen, der der Hinterbliebenen verunglückter Bergarbeiter, und die Gewerkschaft der Bühnenproletarier zweifelt nicht an seiner moralischen Zuverlässigkeit. Gewiß, es handelt sich um Wiedereinstellung von Mitgliedern, um Dinge der Lebensnot, und da mag man schon das Gegenteil von dem erklären, was man kurz vorher erklärt hat, auf die Gefahr hin, daß sich die Frage erheben könnte, was denn gegen die Verleihung zweier oder mehrerer Theaterkonzessionen einzuwenden und warum

sie »zu vermeiden« sei, wenn die künstlerische und wirtschaftliche und überdies die moralische Zuverlässigkeit des Pächters in keiner Weise angezweifelt wird. Da wäre man doch weit besser dran, wenn man die vielen Konzessionen, statt sie zwischen dem zuverlässigen Herrn Robert und weniger zuverlässigen Elementen aufzuteilen, gleich in die bewährten Hände des einen Mannes legte, den man schon kennt und schätzt. Eben erst war die Kumulation aus dem Grunde des Mangels solcher Zuverlässigkeit bekämpft worden, aber nun, da diese nicht mehr angezweifelt wird, warum wird jene überhaupt noch verpönt? Allerdings geschieht es ja bloß grundsätzlich. Und der Bühnenverein hat nichts gegen den Herrn Robert, »solange« er nur Pächter einer Wiener Theaterkonzession ist. Wie lange aber ist er es »nur«? und was tut der Bühnenverein, wenn er es nicht nur ist? Man sieht, die Sachen stoßen sich wieder einmal hart im Raum, doch leicht haben's die Gedanken wahrlich auch nicht, beieinander zu wohnen. Die Schwierigkeit zeigt sich schon in der Vereinigung der Begriffe: »Schauspieler-Organisation«. Das ist wie die Verleihung von zwei grundverschiedenen Konzessionen. Die Theaternatur zu organisieren, das war wohl eine der bewundernswertesten Leistungen des Sozialpolitikers Sisyphus. Die größte soziale Befreiungstat: die Aufhebung der Preßklaverei, die Befestigung der Standeswürde durch Abschaffung der Angst vor dem Herrn Doktor, wurde noch nicht einmal versucht. Aber sonst gibt es Erfolge, indem es immerhin gelingen mag, von Zeit zu Zeit — keineswegs durchhaltend — den Theater-Direktoren unangenehm zu werden. Und zum Schluß sind sie, und just die ärgsten, immer wieder obenauf und der Gewinn der Angestellten wird mit einem moralischen Rückzug bezahlt, der jenen das Terrain zu weit schlimmeren Vorstößen freimacht. Wäre es anders, der Sklavenmarkt der Zeit wäre doch wenigstens um den Ekel, den das Problem der »Rotters« bedeutet, ärmer.

*

Zu dem Prozeß wegen der Tantiemen sei zunächst die im letzten Heft auf S. 125 enthaltene Bemerkung freiwillig berichtigt: daß die Mahnung des Advokaten, die auch »an die andere Adresse erfolgt« war, von dieser, also von Herrn Geyer ohne Antwort geblieben sei. Die Zuschrift kam, wie später bekannt wurde, von dem Ort, an dem sich der Adressat aufgehalten hatte, als unbestellbar zurück. (Die Behauptung war aber doch richtig. Wieso? Weil, wenn Geyer den Brief erhalten hätte, auch keine Antwort gekommen wäre.) Allein Tatsache ist, daß ihn in der Sache selbst keine Schuld trifft, wie aus dem Verlauf des Prozesses sich ergeben hat. Herr Robert war so sehr von seiner Verpflichtung überzeugt, daß er zur Verhandlung weder selbst erschien noch sich durch einen

Advokaten vertreten ließ. Er wurde, am 15. Oktober, durch Versäumnisurteil zur Zahlung der K 9,716.100 und der bis zum Zahlungstag erwachsenden Zinsen verurteilt, welche mit dem Betrag der Spesen, die mein Anwalt demselben wohlthätigen Zweck widmet, diesem nach erfolgter Pfändung überwiesen werden sollen. Die Gloggnitzer Hinterbliebenen werden also zwar lange, jedoch nicht vergebens gewartet haben und sogar mehr erhalten, als wozu Herr Robert ursprünglich verpflichtet war. Daß in Wien ein Mann Theaterdirektor sein könnte, der, während er in Berlin Geschäfte macht, es auf die Pfändung der Tantiemen durch einen Autor ankommen läßt, mit dem er in den Zeitungen renommiert hat, ist denkbar, wenngleich geeignet, die Schweineställe zu einem Protest gegen die fortwährenden Vergleiche mit den Theaterbetrieben zu ermutigen. Freilich kann Herr Robert sagen, daß er mit seinem Hinweis auf meine Aufführungen bloß seine künstlerische Zuverlässigkeit dartun wollte und nicht auch die wirtschaftliche und die moralische. Die bezeugt ihm erst der Deutschösterreichische Bühnenverein, welcher erklärt, daß er nichts gegen ihn einzuwenden habe. Umso mehr ich gegen den Deutschösterreichischen Bühnenverein.

Vorlesungen

Großer Konzerthausaal, 5. Oktober, 7 Uhr (Zum Gedenken an den Weltkriegsbeginn):

I. In dieser kleinen Zeit (Einleitung. — Vergl. »In dieser großen Zeit«, gesprochen am 19. November 1914 im Mittleren Konzerthausaal. — Inschriften: Nibelungentreue; Umsturz; Wohnungswechsel (mit Musik von Mechilde Lichnowsky, wiederholt). — Die Auswirkungen und Folgen der russischen Revolution für die Weltkultur (Ein Briefwechsel). — Die Jerichoposaune (Aus »Nachts«, Oktober 1915. Mit Vorbemerkung). — Couplet des Schwarz-Drucker (mit Musik nach Angabe des Verfassers) / Die Psychoanalen (mit Musik von Heinrich Jalowetz). — Beethoven und Goethe, Vorbilder und Lebensführer.

II. Vorwort (Klarstellung). — Die letzten Tage der Menschheit, Schlußszene des V. Aktes (gekürzt; mit Vorbemerkung).

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmierlös): K 3,718.000 (davon K 700.000 bereits in Nr. 657—667, S. 97 ausgewiesen) für Notleidende.

Vorbemerkungen:

Ich lese nun »Die Jerichoposaune«, erschienen Oktober 1915, die getreue Nachbildung eines Tons, der uns vor zehn Jahren im Ohr gehämmert hat, aber durch Vererbung uns bis auf den heutigen Tag, wenn schon nicht mit der alten Intensität erhalten geblieben ist, ganz im Stil des Leitmotivs: Noch ist Lemberg in unserem Besitz, oder auch: Noch ist Polen nicht verloren.

Wegen Zeitmangels und auch um die Aufnahmefähigkeit für den Schluß der sprechenden Erscheinungen zu erhalten, muß

diesmal unter vielen Dialogstellen und Visionen die furchtbarste der Hinrichtung der zwei Unschuldigen entfallen. Das Maß der beglaubigten und nie zu vergessenden Greuel bleibt darum doch gigantisch und dem Marstheater vorbehalten.

*

Mittlerer Konzerthausaal, 19. Oktober, halb 3 Uhr:

I. Wir zwei. — H. H. / Die Wendung / Ein Witzblatt / Was der Christ und der Jud beobachten. — Was Herr Castiglioni umsonst erhalten konnte. — Die Schalek in Japan (Bearbeitung von »Die Schalek in Japan« und »O dieser Kawado!«).

II. Warum (»Ich habe im Juni dem Musik- und Theaterfest präliediert«) / Panik / Spiel der Wellen / Einen Stüber / Ein sonderbarer Schwärmer / Der tägliche Bericht (mit Vorbemerkung). — Ehre, wem Ehre gebührt!

III Eeextraausgabe — I (36 Verse gestrichen; mit Vorbemerkung).

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmrlös): K 960.000 für die Hinterbliebenen Kurt Eisners (Frau Elsner Eisner, Gengenbach i. B., Deutschland) und andere Notleidende.

Auf dem Programm:

Der Verfasser (oder die Verfasserin) des leider anonymen Briefes, in dem über schlechtes Hören des letzten Vortrages im großen Saal geklagt wird — »mein Sitz war im letzten Drittel Parterre« —, möge sich melden, um zur Entschädigung einen guten Platz für den nächsten zu erhalten. Doch die in dem Brief ausgesprochene Ansicht: »Es ist ganz unmöglich für einen Einzelnen — selbst wenn er über Stimmittel wie die Ihren verfügt — diesen Raum zu füllen«, ist irrig. Weil er über solche Stimmittel verfügt und ihrer natürlichen Anpassung an die Dimension keinen künstlichen Widerstand entgegengesetzt. Dies war ehemals paradox, aber nun bestätigt es der Raum. Denn es ist manchen großen Sälen eigentümlich, daß die laute Stimme unverstanden bleibt. (Leiseres Sprechen wird dann wohl wieder von den vordern Reihen nicht gehört.) Die Sprechtechniker können sichs richten. Im gegebenen Fall war das schlechte Hören — über das sich der entfernteste Galeriebesucher nicht beklagt hat — auf bestimmte Plätze, vor allem Logensitze, beschränkt. Aber es wird wohl keinen Saal, ob groß oder klein, geben, der solche Eigentümlichkeiten nicht aufweist, und das Malheur kann, wenn es so rührenden Ausdruck findet wie in jenem Briefe, ausnahmsweise gutgemacht werden. Bei dieser Gelegenheit sei ein für allemal ersucht, Briefe mit der Bitte um Verschiebung eines Vortrags, der mit einer andern Veranstaltung kollidiert, an die sich der Schreiber bereits vergeben hat, zu unterlassen. Die Zumutung, das Datum eines Vortrags selbst in dem Zeitpunkt, da es noch möglich wäre, von der Rücksicht auf eine Gleichzeitigkeit, die ja wohl immer vorhanden ist, bestimmen zu lassen, ist grotesk. Sie wäre

mit weit größerer Berechtigung an die Veranstalter der konkurrierenden Darbietungen zu stellen. Daß aber gar die Interessenten eines Fußball-Matches in solches Dilemma geraten und darob Beschwerde führen müssen, ist bedauerlich. Hoffentlich haben sie die einzig richtige Lösung gefunden: heute im Saal zu fehlen.

Vorbemerkungen:

»Der tägliche Bericht« behandelt den täglichen Fall Adalbert Sternberg. Diese Glosse bleibt also immer aktuell, und es trifft sich gut, daß der Graf Herberstein gerade auch am Hotel Hungaria in Budapest vorübergegangen ist.

Ich habe meinen Augen und Ohren nicht getraut, als ich kürzlich in der Neuen Freien Presse, die sich über den harmlosen Betrug irgendeiner »Extraausgabe« ereiferte, den Ruf, der vor zehn Jahren die Schande ihres Kriegsbehagens durch die Gassen trug, als satirisches Zitat nachgebildet fand. Wer, der das Grausen jener Tage im Ohr hat, könnte sich eine schamlosere Verleugnung des Zeitungsgeschäftes denken, dessen Betriebsstoff es war, eine schamlosere Offenbarung des Zeitungsgeistes als diesen Versuch, zu erinnern, was es gegeben, und vergessen zu machen, wer es getan. Wer, der mein Gedicht, die wortgewordene Qual der großen Zeit, im Gedächtnis hat, könnte sich eine prägnantere Inhaltsangabe denken als dieses Geständnis nach zehn Jahren:

[Extra — auaus — gaabäh . . .] Das schmerzt uns alle heute noch im Ohr. Den Ton werden wir bei Lebzeiten nicht mehr los. In diesem Straßenruf verkörpert sich der quälende Maturatraum der jetzigen Generation. Vernimmt man ihn wieder einmal, dann werden Tage ins Gedächtnis zurückgerufen, an denen uns der ganzen Menschheit Jammer angeweht hat. »Lemberg noch in unserem Besitz« . . . Und Zahlen mit vielen, vielen Nullen, die Tote und Gefangene, Verwundete und Vermißte bedeutet haben. Und Kundgebungen des Armeeoberkommandos, in denen hinter jedem Wort, hinter jeder Silbe, hinter jedem Buchstaben vordem ungeahnte Schrecken sich aufzutun schienen, Ströme von Blut rauschten und das Stöhnen und Jammern der gequälten Kreatur vernehmbar wurde. Ja, vielleicht ist es der einzige erhebende Trost im Gegenwartsjammer der Nachkriegszeit, daß die Extraausgaben immerhin zu jenen Dokumenten der »großen Zeit« gehören, die mit ihr zusammen eingespart wurden. Aber was ist das? Wieder laufen dazu mißbrauchte arme Teufel, Frauen und Burschen und Kinder durch die Straßen, wieder schrillt und heult es: Extra — auaus — gaabäh! — —

*

Kleiner Konzerthausaal, 2. November, 7 Uhr:

I. Shakespeare: Timon von Athen, übersetzt von Dorothea Tieck. Zum erstenmal in der vollständigen, auch den 4. und 5. Akt umfassenden Bearbeitung des Vortragenden. (Vor Beginn:

Mozarts Ouverture zu »Idomeneus«. In der kurzen Pause nach dem 3. Akt: Glucks Ouverture zu »Iphigenie in Aulis«. Tanzmusik beim Bankett: Improvisation von Dr. Viktor Junk.)

[Im Personenverzeichnis des Programms hat »Ein Soldat« gefehlt.]

II. Traumstück (Musik von Heinrich Jalowetz).

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Die Hälfte des Ertrags (inkl. Programmertlös): K 2,793.000.
für die Hinterbliebenen Kurt Eisners und andere Notleidende.

*

Ebenda, 3. November, 7 Uhr:

I. Die Rache der Natur. — Der Räuber rühmt den Wächter. — Als ich in die österreichische Sektion des Internationalen Schriftstellerklubs aufgenommen werden sollte (Gekürzte Zuschrift des Verlags aus Nr. 640—648) / Ausgerechnet (Aus diesem Heft) / Warum vadiert der Jude schneller und mehr Geld als der Christ. — Kulturpleite. — Programm eines Hofmannsthal-Films (März 1914) / Reinhardt bekennt. — Bunte Begebenheiten.

II. Von den monumentalen Blamagen / Jung is er halt! / Nicht Laertes, sondern eher Gajus Marius / Fast erraten / Die Thespis / Großmann (Aus diesem Heft) / Jackie / Das Modell / Der falsche Kriminalbeamte / Mein Gutachten (Dezember 1911). — Das Mangobaumwunder.

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmertlös): K 700.000 für Notleidende.

Auf dem Programm die Ankündigung des Vortrags von Szenen aus »Der Bauer als Millionär« und »Der Alpenkönig und der Menschenfeind« mit der Bemerkung:

Angehörige des Burgtheaters, deren Mitwirkung an der Darstellung dieser Werke nachweisbar ist, erhalten zu Studienzwecken freien Eintritt.

*

Ebenda, 11. November 7 Uhr:

I. Das Wort. von H. de Balzac. — Der Mann und das Wort / Kompetenz vor der Sprache / Definition / Inschriften: Dienst der Kunst; Unterricht. — Aus »Sprachschule« (Lewinsky über Anschütz: »Lebt wohl!«). — Der Nörgler. — Inschriften: Fremdenverkehr; Wien im Krieg; Der Funktionär; Die Instrumente / Definitionen / Die Bürger, die Künstler und der Narr / Inschriften: Der Zeit ihre Kunst; Expressionismus; Der Vielschreiber; Bahrs Himmelfahrt; Großmann; Das Originalgenie; Reiseabenteuer; Sonderbare Polemik; Sonderbare Gäste; Klassiker-Ausgaben; Glossen werden Symbole; Deutsche Literaturgeschichte; Der Vorleser; Die Claque; Das abgeschaffte Orchester; Naturalismus; Wiedergeburt / Sonnenthal.

II. Raimund: Das Mädchen aus der Feenwelt oder Der Bauer als Millionär II 4 bis 7 (Musik von Josef Drechsler) / Der Alpenkönig und der Menschenfeind I 7, 11 bis 21 (Musik von Wenzel Müller) [Zum erstenmal auch Szene 7: Sophie, der Kutscher Sebastian, Chor der Domestiken].

III. [Zur Feier der Republik]. Im Untergang / Inschriften: Mißvergnügte der Republik; Die Räuber; Ehrendoktorate; Immer feste druff!; In eigener Regie; Bessere Methode; Wohnungswechsel (mit Musik von Mechtild Lichnowsky, wiederholt); Gespräch mit dem Monarchisten / Die Ballade vom Papagei (mit Musik nach Angabe des Verfassers) / Der sterbende Soldat / Die Lerche (mit Musik).

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Der dritte Teil des Ertrags (inkl. Programmierlös): K 1,991.400 für Notleidende.

Auf dem Programm:

Die Angehörigen des Burgtheaters, deren Mitwirkung an der Darstellung der Raimund'schen Werke nachweisbar ist, haben von der durch das letzte Programm erfolgten Einladung, den heutigen Vortrag zu Studienzwecken zu besuchen, keinen Gebrauch gemacht. Es ist insbesondere schade, daß Herr Direktor Herterich, der diese Dichtungen offenbar erst durch seine Regie kennen gelernt hat, also einen ziemlich dürftigen Eindruck von ihnen empfangen haben dürfte, die seltene Gelegenheit, ihren Bühnenzauber zu erfahren, versäumt. Der Vortragende lehnt jede Verantwortung für die künftigen Aufführungen der Werke ab.

*

Mittlerer Konzerthausaal, 17. November, 7 Uhr:

I. Höher gehts nimmer. — Auf Papier ist doch alles möglich / Serpentinengedankengänge / Programm eines Hofmannsthal-Films / Jung is er halt! / Fast erraten. — Aus »Die letzten Tage der Menschheit«: Friedrich / Ein Generalstäbler am Telephon / Bei Udine / Die Schalek und Chor der Offiziere / Armeeoberkommando / Die Generalstäbler (zum ersten Mal mit vollständiger Musik nach Angabe des Vortragenden).

II. Herz, was begehrt du noch mehr?

III. Kasmader gegen Goethes Frauen / Todesurteil und Prügelstrafe. — Ein kalter Schauer über den Rücken. — Ehre, wem Ehre gebührt! — Wien.

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmierlös): K 907.600 wurde dem Heim für blinde Mädchen (Wien, II. Darwingasse 5) zugewendet.

*

Kleiner Konzerthausaal, 30. November, 7 Uhr:

I. Goethe über die »Pandora« und was Eduard Engel sagt (Eckermann-Zitat und aus »Sprachschule« Nr. 640—648, S. 60—62, verbunden durch die Worte »Das kann, nach genau 100 Jahren, die deutsche Literaturgeschichte nicht finden«). — Goethe: Pandora (Mit der Beschreibung des Schauplatzes; 36 Verse gestrichen).

II. Worte in Versen: Die Flamme der Epimeleia / Thyrsigeri multi . . . / Abenteuer der Arbeit / Traum vom Fliegen / Dialog / Dein Fehler / Grabschrift / Hypnagogische Gestalten / Mythologie / Das arme Leben / Peter Altenberg / Leben ohne Eitelkeit / Der Grund / Nächtliche Stunde / Todesfurcht / Jugend.

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmertlös): K 3,097.100 wurde dem Heim für blinde Mädchen und der Vereinigten Österreichischen Krankenkassen-Hilfe für tuberkulös gefährdete Kinder, Zentralstelle Wien, zugewendet.

Seit August wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Haus des Kindes (Erlös aus Rezensionsexemplaren, Zeitschriften, Autogrammen, Abonnement-Resten, Porti, 8 Programmen, Überzahlung für ein altes Heft der Fackel) K 321.100.

Der Gesellschaft der Freunde für Photographien und Karten (Aufnahme von Mechtilde Lichnowsky, Verlag R. Lányi) K 600.000.

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (10. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige«) K 220.500.

Dem Zentralverband der Landesorganisationen der Kriegsinvaliden und Kriegerhinterbliebenen Österreichs (4. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei«) K 144.000.

Diversen Zwecken K 460.600.

Den Hinterbliebenen der Opfer des Gloggnitzer Bergwerkunglücks: Spende von G. K. 1,000.000, »Ein unbekannter Linzer (als Dank für Karl Kraus)« K 50.000.

Dem Wiener Jugendhilfswerk, Wien I. Rauhensteingasse 9, am 17. Juni durch Herrn Karl Stein »anlässlich des 50. Geburtstages« K 700.000.

Einer schwerkranken und notleidenden Frau K 4,000.000.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 5., 19. Oktober, 2., 3., 11., 17. und 30. November an die unter den Programm-Notizen angegebenen Zwecke: K 13,467.100.

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: K 180,543.507.

Verspielt und vertan

In einer und derselben Stunde bin ich dieser beiden Briefe ansichtig geworden :

— — Bei dieser Gelegenheit will ich etwas nachtragen, was ich aus Zeitmangel damals versäumt habe, nämlich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem 50. Geburtstag und zum Jubiläum des 25jährigen Bestehens der 'Fackel' auszusprechen. Was Sie während dieser Jahre als Dichter und Kritiker der Zeit für die deutsche Sprache und Schaffung einer wahrhaft reinen Atmosphäre, ferner als Sprecher Ihres eigenen Wortes und des Wortes anderer geleistet haben — nie werde ich den Eindruck Ihrer Vorlesung der »Weber« vergessen —, ist ganz ungeheuer und einzigartig; dazu kommt Ihr Verständnis und ihre Liebe zum echten Theater, das Ihnen wie so vieles andere von den Sudlern der Presse streitig gemacht wird; je mehr ich im Laufe der Zeit Ihre Größe erkannte, desto unerklärlicher wurde mir die Stellungnahme der Umwelt zu Ihnen; wie kann man, frage ich mich immer wieder, an diesen Werten stumm vorbeigehen, nur damit der eigene Unwert bestehen bleibt? Aber nicht genug, daß in den »Welt-

— — Ich habe immer mit großem Vergnügen Ihre Schriften und Ihre »Fackel« gelesen und immer Ihr Ethos und Ihre Intelligenz anerkannt, ganz abgesehen von den hervortretenden Eigentümlichkeiten Ihrer Rasse, so da sind: Überheblichkeit, gesteigerter Eigendünkel und eine große Dosis Unbelehrbarkeit und geistiges Beckmessertum. — — Ja glauben Sie denn, daß böse Menschen, daß menschliches Wollen ausreichend wäre, ja, es überhaupt vermöchte, diese Erscheinungen, welche Sie bekämpfen, zu erzeugen? Krieg, Presse, Korruption sind soziologische Erscheinungsformen — —

Was wird bleiben von Ihnen? Eine literarische Erscheinung etwa wie Lichtenberg, ohne Einwirkung auf das Geistesleben der Zeit, gebannt in einen kleinen Kreis jüdischer Schmöcke und etlicher begeisterter Idealisten, welche nie an die Krippe kommen werden, weil sie zu anständig sind. Erscheint Ihnen etwa Herr Seitz als Ihr idealer Zuhörer, oder Herr Renner und andere der k. k. republikanischen Genossen und Pseudo-sozialisten? Sie sind und bleiben steril, weil Sie nicht im Leben wurzeln, weil Ihr Werk Literatur ist, ein Teil der von Ihnen so verachteten Literatur, weil Sie doch am Buchstaben kleben und weil Ihr alttestamentarischer Haß Sie das volle, brausende Leben

blättern und anderen Zeitungen von Kinostücken mehr die Rede ist als von Ihnen, nein, es wird oft versucht, die vorhandenen Werte einfach abzuleugnen und sie ins Gegenteil zu verwandeln; aber durch nichts ist die ganze Schmach der Journalistik und ihre völlige Unkompetenz in der Anerkennung geistiger Werte schlagender bewiesen als durch eben diese Art, Sie totzuschweigen und Ihnen das abzusprechen, was Sie sind.

Die Leute, denen das Geld der Inbegriff des Lebens geworden ist, tun nur das, was ihnen wieder Geld einbringt, und ihre ganze Denkungsweise ist so eingestellt, daß die Gesinnung irgend eines Menschen, nach ihrer Meinung nie um ihrer selbst willen vorhanden ist, sondern irgend einen Grund haben muß; also wenn man gegen irgend eine Person auftritt, weil man sie für einen Schädling hält, so ist natürlich in Wahrheit der Grund der, daß man diesen Menschen aus persönlichen Motiven haßt, wahrscheinlich deshalb, weil er einem früher einmal etwas angetan hat; das Empörende daran ist nicht, daß sie selbst so denken, sondern jemandem, der anders ist, es einfach abzuleugnen, und,

übersehen und hochmütig geringschätzen läßt. Haben Sie nicht Ihr Pfund vergraben, hätten Sie nicht der Nation vorangehen können, wenn das tragende Element Ihres Wirkens die Liebe gewesen wäre und nicht der Haß, jener tödliche, ätzende Haß, der zutiefst doch im Judentume wurzelt, das Sie so sehr verachten, weil Sie von ihm innerlich nie und nimmer loskommen werden. Und auch Ihr Haß, hatte er je großen Zug, war er vorseilend, stellte er sich kühn in den Weg, wagte er es, ein Flammenzeichen zu sein wie das Werk Beaumarchais? Sie kamen immer hinterher, nachher, aus einer relativen Sicherheit, war Ihr Verhalten im Kriege nicht zum mindesten zweideutig und sehr vorsichtig, denken Sie an England, an seine Bekenner im Kriege, welche Menschen und Charaktere waren. Erachten Sie es als eine Heldentat, diesem Schöpfen von Friedrich einen Fußtritt zu geben und Wilhelm eine Grabrede zu halten? Wo waren Sie damals, als es noch kühn war, eine freie Rede zu führen? Brachte Sie Ihr Ästhetizismus, Ihre Sucht, ein Eigener, ein Besonderer zu sein, nicht in die Nähe der Konservativen, der Reaktionsäre? Wie bekämpften Sie die Presse, klebten Sie vorerst nicht an den Druckfehlern und an den armseligen Redewendungen armer, schlecht bezahlter Teufel, die um ihr Brot zitterten. Mußten Sie es jemals, der Sie immer unabhängig waren und dem die Unabhängigkeit die Möglichkeit zu Ihrer spezifischen Betätigung gab. Ich, der Ihnen dies schreibt, ich bin kein Jude, ich bin kein Journalist,

wenn seine Gesinnung noch so rein ist, sie werden niemals verlegen, wenn es darauf ankommt, einen »natürlicheren« Erklärungsgrund zu finden. Und diese Leute, also die sogenannten Stützen der Gesellschaft, glauben steif und fest, daß Ihr Haß und Ihre »Wut« gegen die Presse sich nur daraus erklären läßt, daß Sie von ihr nicht anerkannt werden; »ich bitt' Sie, was kann sonst der Grund sein«, bekommt man immer wieder zu hören.

Ich weiß, daß ich mit diesen Worten auch nicht im entferntesten Ihrer Bedeutung und Ihrer Kunst gerecht geworden bin; doch dazu reicht meine Fähigkeit, das auszudrücken, was ich weiß und fühle, nicht aus; was ich aber erreicht zu haben hoffe, ist, daß Sie an die Ehrlichkeit eines Menschen glauben werden, der sich aus dieser gottverlassenen Welt zu retten sucht.

Nehmen Sie das Schweigen der Umwelt als die Unterzeichnung des von Ihnen über sie verhängten Todesurteils an!

Also da muß ich schon sagen, daß in Bezug auf der Parteien Gunst und Haß und das infolge dieser Verwirrung eintretende Schwanken des Charakterbildes in der Geschichte der Wallenstein ein Hascherl gegen mich war. Indes verschmähe ich auf der wilden Jagd, in der es nun einmal keinen Halt bis zu der mir bevorstehenden schwarzen Riesenfaust gibt, des Rechten Warnen und lass' vom Linken mich umgarnen. Wer der Reiter rechts war, »ich ahnt' es wohl, doch weiß ich's nicht«, und glaub' ihm aufs Wort, daß er ein Arier und aus dem Alpenlande ist. Er

ich bin ein Arier, kein Wiener, bin aus dem Alpenlande. Ich erkenne es aus dem tiefsten Instinkte, daß Sie eine gebrochene Existenz, ein antisemitischer Jude und zutiefst ein betrögender Betrüger sind. Sie zittern nach der Anerkennung, mag auch Ihre Rede sich hochmütig davor verschließen, mögen Sie auch den Gleichgültigen spielen. Ihre Eitelkeit schlägt oft komische Kapriolen und verrät die Wunden Ihres Herzens.

Ziehen Sie die Schlußsumme Ihres Lebens, Sie haben es verspielt und vertan, was übrig bleibt, einige Zeilen in den Literaturgeschichten, einige Gedichte, die Erkenntnis, daß Ihr Ethos vergebend, nutzlos, daß Sie nicht mit dem Leben gingen, nicht voranstürmten, sondern aus dem Hinterhalte kleine Pfeile schossen, seitenlang mit Leuten, wie Großmann etc. polemisierten, Benedikt bekämpften und dabei ganz vergaßen, für das Leben zu kämpfen, für die Freiheit, für die Menschenrechte, nicht für Druckfehler und gegen armselige Teufel von Soldschmierern. — — Ewig unfruchtbar ist der Haß, wirken, beleben, über die Jahrhunderte dauern kann nur die Liebe. Armer, kleiner Swift, auch Ihre Werke werden zu Kinderbüchern werden!

hofft sich dadurch ein Bildl bei mir einzulegen, er hält mich für einen Antisemiten, aber er weiß offenbar noch nicht, daß ich die Juden zum Fressen gern habe, wenn ich an die Bewohner des Alpenlandes denke, und gut jüdische Worte fallen mir sogar ein, wenn ich sehen muß, wie sich so ein armer Bodenständling im Schweiß seines Angesichts etc. mit mir abplagt. Also daß ich als Lichtenberg enden werde — man soll sich nur vorstellen: ein Lichtenberg, ohne Einwirkung auf das Geistesleben, gebannt in einen kleinen Kreis jüdischer Schmöcke —: das wird mein Soff sein! Ein verpfushtes Leben, unter dem Auswurf begeisterter Idealisten, welche nie an die Krippe kommen, weil sie zu anständig sind — o wie oft verdrießt es mich, daß ich nicht als Trottel auf die Welt gekommen bin, Minister könnt' ich heut sein! (Oder voranstürmen!) Wenn ich die Schlußsumme meines Lebens ziehen soll — was aber nur auf Verlangen geschieht —: Verspielt und vertan . . . Und wenn ich dann gar als ein armer Teufel von einem Swift übrigbleibe, dessen Werke zu Kinderbüchern werden, da wird sich keiner, der nicht geradezu aus dem Alpenlande ist, des Ausrufs enthalten können: Weit gebracht! Aber ein Verblendeter wie ich bin, kann ich wahrscheinlich diesen miserablen Ausgang gar nicht erwarten und wünsche womöglich, daß schon bei meinen Lebzeiten die »Letzten Tage der Menschheit« als Kinderbuch erscheinen, damit die kleinen Arier, wenn sie heranwachsen, nicht wieder so große Arier werden, um Gusto auf Weltkrieg zu haben. Aber da ließe sich ja nichts machen, weil er doch nur eine soziologische Erscheinungsform ist (wie die Presse, die ich kolossal bekämpfen könnte, wenn ich nicht an den Druckfehlern klebte). Und ist es nicht heute leicht, von den »Letzten Tagen der Menschheit« zu sprechen, nachdem mein Verhalten im Kriege, wo ich sie vorgelesen habe anstatt voranzustürmen und für das Leben zu kämpfen, zumindest zweideutig und sehr vorsichtig war? Wo war ich damals, als es noch kühn war, eine freie Rede zu führen? Im Jahre 1917 in Berlin Wilhelm eine Grabrede zu halten, dazu gehört freilich weniger Mut als für einen Arier, 1924 einen anonymen Brief zu schreiben, nachdem er schon immer mein Ethos anerkannt hat. Was er vor mir voraus hat, ist die Liebe, ist der Blick für das volle, brausende Leben (Fußball, Radio) und ein Gefühl für Menschenrechte, die ich dem Alpenländer gern bestreite. Was er vor mir voraus hat, ist auch, daß ich mir zwar Renner als idealen Zuhörer denke, aber nicht an Beaumarchais hinanreiche, wiewohl ich eigentlich ganz froh bin, nicht »Figaros Hochzeit« geschrieben zu haben, bei deren Lektüre ich erst kürzlich eingeschlafen bin. Also nix als bisserl Swift und Lichtenberg, eine gebrochene Existenz. Freilich mit einer unerhörten Eitelkeit, der das Bewußtsein, unter Trotteln zu leben, täglich noch Nahrung gibt, aber auch mit der verzehrenden Gier, von diesen sowie von der Presse endlich anerkannt zu sein.

Verehrter Herr Kraus!

Mein in der Wiener jüdischen (nicht hebräischen) Wochenschrift 'Die neue Zeit' aus Anlaß Ihres 50. Geburtstages erschienener Aufsatz ist in der Fackel (Nr. 657—667, Seite 174—176) unter falschem Namen — ich heiße Moses Gross und nicht Gras — und in einer Unvollständigkeit wiedergegeben worden, in der ich nicht eine redaktionelle Absicht zu erblicken vermag, sondern ein Übersehen des Schlußabsatzes meiner Abhandlung durch den Übersetzer vermute — das ihm allerdings, infolge eines Umbruchfehlers, leicht widerfahren konnte.

Der Schlußabsatz lautet:

Diese (K.'s) künstlerische Inbrunst ist jüdisch und sie legitimiert zugleich seine negative Beziehung zu jenem edlen Feuilleton-Israelitentum, jenen literarischen Salonlöwys und Pollaks im Geiste, die da Lärm machen im Kosmos mit ihrem trüben zwischensprachlichen Gefühlsjargon und die weit eher schon eine literarische Kategorie sind, als lebendige Menschheit.

K. ist ein Zerstörer — jammert der intellektuelle Kleinbürger, und es bricht ihm das Herz um die süßen Banalitäten in Literatur und Kunst, die vernichtet wurden durch sein Wort, um die liebe, traute Lebensfalschheit, die es nicht mehr wagt, sich öffentlich zu zeigen.

Aber in Wahrheit ist jeder Schöpfer Zerstörer des Unwertes — und K.'s Besonderheit ist seine ins »Krankhafte« gesteigerte Sensibilität gegen denselben. Seine Sehnsucht nach harmonischer Schönheit verschärfte unendlich das Gefühl für den Defekt, erhöhte die Intensität seiner Trauer um eine Welt, über die er sich lustig machen muß. Er ist kein aktiver Aufbauer, denn seine schöpferische Tat wurzelt im Leid — er ist tätig in leidender Form.

So kam er zu der übertriebenen Verhäßlichung einer Welt, die sich gar nicht einmal so schlecht vorkam und die er erst schlechter machen mußte, um ihr das Gruseln beizubringen vor ihrer Wohlgeratenheit. So kam er zu jenem großen Unrecht, das er hat, indem sie es tut — und das sie ihm nie verzeihen wird.

Moses Gross.

Klarstellung

Gesprochen am 5. Oktober

Der Not und dem eignen Trieb gehorchend, gewillt und gezwungen benütze ich Zeitpunkt und Raumbereich dieses Vortrags, der in keinem andern »Rahmen« als in seinem eigenen stattfindet, zu einer Klarstellung. Nicht allein von dem Gedanken an den Anbruch der großen und kleinen Zeit und an die blutigste Schmach, die sich die Menschheit jemals angetan hat, ist das Programm der Vorlesung bestimmt worden. Sondern es sollte die Wahl des umfanglichsten Abschnitts jener Tragödie, deren Unmaß aller Möglichkeiten der alten Bühne spottet, auch der Empfindung gerecht werden, mit der ich die Tage erlebe, da eben diese Zeit, von den tödlichen Errungenschaften ihrer Technik um den Rest von Ehre und Besinnung gebracht, aus ihrem unschöpferischen Nichts, aus dem Hohlraum heutigen Bühnenwesens einen fieberhaften Reformwillen praktiziert. Diese Empfindung ist der purste Abscheu, der, wenn ich ihn auch mit keinem Argument zu stützen vermöchte, weit mehr Urteil hätte in sich selbst als alle Theorie, die der intellektuelle Ungeist für den Schwindelmut parat hält, der just die Sphäre, welche das Siechtum der Kultur im grellsten Lampenlicht entblößt — denn das Theater ist so sehr der Spiegel des Zeitalters, daß er mit diesem erblindet — als das Versuchsfeld seines Aberwitzes erkoren hat. Wohl, die Rebellion des Ungeistes, die jetzt den Ingenieur als den Dichter der Zeit beruft, hat ihren Nährboden in Wirklichkeiten, in Kräften, die unleugbar und unübersehbar in der Zeit wirkend vorhanden sind: in der Dummheit und in der Schamlosigkeit, und es ist dem neuzeitlichen Wesen eigentümlich,

daß die Typen des Betrogenen und des Betrügers nicht mehr streng von einander abgesondert sind, sondern daß eben in einer Epoche, welche das Glück allen automatischen Betriebs erreicht hat, der Selbstbetrüger funktioniert. Nichts ist darum verständlicher als der Triumph eines Zeitbewußtseins, dessen technische Lebenserleichterung — mit einem Handgriff den Gastod von Tausenden bewirkend — alle Vegetation des Geistes vernichtet, alles Glück der Naturhaftigkeit, das sie fördern sollte, verzehrt hat und das den Anspruch der Natur nicht einmal mehr darin erfüllt, vor solcher Verarmung zu schaudern, sondern den Lebensverlust und mit ihm die Unmöglichkeit, künstlerische Werte zu schaffen und zu erfassen, als den Gipfel der Entwicklung beschreibt. Und so völlig verödet und verblödet, so jedem Trugschluß preisgegeben, so gegen alle Notausgänge orientiert ist dieses Denken, daß es dem Mangel an Natur und also an theatralischer Potenz homöopathisch mit den Giften beizukommen wähnt, die das Siechtum bewirkt haben, und daß sie wirklich glauben, oder so tun als glaubten sie, die absterbende Kunst galvanisieren zu können, wenn sie ihr unmittelbar etwas von dem Dynamomotorischen, durch das alles Organische verheert ward, hinzufügen. Vorausgesetzt freilich, daß es sich nicht bloß um jenes östliche Übermaß von einem Appetit handelt, der gefunden hat, weil Motorfahren und Preisboxen etwas Schönes ist und Theaterspielen auch, wie schön müsse erst ein Theater mit Fahrbahn und Boxring sein. Wie dem immer wäre, die Literaten finden die Idee — literaturgeboren, auch wenn sich die Tinterln noch so absurd gebärden und sich zeitgemäß in Taterln verwandelt haben —, die Idee, vor der fünfhundert Säuen nicht kannibalisch wohl wäre, sondern grausen würde, »fruchtbar und zukünftig«. Denn die Entwicklung — und wehe dem, der sie in einer Zeit des rapiden Stillstands leugnet — hat es nun einmal

mit sich gebracht, daß der Fischteich vergiftetes Wasser hat, und da entschlossen sich denn die Reformen der Fischzucht und Mitgänger der Zeit, die Fische auf dem Trockenen zappeln zu lassen, was den aktivistischen Zeugen des Greuels als eine zeittümliche Besonderheit, ja als fruchtbare und zukünftige Bewegung wünschenswert erscheint. »Que faire? Vivre!« Oder auf deutsch: Qui vivra, wird doch da sehn. Ich jedoch, abgeneigt jeder Tierquälerei, jedem Mißbrauch der Natur, jeder Einmischung von Tinte ins Element, stehe nun seit zwei Jahrzehnten diesem Treiben mit einem geradezu heroischen Ekel gegenüber, indem ich alle Versuche mit Lichtkegeln, Orchesterbrücken, Treppen, Würfeln, alle Strapazen einer kubisch erhöhten Impotenz, alles Getue einer usurpierten Regieallmacht, allen Wahn, die szenische Wirklichkeit, die noch kein Genie beengt hat, durch groben Unfug »anzudeuten« und die Untalente mit Metaphern zu umgeben, die auf der Bühne als Körper, als Fremdkörper in Erscheinung treten wie jene selbst — indem ich all diese Hochstapelei der Nebensachen und diese ganze Problematik der Kulisse, die über das Grundübel der Wortfremdheit hinüberschwindeln will, nicht als Hilfe, sondern als Hemmnis der Wortbühne betrachte. Nicht leugnend, daß diese Bestrebungen, deren Erfinder die Züge der ewigen Kunst als »epigonisch« verleumden, in ihrer Vielheit alle auf den gleichen Drang zum kunstgewerblichen Kitsch zurückführbar — nicht leugnend, daß sie ganz und gar der Zeit angemessen sind, leugne ich doch, daß sie etwas anderes sind als der Humbug der Weltbejaher, die mit Geschrei und Geschmier sich vor und hinter den Zeitgeist stellen, um der Enthüllung vorzubeugen, daß eben er alles andere ist als der Geist, und daß sie keinen haben. Ich habe das Drama, dessen Riesenmaßen das gedruckte und das von mir selbst zu sprechende Wort genügen und die vorhandene oder ehrwürdig abgestorbene Bühne, deren

Andenken keine Max und Moriz-Reformen antasten werden, sich entzieht — ich habe jenen, die danach langen wollten, das Werk entzogen. Der Appetit der Parasiten des Zeitkadavers mag noch so groß sein — bei mir beißen sie auf Granit! Denn ich bin, mit allem Verständnis für die bunten Möglichkeiten des Lebens, in Dingen der Kunst unbelehrbar, rückständig, voll Vorurteil und keines Vorteils gewärtig. Mit der ganzen Welt, die es ja so haben will und die nach dem Maß, in dem es gelingt sie zu betrügen, ihre Hochachtung verteilt, mögen sie es versuchen. Alles kann ihnen gelingen — nur das eine nicht: mich blöd zu machen!

Um Nestroy

Wohl der einzige Ertrag des Theaterfestes war die von mir angeregte Aufführung von Nestroys »Eine Wohnung zu vermieten« (mit der Musik von Viktor Junk), jenem theatralischen Meisterstück, das von der zeitgenössischen Kritik totgetreten wurde und seit damals nicht auferstanden war. Die Verantwortung des Regisseurs (die ich ursprünglich nicht abgelehnt hatte) zu übernehmen, war mir im unverschuldeten späten Zeitpunkt meiner Rückkehr nach Wien und wegen der konkurrierenden Unzuverlässigkeit des Theaterwesens und des Festlebens unmöglich; auch hätte ich mir nicht das Verdienst der schon damals sichtbaren szenischen Leistung aneignen können, die der Direktor Jarno bis zu einem für die heutigen Verhältnisse des Sprachhumors erstaunlichen Gelingen vollführte. Die Presse versuchte nicht den Durchfall ihrer kritischen Vorfahren zu wiederholen und war teils mit wohlwollender Dummheit an der Sache interessiert, teils mit einer gewissen Verstimmung, die Nestroy meinen Anteil an der Aufführung entgelten ließ. In anderem Sinne wurde auf diesen an einer Stelle, wo man es am wenigsten erwartet hätte, im Neuen Wiener Tagblatt, hingewiesen:

Undankbar und ungerecht wär' es, desjenigen nicht zu gedenken, der den schönen Nestroyabend im Lustspieltheater veranlaßt, den literarischen Wert und die Bühnenmöglichkeit des von allen übersehenen Possenspieles scharfäugig erkannt hat. Karl Kraus, der für Johann Nestroy so viel getan hat, wie einst für Wedekind und Strindberg, der ihn durch sein geschriebenes und gesprochenes Wort zu neuen Ehren erweckte, ist an »Eine Wohnung zu vermieten . . .« nicht achtlos vorbeigeschritten. Er hat das Werk nachdrücklich zur Wiederaufführung empfohlen, sich dafür eingesetzt und verbürgt. Beratend, gelegentlich auch führend, leitete er die Schauspieler auf den einzig richtigen Weg und hielt sie auf ihm fest.

Wenn es undankbar und ungerecht wäre, dieses Falles nicht zu gedenken, so ist damit die Wiener Presse aus ihrer Mitte heraus charakterisiert. Und es gibt immer noch Schwachköpfe, die glauben, daß ich Anerkennung reklamiere, wenn ich die Schmach einer wertvergessenen Kritik an dem stärksten Beispiel, das zu

übersehen ich nicht befangen genug bin, immer wieder feststelle. Mein Verdienst um diese Aufführung, die Entdeckung des Stücks, wäre wohl die kleinste aller künstlerischen Angelegenheiten, die für das tonangebende Pack nicht vorhanden sind, und die Leistung des Theaters war auch ohne meinen Beistand vorhanden. Die erfreulichste Überraschung der Cajetan des Herrn Kneidinger (eigentlich dem geborenen Nestroy-Spieler Oskar Sachs zugehört, der aber leider durch eine Verpflichtung zur Operette abgehalten war, sich von dieser einmal retten zu lassen); erfreulich aber auch vieles andere, selbst wenn man es nicht in Vergleich bringt mit dem traurigen Jux des Burgtheaters, den mitzumachen ich endlich Gelegenheit fand, leider ohne den mit Herzklopfen erwarteten Herrn Treßler in der Hauptrolle zu erleben. Während es ihm sonst nur unmöglich war, den Weinberl zu spielen, war er diesmal auch verhindert. Trotz dieser Enttäuschung war es ein theatergeschichtliches Ereignis. Daß ein Ensemble, in dem heute — nebst der prächtigen Maria Meyer — Frau Lewinsky als eine wahre Meisterin dasteht, nur wenige Sätze bringt, die ganz von Nestroy sind, das wäre ja noch ein Glück. Aber was für einen Text die Leute sprechen und womit es ihnen gelingt, ein gut arisches Publikum zu Heiterkeitsausbrüchen hinzureißen, das ist das Besondere dieser Aufführung. Herr Malerhofer, einer aus der Steiermark und eine gefährliche Konkurrenz des Herrn Dr. Bergauer, soll als Hausknecht Melchior einen Stein suchen, um ihn nach einem Fenster zu schmeißen. Er sucht endlos, da glaubt er, den richtigen erwischt zu haben, muß sich aber öfter die Hand an der Hose abwischen, und sagt: »s hat aber wirkli ausg'sehn wie a Stein!« Tumult im Hause, der sich erst legt, als Steirer den letzten Versuch macht, nun den richtigen Stein erwischt und das Fenster trifft. Das ist Nestroy, auf Burgtheaterverhältnisse angewandt. Ich glaube, der Prunkvorhang mit den ehrwürdigen Gestalten, den ich seit so vielen Jahren wiedersah, werde dem Spuk mitten in der Szene ein Ende machen und dafür im Zwischenakt vor Scham in die Höhe gehen. Doch in der Ehrengalerie des Foyers hängt zwischen den Porträts der großen Meister das dreimal so große des Herrn Reimers, der vor den Anschütz, Fichtner, Wolter, Sonnenthal, Hartmann auch den Vorzug genießt, »Ehrenmitglied« zu sein. Ja, die Zeit ändert viel, heißt es bei Nestroy. Und ferner:

Da hab i scho gnuat. Zusatzstrophen in Fülle, wenn sich das Burgtheater entschließen wollte, auch den »Talisman« zu spielen, mit Herrn Trebler als Titus.

*

Sehr apart war die Kritik des zionistischen Blattes:

Die Wiener sollen sich ihres lieben, feschen Johann Nestroy erinnern und darum hat Jarno, in allen Sätteln gerecht, die harmlose Posse »Eine Wohnung zu vermieten« serviert, und das für unseren Geschmack veraltete Stück durch reizende Inszenierung und flottes Tempo einem Publikum mundgerecht gemacht — — Vor fast 100 Jahren hat das vormärzliche Wien Nestroys Wohnungsvermietungsspässe abgelehnt, nicht vielleicht gewisser harmloser Anspielungen wegen, sondern vermutlich deshalb, weil es nicht viel zu lachen gibt — — kein schlagkräftiger Humor — — die über die toten Dialogstellen und langweiligen Tiraden hinweghelfen — — Nestroys Humor, der mehr im Gemüt als in der Dialektik wurzelt, wurde, so weit die schwache Posse es zuließ, trefflich herausgebracht. — — Es war eine Auferstehung, wenn auch nur für ein paar Stunden.

Es wurde 14mal gespielt. Ich glaube, Iherings Faktor hat Nestroy einmal so als ein fideles Haus angesprochen, nur mit weniger Einschränkungen als der zionistische Kollege, welcher Guschelbauer doch vorzuziehen scheint. Der liebe fesche Johann Nestroy erinnert mich an ein Gespräch mit einer Wiener Komtesse (einer von jenen, die wieder Herr Fritz Engel vom Berliner Tageblatt beim Auftreten Girardis im Burgtheater die Wiener Fiaker umarmen sah). Es war vom Engadin die Rede, von Sils-Maria und der Nietzsche-Insel, die sie auch kannte. Bei der Erwähnung dieser Gegend sichtlich gerührt, sprach sie die Worte: »Der guate alte Nietzsche!«

* * *

Der Kunstverlag Anton Schroll & Co. teilt mit, daß er mit dem Erscheinen seiner von Fritz Brukner und Otto Rommel besorgten kritischen Gesamtausgabe Nestroys nicht zurückhalte und daß die beiden ersten Bände (Zauberspiele I. und II. Teil) nach mehrjährigen Vorarbeiten soeben erschienen seien.

*

Der Herausgeber der zweiten, noch in Vorbereitung befindlichen Ausgabe, Leopold Liegler, meint mit Beziehung auf einen andern Satz in jenem Vorwort zu den ‚Bohemia‘-Kritiken und mit Anerkennung des Verdienstes, Bernhard Gutts wertvolle Charakteristiken der Vergessenheit entrissen zu haben, daß auch die vielen literarischen Wiener Blätter des Vormärz, welche Berichte über Nestroys Schaffen als Schauspieler und Dichter brachten, in den Wiener Bibliotheken wohl lückenlos erhalten sein dürften.

*

— — In der Schlußbetrachtung über das Gastspiel erwähnt der Kritiker, daß Nestroy »in 19 Abenden 16 mal« in Prag gespielt hat, und Sie geben der Vermutung Ausdruck, daß es wohl 26 mal heißen solle. Nach den in den Kritiken enthaltenen Tagangaben umfaßte das Gastspiel den Zeitraum vom 11. bis 29 Juli 1844, also 19 Abende. Innerhalb dieses Zeitraumes hat Nestroy — wie gleichfalls aus den einzelnen Kritiken zu ersehen ist — bei 16 Vorstellungen mitgewirkt. Die Feststellung des Kritikers war also sachlich richtig und nur schlecht ausgedrückt.

Offenbar verhält es sich so. Es lag, ohne Nachzählung, nahe, die »Abende« als Nestroy-Abende aufzufassen, zur Erklärung des scheinbaren Widersinns an das mehrmalige Auftreten an einem Abend (in Einaktern) zu denken und mithin den Druckfehler zu vermuten.

* * *

Ein Nestroy-Herausnehmer

Während jetzt fleißige Männer Nestroy herausgeben und sich bemühen, ihn zu restaurieren und aus den vorhandenen und vergriffenen Schleuderdrucken zu retten, wirkt in Wien ein emsiger Nestroy-Verstümmler, nämlich der Herr Siegfried Löwy. Indem er so tut, als ob er einen kostbaren Fund gemacht hätte, druckt er — natürlich im Neuen Wiener Journal, das sich von solcher Forschung angeheimelt fühlt — Coupletstrophen, die man kennt und in einem der Drucke nachlesen kann, und in einer Fassung, die von der bekannten nur darin abweicht, daß sie die Spuren originaler Verhuzung aufweist. Er hat für dieses literarische Verfahren zwei Methoden. Entweder er schreibt eine Strophe einfach nach der Stuttgarter Ausgabe ab und läßt einen Vers aus: diese Methode wurde ihm bei der Zitierung des Schlußgesangs aus »Weder Lorbeerbaum noch Bettelstab« hier nachgewiesen. Oder

er geht gewissenhaft auf ein Manuskript zurück, welches er besitzt — das der Posse »Höllenangst« —, und, um offenbar nicht nur die Leser, sondern auch sich selbst in dem Glauben zu erhalten, daß ein Manuskript Nestroys gleichbedeutend mit etwas Ungedrucktem von Nestroy sei, unterzieht er sich der Mühe, es zu entziffern und schlecht abzuschreiben, kurzum eine Fassung herzustellen, die beim Abschreiben vom Druck doch nicht ganz so unmöglich hätte ausfallen können. Und behauptet dann, es seien »Variationen eines und desselben Coupletthemas, bis Nestroy die richtige Fassung gefunden zu haben glaubte«. Es sind aber Variationen und falsche Fassungen Löwys. »So gleich auf der ersten Seite ein Zeitungscouplet«. Nestroy hat aber gar kein Zeitungscouplet geschrieben, sondern es ist bloß eine Strophe aus dem Couplet »Na, da müssen ei'm bescheidene Zweifel aufsteigen«, in der allerdings die Zeilen vorkommen:

In der Zeitung schreib'n s' viel,
Aber glauben kann's, wer will

was sich ganz gewiß auch auf das Neue Wiener Journal und dessen Nestroy-Forschungen bezieht. (Herr Löwy schreibt: »schreiben's«.)

Später schien ihm ein neues Kometencouplet vorzuschweben, denn man findet den Entwurf: — —

Keine Spur, sondern es ist offenbar eine Halbstrophe jenes selben Couplets, die nun tatsächlich im Druck nicht vorkommt und darum nicht zu kontrollieren ist. Die Zeilen:

Heb nicht Wissenschaft und Ruaben
Zum astronomischen Turm

wären selbst dann unverständlich, wenn man für »Ruaben« »Ruhm« setzte. Dann gibt Löwy »nach dem vorliegenden Original eine Kostprobe« des »Aberglauben«-Liedes:

— — — — —
Manche fühlen einen Druck 's ganze Jahr
Und glaub'n, 's druckt die Regierung?
Was die meisten druckt, weiß ich recht gut:
Bei Tag die Schulden und bei Nacht die Trud.

Miserabel abgeschrieben. Der Reim auf »Regierung« ist verloren gegangen; wie sollte er aber vorhanden gewesen sein? Das Fragezeichen, das wohl keine Frage ausdrücken soll, sondern nur den Hinweis auf eine unlesbare Stelle, stammt von dem gewissen-

haften Forscher, der nicht so leichtfertig sein wollte, im gedruckten Text nachzuforschen, wie der Schluß der Zeile, den er nicht lesen konnte, lautet. Wenn Herr Löwy noch einmal das Manuskript anschaut, wird er finden:

Manche fühlen einen Druck 's ganze Jahr
Und glaub'n, 's druckt die Regierung . . . Nicht wahr!

Die einzige Abweichung des Drucks von diesem Manuskript besteht darin, daß es dort heißt:

Und glaub'n, 's druckt s' d' Behörd' . . . Nicht wahr!

Den Refrain

's is jetzt schön überhaupt,
Wenn m'r an etwas noch glaubt

hat Herr Löwy so gelesen, abgeschrieben und zum Druck befördert:

Es ist jetzt schon überhaupt,
Wenn man an etwas noch glaubt.

Lies: jetzt schon überhaupt! Vielleicht wäre es ihm eher ge-
glückt, den Monolog des Knaben Willibald abzuschreiben mit der
Definition des Menschen, der eine Feder in die Hand nimmt.
Daß aber jenem eher als dem Löwy gelungen wäre, das Aber-
glauben-Couplet abzuschreiben, ist sicher. Schon sein rhythmisches
Gefühl würde, wenn er die Feder in die Hand nimmt, ihm ver-
bieten, die Zeile:

Und wenn d' Menschheit betrachten nur wollt'
zu verwandeln in:

Und wenn die Menschheit nur betrachten wollt'.

Auch würde er wenigstens beim Überlesen den Unsinn merken,
wenn er wie Löwy aus den Zeilen:

Schöne Aussichten gar, na die sind
Oft beim Teufel, merkwürdig, wie g'schwind

gemacht hätte:

— — — — —
Oft beim Teufel, merkwürdig und g'schwind.

Der Vers:

Wenn er Schlechtere nur holet, ging's an
heißt vermutlich im Manuskript:

Wenn er's Schlechtere nur holet — —

vielleicht aber besser so wie im Druck:

Wenn er's Schlechte nur holet — —

Refrain

la

Die Strophe ist mithin nicht so sehr »voll echter Nestroysmen«, als echterer Löwysmen. Die erste des Couplets »Meiner Seel, 's müßt' dem Himmel Höllenangst dabei wer'n« beginnt gleichfalls mit einem solchen:

Die Welt zu regieren, ist was Leichtes auf Erden,
Gut wär's, wenn's Regieren auf der Welt so leicht wär'.

Es würde also mit diesem Musterreim die Schwierigkeit des Regierens der Welt (auf Erden) der Leichtigkeit des Regierens der Welt (gleichfalls auf Erden) entgegengesetzt (wobei Löwy das Regieren unterstreicht). Da aber bei Nestroy die Regierung der kosmischen Welt mit der Regierung verglichen wird, so heißt es natürlich:

Die Welt zu regier'n, is 'was Leichtes auf Ehr' — —

Noch leichter ist es wie man sieht einen toten Autor zu drucken, der sichs freilich selbst am allerleichtesten gemacht hat.

Es war Nestroy beschieden, mit beispielloser Leichtigkeit, die mitunter auch zur Schleuderhaftigkeit führte, zu produzieren

leitet Löwy tadelnd ein, und es gelingt ihm, diesen charakteristischen Zug des Nestroy'schen Schaffens mit großer Sorgfalt herauszuarbeiten.

Es ist, wie Figura zeigt, von nicht gewöhnlichem Interesse, mitunter einen Blick in das Manuskript eines Bühnendichters zu werfen

kann er dann abschließend sagen. Wenn es der Leser mit ihm vermöchte, so würde er diese Behauptung bestätigen und der Löwyschen Fassung, die die interessanten Variationen enthält, vor den anderen Drucken, die sich mehr an das Manuskript halten, den Vorzug geben. Daß das Neue Wiener Journal nicht das Herz hatte, eines der seltenen Exemplare der großen Ausgabe mit der Schere anzugehen, ist begreiflich. Und daß Löwy nicht auf den Ausweg verfiel, die Stellen aus der Buchausgabe der Posse »Höllenangst« von einem verlässlichen Menschen abschreiben zu lassen, anstatt das schwer lesbare Manuskript persönlich entziffern zu wollen, hat wohl seinen Grund darin, daß er einerseits ein Nestroy-Forscher ist und andererseits den Wunsch hatte, dem Neuen Wiener Journal einmal etwas Ungedrucktes zukommen zu lassen.

Notizen

In Das Notwendige und das Überflüssige, Notenbeilage S. 4, Lied des Strick, 2. Textzeile statt »was«: *Zu was.*

In Traumtheater, S. 19, 4. Verszeile v. u. statt »ihnen«: *Ihnen.*

In Nr. 601—607, S. 44, Z. 17 lies: »Sprache, Wahrheiten«.

In Nr. 622—631, S. 132, Z. 1 statt »ja«: *halt.*

In Nr. 640—648, S. 62, Z. 10 v. u. lies: »hat, und«; S. 92, Z. 13: »und, da«; S. 110, Z. 2 v. u. sämtliche Kommata wegzulassen.

In Nr. 649—656, S. 56, Z. 11 statt »auf«: *an.*

In Nr. 657—667, S. 8, Z. 9 v. u. statt »Liebesmäler«: *Liebesmähler*; S. 43, Z. 7 v. u. statt »haben«: *haben könne*; S. 56, Z. 10, 9 v. u. statt »Autoch-thonen«: *Auto-chthonen*; S. 65, Z. 22 v. u. statt »im«: *in*; S. 71, Z. 17 v. u. statt »eimal«: *einmal*; S. 77, Z. 2 statt »auderes«: *anderes*; S. 79, Z. 15 v. u. statt »Stückes«: *Stücker*; S. 81, Z. 4 statt »Hurmunduren«: *Hermunduren*; S. 89, Z. 13 v. u. statt »Tages-Zeitung«: *Tageszeitung*; S. 91, Z. 18 und S. 212, Z. 3 v. u. statt »Vallentin«: *Valentin*; S. 94, Z. 7 statt »in«: *in den*; ebda., Z. 11 statt »der«: *des*; S. 97, Z. 11 Punkt nach »infamele« wegzulassen; ebda., Z. 11 v. u. statt »Shangai«: *Shanghai*; ebda., Z. 5 v. u. statt »Czar«: *Zar*; S. 99, Z. 14 und Z. 15 statt »sag'n«: *sagen*; S. 124, Z. 16, 17 statt »und und«: *und*; S. 126, Z. 6 (in einem kleinen Teil der Auflage) statt »Rorbert«: *Robert*; S. 136, Z. 9 statt »seinen«: *einen*; S. 160, Z. 3 v. u. statt »höchstens«: *höchstens*; S. 164, Z. 1 statt »zitiert«: *zitiert*; S. 168, Z. 6 statt »haben«: *habe*; S. 173, Z. 9 v. u. statt »ihren«: *ihres*; S. 174, Z. 15 statt »Gras«: *Gross*; S. 183, Z. 24 statt »lebt«: *lebt*; S. 187, Z. 24 v. u. statt »untrüglichste«: *untrügliche*; S. 191, Z. 10 statt »einen«: *einem*; S. 195, Z. 6 statt »Torero«: *Torero*; S. 197, Z. 13 Komma nach »Müller« zu streichen; ebda., Z. 14 v. u. statt Strichpunkt Doppelpunkt.

Auf dem Umschlag S. IV, Z. 6 v. u. statt »neunfachen Nummer 648—656«: *achtfachen Nummer 649—656*; in der tschechischen Auflage S. III, Z. 9 v. u. statt »Pappand«: *Pappband*.

Für ein Werk, das etwa hunderttausend Worte stark ist, nicht allzuviel Druckfehler, wie man zugeben wird, und eher ein Beweis äußerster Sorgfalt im Setzen und Korrigieren. Nicht

alle, die die Fehler bemerken, ahnen die Arbeit, die ihre Zahl so phantastisch beschränkt. Gewiß nicht jene, die im Gegensatz zu solchen, welche die Fleckenlosigkeit des Werkes miterstreben und darum die Absicht nachträglicher Korrektur sachlich fördern, sich mit einer Gier auf den Druckfehler stürzen, die auf kein besseres Verdienst schließen läßt als auf das Glück, ihn zu finden. Die ärgsten sind diejenigen, welche in solchem Fall von einem »grammatikalischen Schnitzer« zu reden wagen, der mir — nicht ihnen — »unterlauff«. Einer dieser ehrlichen Finder, deren Lohn schon im Triumph liegt, findet jenen in der Wendung: »einen« Autor etwas abnehmen (S. 191), und fordert keck auf, über diese Worte »einmal nachzudenken (ich glaube, sogar f. s. würde hier einen Dativ anwenden)«. Spaßvogel, der er ist, hofft er indes, daß ich wegen dieses »nachgewiesenen Schnitzers« nicht Selbstmord begehen werde. Eher ein triftiger Grund wäre der Anstand und das Niveau der Leute, die sich »Verehrer« nennen. Bis dahin erhält einen aber doch die Hoffnung, aufklärend wirken und künftiger Zudringlichkeit vorbeugen zu können, am Leben. Also ich bin allerdings der Meinung, daß, wenn man in einer Zeitung öfter die umgekehrte Verwechslung findet: »einem« irgendwo treffen, daß hier wenn nicht das Dialektdenken des Schreibers, immerhin das des Setzers die Schuld trägt, welches von jenem im Stadium der Korrektur gestützt wird. »Einen« etwas abnehmen — ist aber tatsächlich selbst bei f. s. unmöglich und in allen Fällen ein öder Druckfehler. Wie entsteht er beim Druck der Fackel? Wie überall: wenn die Handschrift undeutlich ist, wenn die Entfernung des Objekts von der Aussage dem Setzer den Sinn nicht aufdrängt, und hier insbesondere, wo dem korrekturlesenden Autor der Zusammenhang so geläufig ist, daß er den falschen Buchstaben umso weniger bemerkt, je öfter er liest — welches Überbewußtsein ja die hauptsächlichste Fehlerquelle der Fackel darstellt. Anstatt nun auf den mechanischen Zufall, der von heute tausend Lesern gar nicht bemerkt wird und den tausend, die ihn bemerken mögen, den Sinn nicht stört — denn wäre dies möglich, so wär's unmöglich, daß der Autor es nicht bemerkt hätte —, anstatt also sachlich mitzuteilen, was später zu korrigieren ist (und zwar lediglich zu dem Zweck, damit es in die Buchausgabe nicht übergehe), statt dessen wird gewitzelt, wirklich aus der Auffassung heraus, daß es ein grammatikalischer Fehler sei, daß ich eben solches an andern tadle, nein, Geringfügigeres und dies sei der Balken im eigenen Aug; und anonym, doch von einem, der sich trotzdem einen »Prager Verehrer« nennt, sich nach einer Vorlesung sehnt und unter solchen Umständen lange auf sie warten kann.

Ein Reinigungsprozeß

im tschechischen Literatentum, an dem sich das deutsche ein Beispiel nehmen möge, ein Fall, der zugleich ein Unikum als Vergehen wie als Sühne ist, verdient Beachtung. Eine neue tschechische Revue ‚Apollon‘ hatte den folgenden Brief geschrieben:

V Praze, dne 29. srpna 1924

An Herrn Karl Kraus,
Publicist

Ich erlaube mir hiemit Sie offiziell einzuladen zur Mitarbeit in der Künstlerischen Revue ›Apollon‹, die ich mitredigiere. Die erste Nummer des neuen Jahrgangs erscheint den 2. Oktober d. J. und es wäre mir sehr lieb, wenn ich schon in dieser Nummer etwas von Ihnen hätte. Das Honorar beträgt bei uns 1 Kč für eine Reihe Garmonddruck. Ich erwarte Ihre gefällige Antwort und empfehle mich für

Redakce Revue
›Apollon‹

Darauf wurde geantwortet:

Sie laden Herrn K. K., ›Publicist‹, zur Mitarbeit an Ihrer Revue ein, und zwar wie Sie ausdrücklich bemerken, ›offiziell‹. Es wäre Ihnen ›sehr lieb, wenn Sie schon in der ersten Nummer etwas von ihm hätten‹, wofür Sie als Zeilenhonorar 1 Kč, also etwa den Betrag, den der Lokalreporter einer Wiener Zeitung zu erhalten pflegt, anbieten. Wir geben Ihnen aber die Versicherung, daß nicht die Geringfügigkeit dieses Honorars den Abhaltungsgrund bedeutet, sondern daß Herr K. K. auch nicht für ein Zeilenhonorar von 1000 Kč und darüber in der Lage wäre, ›etwas‹ auf Wunsch zu schreiben; was den Lesern der Zeitschrift, für die er schreibt, immerhin in fünfundzwanzig Jahren bekannt geworden ist.

Hochachtungsvoll
Verlag ›Die Fackel‹.

Diese Antwort druckte nun, unter dem Titel ›Honorář Karla Krause‹, die Zeitschrift (II. 1., 1. Okt. 1924) ab und fügte eine tschechische Übersetzung hinzu, die rückübersetzt folgendermaßen lautet:

Geehrte Herren!

Ich würde Ihnen schreiben, aber wir Wiener Leute brauchen Honorar. 1 Kč ist wenig, gar zu wenig. Wollen Sie mehr geben — bitte — wir werden schon handelseinig werden. Bis dahin seien Sie nicht böse.

Ihr
Karl Kraus.

— Übersetzt vom Redaktionsrat. —

Über diese Konzentration von Albernheit und Unsauberkeit (die abermals dem »Publicist« zugeschickt wurde) hat unter dem Titel »Eine besserungsfähige Übersetzung« das Regierungsblatt »Prager Presse« (8. Okt.) eine längere Notiz veröffentlicht, in der zu einer Zusammenstellung der Antwort und dessen, was der »Redaktionsrat« daraus gemacht hat, das folgende gesagt wird:

Als erfahrene Fachleute auf dem Gebiete der Germano-Slavistik müssen wir dieser Übersetzung das summa cum laude versagen. Wir haben nicht die Möglichkeit, festzustellen, was zu der Fehlübersetzung geführt hat, ob der typische pathologische Umfall der Verschmähten oder eine entwaffnete Ahnungslosigkeit. Wohl aber halten wir es für unsere und der tschechischen geistigen Öffentlichkeit Pflicht, die Redaktion der Revue aufmerksam zu machen, daß die Fehlübersetzung den guten Ruf der tschechischen Publizistik in Frage stellt und sie mit der Gleichstellung mit der verworfensten Pressaille der Welt bedroht. Die Revue kündigt Beiträge tschechischer Autoren von gutem Namen an. Unter ihnen sind einige, die recht gut imstande sind, das Ungeheuerliche des Falles zu ermessen. — — Ein hoffentlich reines Torentum über die Notwendigkeit zu belehren, daß man die Muttersprache eines Autors, dessen Beiträge man in dem Verlagsprospekt ungefragt angekünigt hat

(Das auch noch!)

so weit beherrschen muß, damit keine Fehlübersetzungen zustandekommen, die aus der eigenen Muttersprache des Redaktionsrates jene Kalibans machen. Wir glauben, daß diese Sprachlektion und ihre Effektivität die Vorbedingung für die Mitarbeit dieser Mitarbeiter bilden und die gelehrige Auffassung und verbesserte Übersetzung des Redaktionsrates für jeden tschechischen Geistigen jene Forderung darstellen muß, von deren Erfüllung die fernere Beachtung der Zeitschrift abhängt. Bis dahin ist das sonstige Kulturleben zurückzustellen. Weil es nämlich in diesem Kulturleben nichts geben kann, was wichtiger wäre, als die Art und Weise, wie man sich hierzulande zu einem europäischen Phänomen einstellt — wie man eine Zuschrift und mit ihr sich selbst erledigt. Zuerst kommt der philologische Rohbau und die richtige Übersetzung einer verdienten Zurechtweisung, dann ertöne die Leier Apollos. Die Mitarbeiter haben das Wort.

In der Abendausgabe desselben Tages zitierte die »Prager Presse« einen Artikel der tschechischen »Tribuna« (8. Okt., »Literaten« von Augustin Bosák), in dem es heißt:

— — Selbst von den jungen und jüngsten Herausgebern einer tschechischen literarischen Revue kann erwartet werden, daß sie wissen, wer K. K. und seine »Fackel« ist. Sie konnten wissen, daß K. K. kein »Publizist« ist, den man auffordern kann, daß er »etwas« schreibe. Woher diese jungen Herren aber den traurigen Mut nehmen,

ihm Gewinnsucht beim Schreiben unterzuschieben, einem Menschen, der seit Kriegsende teilweise und auch zur Gänze die materiellen Erträgnisse seiner Vorträge, Publikationen usw., die Hunderttausende unserer Kronen betragen, den edelsten humanen Zwecken gewidmet hat, das ist schwer zu begreifen.

Wenn ein Blatt oder eine Wochenschrift jemanden zur Mitarbeit auffordert, hat es doch vielleicht eine Vorstellung von dem Menschen; man wird vielleicht in ganz Europa kaum einen Schriftsteller finden, welcher seinen Lesern eine so genaue Rechnung über sein Leben und Wirken gelegt hat wie K. K. in seiner ‚Fackel‘ die er bereits 25 Jahre herausgibt, die er ganz allein schreibt und in der er keine Inserate duldet.

Für den tschechischen Literaten gibt es keine Entschuldigung für die Rüpelei gegen einen der größten deutschen Autoren der letzten Jahre, gegen den Menschen, welcher es verstanden hat, mit Österreich, solange es war, und mit dem Weltkrieg solange er dauerte, sich auseinanderzusetzen wie K. K. in seiner ‚Fackel‘ und in ›Die letzten Tage der Menschheit‹. — —

Damit aber neben der gesellschaftlichen Rüpelei auch die literarische Unart und Arroganz nicht fehle, bezieht der Verlag der Revue K. K. unter den Begriff ›Wiener Leute‹ ein.

Es handelt sich mir nicht darum, für K. K. einzutreten — der ist mit Leuten von größerer Potenz fertig geworden —, aber es ist notwendig, die gesellschaftliche und literarische Unziemlichkeit und Unerzogenheit zurechtzuweisen, die, zum erstenmal in der tschechischen Presse, an einem der wenigen wirklichen europäischen Menschen begangen wurde.

Ein trauriges Primat für die Revue ‚Apollon‘.

War schon dieser Freimut der Ablehnung einer nations- und standesgenössischen Missetat bemerkenswert — wann wäre dergleichen in Berlin oder bei den ›Wiener Leuten‹ erfolgt —, so geschah nun ein Akt publizistischer Selbstreinigung, der den Fall eben zum Unikum macht. Nicht jedes Blättchen hält so rein, und gewiß wäre keines in Deutschland einer so gründlichen Säuberung vom Redaktionsunrat, einer so jähen Abschüttelung dessen fähig, was der mit Druckerschwärze hantierende Zufall, dieser verantwortliche Redakteur der meisten, ihm antut. Die Revue ‚Apollon‘ veröffentlichte in der folgenden Nummer einen Aufsatz (›Karl Kraus‹ von Jos. Kodíček, II. 2., 15. Okt. 1924), in dessen Übersetzung die nicht ganz verständlichen Stellen am Anfang und am Schluß mit Fragezeichen versehen erscheinen:

Das Vergehen, dessen sich die erste Nummer des ›Apollon‹ gegen K. K. schuldig machte, wäre in der Mehrheit der Fälle eine Niederträchtigkeit. In einer Redaktion aber, deren Mitglieder selbst in einer Zuschrift versichern, daß sie ›sich mit dem Autor der plumpen, inhaltslosen, geistlosen und groben Bemerkung zur Zuschrift von K.

im Redaktionsrat auseinandersetzen werden, ist noch nicht alle Hoffnung verloren, auch wenn (?) wir die Geistlosigkeit ausließen, um die es sich hier nicht handelt, und uns mit der bloßen Grobheit begnügen würden, die durch eine vollständige Unkenntnis der Erscheinung K. verstärkt ist. Dieser Umstand ist unverzeihlich bei einer Revue, deren Lebensfähigkeit nicht erkauft sein will mit Gewinnung von Mitarbeitern, wenn uns ihre Persönlichkeit unbekannt ist und wenn wir ihre Werke nicht erlebt haben, er wäre aber begreiflich bei der Mehrheit der heutigen literarischen Jugend, die irgend einem Cocteau und Birot im Stande ist ein Stück ihres Kaffeehauslebens zu weihen und dabei ruhig eine Erscheinung zu übersehen, die einen Teil des europäischen Gewissens bildet. Schon das bloße Ersuchen der Redaktion des 'Apollon', daß in Zukunft recht viel über K. geschrieben werde, und der Wille, das Vergehen durch fleißiges Übersetzen aus seinem Werke gutzumachen, kann der Strohalm des ertrinkenden Büßers sein. Auch ich will mich an diesen Strohalm anhalten, aber zugleich an diesem Beginnen den Unterschied zwischen meiner vertrauensvollen Moral und der intransigenten Moral K. K.'s demonstrieren, der schon von vornherein die Hoffnung aufgegeben hat, daß von einem europäischen Literaten je etwas Gutes herkommen könnte. Deshalb hat er schon längst ausdrücklich und wiederholt den Verkehr mit jeglicher Literatur seiner Zeit abgebrochen, oftmals verboten, daß ihm geschrieben werde, daß ihm Bücher, Kundgebungen, Freikarten und Werke mit Widmungen geschickt würden. Am wenigsten freilich konnte ein literarischer Beitrag von jemandem erwartet werden, der aus Prinzip den Vorübergehenden nicht erlaubt, sich an seinem Feuer ihre Zigarette anzuzünden.

Damit ist aber schon der Charakter angedeutet, der K. unter allen Dichtern der Jetztzeit auszeichnet. Es ist das die moralische Strenge und Empfindlichkeit, die als Misanthropie allen erscheinen kann, denen auch der große irische Satiriker Jonathan Swift ein Menschenfeind zu sein scheint. Ähnlicher Art ist der Kampf, den K. K. gegen die Zivilisation Mitteleuropas angehoben hat. Vor fünfundzwanzig Jahren, als er in der 'Fackel' seine Angriffe begann, gegen das Unrecht der Justiz, gegen das Phrasentum der Literaten, die Verderbtheit der Presse, die mechanische Demokratie, die gedankliche Verwaschenheit des Liberalismus, die Unmenschlichkeit des Heeres, die Blödheit der Monarchie, den österreichischen Schlendrian, das preußische Supakentum (?), die dekorative Lyrik, die sexuelle Verlogenheit, die Stumpfsinnigkeit literarischer Historie, die Gefräßigkeit der Industrie, die Erbärmlichkeit des Handels, gegen das ganze Gesellschaftssystem, das aus dem Leben ein Leben des Scheines macht, der zwischen Phrasen und Unersättlichkeit taumelt, war es nur wenigen Personen, die die schreckliche Kraft seiner Sprache zu schätzen verstanden, offenbar, daß hier eine sittliche Flamme emporloderte, die in der Geschichte unter die reinsten und stärksten eingereiht werden wird. Das war nur wenigen Einzelnen offenbar. Von der Zeit ist K.'s Stimme nicht schwächer

geworden, seine Ausdauer hat nicht nachgelassen, sondern sie ist immer stärker geworden, erinnernd an die sittlichen Propheten von der Art der Kierkegaard und Pascal. Jetzt ist die Arbeitsstätte K.'s, in der der vereinsamte Geist Tag für Tag arbeitet, ohne einen Augenblick des Aufatmens zu kennen, durch 16 Stunden täglich, die Schmiedewerkstätte des Menschen. Einst arbeiteten an seiner ‚Fackel‘ Schriftsteller mit wie Wedekind, Strindberg, Gerhart Hauptmann (?), Peter Altenberg, Weininger, Heinrich Mann, Richard Dehmel, Adolf Loos und einige Schüler. Heute steht K. vereinsamt und in die ‚Fackel‘ kommt außer Zitaten von einigen verwandten Geistern nichts, was nicht aus seiner Feder stammt. Aber doch etwas: Auszüge aus Zeitungen, Inseraten, literarischen Werken, die, von ihm zitiert, das Angesicht einer grotesken Posse gewinnen, den Ausdruck der Lüge, der Phrase und der Schamlosigkeit, der in ihnen tatsächlich ist; an diesen Zitaten hat er dokumentarisch die unwürdige und unmenschliche Art des zeitgenössischen Lebens aufgefangen; diese Zitate sind Angriffe auf das Leben. Es gibt keinen unter den zeitgenössischen Literaten, der von K. zitiert werden möchte. Sei es auch ohne Bemerkung; denn ein Wort, das sich in der ‚Fackel‘ findet, atmet ein anderes Leben, zeigt seine Nieren und das wahre durch nichts maskierte Wesen. Niemand hat die Welt, die Nichtigkeit dessen sehen gelehrt, was die zeitgenössische Literatur heißt, hinter der nicht die Wahrheit steht, in der nicht das Blut fließt, in der nicht wirklich ein Herz schlägt und nicht ein wahrhaftiger Mensch ringt, als K. K. Was er da mit den Kundgebungen seiner Gegner tut — deren immer weniger sind, denn heute gibt es niemanden mehr, der es mit K. versuchen wollte —, das ist herrliche Inquisition und folternde Wortprobe; K. spannt das Wort auf die Leiter und drückt ihm die Knochen und zerquetscht ihm die Glieder, bis es selbst zugibt, daß es in Lüge geboren wurde. Dann wird es auf den Scheiterhaufen geworfen mit samt seinem Schöpfer. Die Fantasie, die ihn bei diesem Tun erfüllt, ist die Bildhaftigkeit mittelalterlicher, religiöser Fanatiker. Aber ein Gott ist K. die Sprache, nicht der Vermittler der Verständigung, sondern die Brücke zum verborgenen Weltgedanken. K.'s Logik in diesen Marterprozeduren der Sprache ist unzerbrechbar, ausdauernd bis zur Ermüdung und genau wie die feinste chemische Wage. Nichts was rhythmisch durch Farbe, Länge des Lautes, Verknüpfung des Buchstabens nicht ganz musikalisch, genau und logisch im Geiste der Sprache ist, ist wahrhaft und genau im Geiste der Sache. Sache und Wort sind untrennbar, denn am Anfang war das Wort. In einer noch nicht dagewesenen Leidenschaft seines Werkes, einem Feuer, das entsetzlich ist, einem Witz, dem man nichts Ähnliches an die Seite stellen kann, hat K. eine solche Oberherrschaft über die Sprache gewonnen, der er allerdings dient, daß er aus dem steifen Deutsch ein vollkommenes Werkzeug der Prosa und des Verses gebildet hat. Es ist blendend, welche burlesken, phantastischen, pathetischen, stürmenden, vernichtenden und verherrlichenden Töne er mit seinem Spiel auf einem einzigen Laut hervorzulocken versteht. Tragödien

und Possen, Feerien transparenter Worte spielen auf seinem Aphorismus, seiner Satire, seinem Zitat. Dasselbe Wort in vielfältiger Variation hat hundert Gesichter, bis man in diesem wollüstigen Karneval für eine Weile vergessen kann, ein wie ernstes menschliches Spiel dieses Spiel ist.

K.'s Sprachgenius, der sich allerdings auf die tragisch ewige Würde stützt, ist vornehmlich auf das Hören eingerichtet. Seine auf das Hören eingestellte und rhythmische Darstellungskraft ist derartig, daß er sich in seinem phantastischen Drama »Die letzten Tage der Menschheit« fast jeder »Psychologie«, jeder »Handlung« enthalten konnte, und doch nur durch rhythmische Bildhaftigkeit, in hundert Abschattungen des Dialekts, ein groteskes und mitreißendes Bild der Kriegswelt erzielte. Es ist das der Gipfel seiner Antikriegstätigkeit, die man gleich schätzen kann mit allen revolutionären Taten dieser Zeit, selbst mit den mutigsten. Es ist das ein großer, heute schwer verständlicher Heroismus, mit dem sich K. im Zentrum Österreichs selbst gegen den Kriegswahnsinn gestellt hat. Was für eine Kraft hat da die Wiener militärische und bürokratische Welt geblendet, daß es möglich war, das alles im Krieg zu schreiben und zu veröffentlichen?*) Für ein kleines Tausendstel einer solchen Revolte mußten hunderte Leute am Galgen hängen oder wurden ins Gefängnis geworfen! Unaufhörlich, indem er ein Heft nach dem andern hinauswarf, in Prosa und Versen, im Couplet und Drama, durch Aphorismus und umfangreiche Visionen stellte K. wie in blendenden Zeichnungen das Ende dar, das der zentralen Übermacht entsteht. Im Hintergrund zeichnete sich der Untergang der Welt ab, die sich auf dieser höllisch geneigten Ebene befand. Aber nicht nur mit dem gedruckten, auch mit dem gesprochenen Wort wagte sich K. in die Höhle des Löwen selbst. Wie viel Haß loderte da, aber zugleich wie viel zarte lyrische Inbrunst in seinen Versen! Welches Pathos erhob sich da in skeptischer Zeit! Welche Phantasmagorie von Gestalten der Tragödie auf vielen hunderten Seiten, die immer nur mit dem Wortfall aufgefangen waren! Offiziere und Adelige, Sektionschefs und Prostituierte, Generale und Journalisten, Kaufleute und Dichter, Korrespondenten und Sänger, hunderte Personen und Situationen reihen sich in einem Fluß aneinander und gestalten das schließliche Bild, in dem der Chefredakteur der »Neuen Freien Presse« — der Antichrist — inmitten der übrigen Hyänen das Leichenlied der Zivilisation heult. Es wurde während des Krieges kein mächtigeres Werk geschaffen! Bis kommende Menschen die perversen Schrecken des Krieges und die verkrümmte Menschheit derjenigen, die ihn gemacht haben, nur vom Hörensagen kennen werden, wird dieses Werk ein Bild der Zeit hervorrufen mit einer Genauigkeit und Ausführlichkeit, wie sie vollkommener nicht gedacht werden kann.

Leider ist K.'s Werk wegen seiner sprachlichen Eigenheit zum beträchtlichen Teil unübersetzbar. Zu einem gewissen Teil kann es großer Hingebung und dichterischer Kunst gelingen, es wenigstens

*) Vgl. dazu S. 56 rechts.

teilweise zu verdolmetschen. Es ist das eine komplizierte und beschwerliche Lektüre, aber von solcher Art, daß schon ihretwegen die Jugend die deutsche Sprache lernen sollte. Sie wird nicht nur den größten deutschen Prosaschriftsteller kennen lernen, sondern auch eine Persönlichkeit, die in bewunderungswürdiger Verlassenheit ein moralisches Feuer ist, das unter den zeitgenössischen Schriftstellern solchem Ernst in Vergessenheit geraten ist. (?) Eine Probe des Geistes, dessen jede Vibration vor der ganzen Mitwelt öffentliche Rechnung legt, und sie legen kann, auch dem empfindlichsten Drakonismus. K's Wort ist kein Prunkstück literarischer Eitelkeit. Es ist ein Aufschrei eines von den wenigen Gerechten, auf deren Schultern Wahrheit, Ehre, Mut, Ausdauer und Gerechtigkeit dieser Welt ruht. Seine verschreiende Satire hat die Züge der alttestamentarischen Propheten inmitten einer Zeit, deren Moral und Leben auf dem Hund sind.

Die Auswirkungen und Folgen der russischen Revolution für die Weltkultur

(Ein Briefwechsel)

Vorgelesen am 5. Oktober

Berlin, 24. September 1924.

Sehr geehrter Herr Kraus!

Im Auftrage der Redaktion der wöchentlich erscheinenden Moskauer illustrierten »Krassnaja Niva«, der verbreitetsten literarischen Zeitschrift, die von Lunatscharsky (Kommissär für Volksaufklärung) und Stekloff (Redakteur der Zeitung »Iswestija«) redigiert wird, wenden wir uns in folgender Angelegenheit an Sie.

Die »Krassnaja Niva« hat zum Jahrestag der Oktoberrevolution eine Enquete unter den hervorragendsten Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Kunst und Literatur unternommen, um auf diesem Wege festzustellen, was die russische Oktoberrevolution 1917 für die Weltkultur geleistet hat. Die Frage ist:

Welcher Art sind Ihrer Auffassung nach die Auswirkungen und Folgen der russischen Revolution 1917 für die Weltkultur?

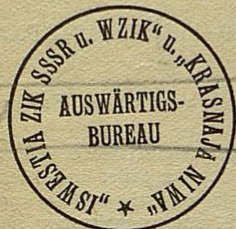
Wir erlauben uns, Sie höfl. zu bitten, an der Enquete teilnehmen zu wollen und Ihre werte Antwort — zehn bis zwanzig Druckzeilen — wenn möglich mit Ihrem Bild und Autogramm, das gleichzeitig veröffentlicht wird, bis spätestens 10. Oktober an unser Büro einzusenden.

Indem wir Ihnen im Voraus herzlich danken,
hoffen wir sehr bald im Besitze Ihrer w. Antwort
zu sein, und zeichnen

hochachtungsvoll

Vertreter der »Iswestija« und
»Krassnaja Niva«.

J. Gakin



Wien, 4. Oktober 1924.

Sehr geehrter Herr Gakin!

Die Auswirkungen und Folgen der russischen Revolution für die Weltkultur bestehen meiner Auffassung nach darin, daß die hervorragendsten Vertreter auf dem Gebiete der Kunst und Literatur von den Vertretern der russischen Revolution aufgefordert werden, in zehn bis zwanzig Druckzeilen, wenn möglich mit ihrem Bild und Autogramm, das gleichzeitig veröffentlicht wird, also ganz im Geiste des vorrevolutionären Journalismus ihre Auffassung von den Auswirkungen und Folgen der russischen Revolution für die Weltkultur bekanntzugeben, was sich manchmal tatsächlich in vorgeschriebenen zehn bis zwanzig Druckzeilen durchführen läßt.

Hochachtungsvoll

Karl Kraus

Notizen

Das Ausland und die Verschwörung des Schweigens

Comms ('Europe', Revue mensuelle (Nr. 19, 15 JUILLET 1924, Paris))
bringt den folgenden Aufsatz: 183

Chronique Autrichienne. — Karl Kraus et sa Fackel
(flambeau).

En France on ignore jusqu'au nom de ce puissant poète et écrivain satirique. C'est ce qui me donne le coeur de vous en parler brièvement. Les notions vagues et incomplètes que je pourrai suggérer aux lecteurs d'*Europe* prépareront les voies à une connaissance plus exacte et vaudront toujours mieux qu'une ignorance injuste et sans profit.

Elle s'explique: le journalisme allemand, discipliné, a organisé le silence autour de l'oeuvre de son mortel ennemi, et, en elle-même, toute européenne qu'elle soit par l'envergure et la portée morale, cette oeuvre se trouve rivée au tréfonds de la vie intellectuelle de l'Allemagne et surtout de l'Autriche; elle s'est incrustée si loin dans les plus délicats replis d'un parler local — celui de Vienne et, parfois, celui de Berlin — qu'elle en devient intraduisible. L'effort toutefois en vaut la peine. Si l'on ne craint pas de se blesser aux doigts, à vouloir déloger une plante épineuse aux profondes racines, on a chance d'emporter de grandes mottes de son sol.

LA Je m'évertuais un jour à expliquer en français quelques passages de l'âpre prose de K. K. Echec apparent. Mon essai de version cependant ne restait pas sans fruit: chaque ligne, chaque tour et détour de phrase, au cours de cette explication laborieuse (il a du Péguy dans la physionomie littéraire de K.) amenait des digressions sur une foule de choses allemandes et autrichiennes qui, la plupart du temps, se trouvaient être des choses européennes affublées d'un costume national. On pourrait répéter, à propos de K. K., le mot de Goethe sur le satirique Lichtenberg (autre grand inconnu): »Là où il fait un bon mot, cherchez un problème.«

L'Autriche, — voilà le plus palpable des problèmes que la *Fackel* explique et qui l'expliquent. — — —

my (Folgt eine Seite, die diese Beziehung zum Gegenstande hat und ein Bild des alten Österreich, mit Kürnberger, Schöffel und Daniel Spitzer, entwirft.)

Les causes humaines et trop humaines sont l'unique préoccupation de K. K. Depuis plus d'un quart de siècle il y projette la lumière

cruelle de son *Flambeau* (revue paraissant librement quatre ou cinq fois par an et qu'on s'arrache. Son tirage dépasse celui des autres périodiques allemands).

Depuis longtemps K. K. écrit seul sa revue, si ce n'est qu'il cite, avec les rares écrivains qu'il admire, les victimes de sa verve coléreuse. Et croyez qu'il a la citation meurtrière, foudroyante; bien souvent, par ce seul moyen, sans commentaire, il met en évidence la vilénie, la veulerie, la grossièreté ou la fatuité de ses personnages. Ses lecteurs voient avec ses yeux, entendent avec ses oreilles ce qu'on leur débite dans les journaux de Vienne, et sur telle élucubration ennuyeuse de la *Neue Freie Presse*, passent un bon moment.

D'année en année il a rétréci son champ de bataille. Sauf quelques raids, de temps en temps, il paraît attaquer le seul journalisme de toute sa vigueur; il en fait le bouc émissaire de tous nos maux. Mais, puisque tout se tient, c'est par là qu'il atteint, en fin de compte, la vraie gangrène de l'Europe. En vérité les pauvres sires qu'il démolit l'intéressent peu comme individus: c'est aux types généraux qu'ils représentent qu'il en a.

Pour donner une idée concrète des objets qu'il vise, il suffit de dire un mot de »l'Affaire des Croix« d'où il vient de sortir victorieux après un rude combat. Ne songez pas à des croix de guerre; il s'agit de publicité camouflée. Une loi nouvelle, promulguée par les social-démocrates, enjoint aux journaux d'Autriche d'indiquer clairement si les articles qu'ils publient sont payés, sont, oui ou non, des annonces. Les grandes feuilles bourgeoises regimbaient, essayaient de trouver un biais pour conserver à leur contrebande un air de ne pas avoir l'air. On convint enfin entre éditeurs de marquer d'une petite croix les annonces honteuses; on comptait sur le lecteur distrait ou naïf qui prendrait ce signe pour l'estampille d'un collaborateur — *in hoc signo vinces*. Mais on avait compté sans K. K. qui a profité de cette occasion pour mettre en évidence, une fois de plus, la vénalité de ces feuilles publiques et pour arracher leurs voiles pudiques... Il va sans dire que, comme Péguy, K. K. n'a jamais fait aucune sorte de publicité, en dehors de sa revue, et que cette revue ne prend pas d'annonces; jamais il n'a envoyé un exemplaire aux journaux ou revues, il a beau jeu de railler les lourdes machines à annonces. Il a fait flèche de toute locution allemande qui parle de croix pour arder les pauvres victimes; et Dieu sait s'il sait tirer parti de sa profonde connaissance de la langue allemande et de ce don plutôt juif, mais qu'il possède à un degré unique, du calembour acéré qui tourne et retourne avec la rapidité de l'éclair n'importe quelle image ou locution pour en étourdir l'adversaire et l'en assommer au bon moment. Survint une décision judiciaire plutôt favorable aux journaux. K. K. n'hésita pas un moment à prendre à partie le juge. Retiré du monde, vivant en trappiste, répétant sur la couverture de chaque numéro la défense expresse de lui envoyer livres, journaux, coupures, lettres, informations, comme par miracle il se trouve merveilleusement

informé dès qu'il en a besoin pour terrasser un adversaire. Il eut vite fait de découvrir au juge en question de compromettantes attaches avec le monde du théâtre et par conséquent avec la presse — et tout en évitant l'accusation directe de partialité — impossible à prouver, il fit tant que, à l'heure qu'il est, ce juge ne juge plus et que les journaux sont forcés d'encadrer leurs annonces de première et deuxième page d'une déclaration qui met les points sur les i. Tout cela, de loin, a l'air d'une vétille, d'une donquichotterie — mais rien n'est plus faux. K. K. examine une cuillerée d'eau à la loupe pour prouver que l'étang est pourri où il l'a puisée.

Les malheurs de ces temps lui ont fourni le plus grand sujet de satire générale. Pendant la guerre, avec une rage contenue — toute juste pour sauver quelques pages de la terreur blanche de la censure — il a fait preuve de grand courage moral; dans les papiers du ministère, après la révolution, on a trouvé le dossier de l'accusation pour défaitisme qu'on allait lancer contre lui à la fin de 1918. Au lendemain de la guerre il a publié *Les derniers jours de l'Humanité* (*Die letzten Tage der Menschheit*), énorme suite dramatique qui, en acuité morale dépasse toute la littérature de guerre allemande et bien des autres. Si mille traits acérés risquent de glisser sur le lecteur peu au fait des choses d'Autriche, mille autres lui iront droit au coeur; il notera la profonde ressemblance des tous les fauteurs et profiteurs de guerre. La note spéciale, écoeurante, dans le cas de l'Autriche, c'est bien l'absence de passion véritable (sauf pour le Tyrol et les Yougoslaves combattant l'Italien) dans son délire guerrier. Avec une rage patriotique bien factice — et le doute logé au coeur de ses dirigeants — elle déclenche une catastrophe pour rattrapper, dans le sang, un siècle perdu. Quelles grimaces de violence à froid! Aucune n'a échappé à K. K.

A côté de l'enfer grouillant, puissant, innombrable, de K. K., j'évoque la grâce grêle de *Liluli*. Je trouve que les deux ouvrages dus à deux consciences des plus hautes de cette vieille Europe se complètent étrangement: K. fait le tour de toute la méchanceté, la lâcheté, l'égoïsme déchainés par la grande catastrophe, et repousse toute idée de «circonstances atténuantes». Romain Rolland, lui, ne voit que les choses que K. K. s'acharne à nier; il relègue au fond les bêtises et les convoitises criminelles pour s'attacher, avec une fantaisie qui serre le coeur, à peindre les pièges tendus par les fauteurs de guerre à ce qu'il y a de plus noble en notre jeunesse. Que d'héroïsme gaspillé, que de générosité dont ont eu raison les mensonges sonores des grands mots traditionnels! Si Romain Rolland se moque cruellement du Bon Dieu, K. K., lui, embouche la trompette du Jugement Dernier. Il est dur, injuste et magnifique d'ardeur à l'exemple du Dieu courroucé forgé par le génie de ses ancêtres juifs et de leurs prophètes.

Devant des salles combles K. K. fait lui-même la lecture de ce qu'il écrit. Grand corps voûté, visage blanc et doux d'ascète, voix tranchante et sonore, art consommé de diction dramatique, public de

fervents respectueux, K. K., lui aussi, a le respect de son public: il ne lui dira pas deux phrases improvisées. Un jour, il lui est arrivé de ne pas trouver parmi les papiers qui couvraient son pupitre une pièce des vers qu'il devait lire; pendant cinq minutes (?) — interminables — il infligea à quatre cents personnes la petite torture de le voir retourner ses feuilles. Peu de sourires, à peine un petit bruissement énérvé . . . ce qui a valu aux coupables, dans la prochaine *Fackel*, une verte réprimande.

Poète, K. K. révèle dans des pièces très travaillées une sensibilité exquise et tourmentée qui, dans sa prose blindée, réussit à se dissimuler la plupart du temps. Mais toute sa satire n'est que le contre-coup des tressaillements douloureux d'un coeur affamé de justice et qui souffre de toutes les souffrances. Depuis le mois de juillet 1922, du produit de ses lectures il a versé à des oeuvres de bienfaisance la somme de 124.623.747 couronnes

Paul Amann.

*

Über die »Letzten Tage der Menschheit« in ‚The Chicago Chronicle‘ (Datum nicht ersichtlich) und unter dem gleichen Autornamen in ‚The Saturday Review of Literature‘ (August 30) das Folgende:

Grn

Karl Kraus

To The Editor of The Saturday Review:

Sir:

A curious instance of the lack of real information that the English-speaking peoples have on the literary situation in Central Europe was afforded recently when an event that aroused great interest in Austria and Germany passed almost unnoticed in the United States.

The event was the fiftieth birthday of K. K., Viennese humanitarian, poet and dramatist. This remarkable man is regarded by a large number of well-informed Europeans as a figure of far greater importance than Schnitzler or Freud; but while both these last are well-known and widely read in England and America, K. is practically unheard of. Perhaps this is due to the fact that the Viennese press, against whose stupidity and corruption K. waged single-handed battle for twenty-five years, was combined in a conspiracy of silence against him. For years neither his name nor the name of his magazine, *Die Fackel*, were mentioned in a daily newspaper. Nevertheless, *Die Fackel* obtained a large circulation, and K.'s opinions are highly respected throughout Austria.

His fiftieth birthday, which was also the twenty-fifth anniversary of the founding of *Die Fackel*, was celebrated by the production of

two of his plays. Happily enough, they were so ably played and so powerful in their appeal, that even the antagonistic press was at last compelled to print notices of praise for the plays and their author.

K. is also a poet with a number of volumes to his credit, and the author of what I am convinced is the truest, finest, and most fearless book written on the war, — "Die Letzten Tage der Menschheit." This book was the only Austrian work on the war exhibited at the International Women's Conference for Peace at Washington.

New York

Oswald Brod.

(Diese Behauptung hat sich inzwischen — siehe Nr. 657—667, S. 94 — als unrichtig herausgestellt.)

*

Ferner ein Aufsatz im 'Vorwärts' (Czernowitz XXV., 113, 21. Mai: »K. K. zum 50. Geburtstag« von Johann Pittsch). Die dortigen Leser der Fackel können sie aber nicht mehr erhalten, da die Czernowitzer Post als die ehemals räumlich, nunmehr zeitlich letzte Expositur der k. u. k. Monarchie die Verschwörung des Schweigens unterstützt und, nachdem sie dem Verlag das Dokument des Exemplars (Nr. 577—582) herausgelockt hat, welches die sehenswürdigen Zensurstriche in dem Aufsatz »Monarchie und Republik« enthält, jede weitere Reklamation unbeantwortet läßt, wie die rumänische Gesandtschaft jede Beschwerde. Eine solche bei unserm Ministerium des Äußern einzubringen, wäre so überflüssig wie dieses selbst, ganz abgesehen davon, daß mir der Herr Dr. Mataja nicht gefällt. An den Völkerbund sich zu wenden, hätte auch wenig Aussicht, da dieser zur Untersuchung von solchen Lappalien wie Verletzung von Ausländerrechten nicht zu brauchen ist, sondern zum Krenreiben. Blicke nur das Jüngste Gericht, das aber mit diesem ganzen Zeitvertreib von Staatsspielerei schon fertig werden wird, ohne der Informationen zu bedürfen. Es dürfen also weder die Fackel noch die Bücher des Verlags nach Czernowitz gelangen, ohne daß jedoch eine Entziehung des Postdebits für Rumänien (die wohl auch nur die Zeitschrift betreffen könnte) erfolgt wäre. Das Verbot gilt bloß für Czernowitz, das es nicht verwinden kann, nicht mehr zur österreichisch-ungarischen Monarchie zu gehören, und eine Pietät zum Ausdruck bringt, die von der rumänischen geteilt wird. Der Ausdruck besteht in einer stummen Gebärde,

da für eine Handlung, aus für die ich nicht antw. ^{am 1. März 7.}

ja

amp

Czern

13

H. K. K.

H. K. K.

H. K. K.
mitte

~~Handwritten scribbles and signatures at the bottom right of the page.~~

Con 11

denn die Verpflichtung zum Totschweigen eines Autors, der/als Kaiserermörder gerichtsbekannt ist, geht so weit, daß ihm nicht einmal das Verbot seiner Werke mitgeteilt wird. Kann man halt nix machen, wie man in Czernowitz sagt.

1ja

Aus Mailand wird mir mitgeteilt, daß sich das Schrecknis, an das der Aufsatz »Hochzeitsgäste« (Nr. 613—621) anknüpft, nicht so zugetragen habe, wie es in der zitierten Zeitungsnotiz »Die Hochzeit eines zum Tode Verurteilten« dargestellt ist. Dasselbe wird aus Brüssel mit Beziehung auf die unter dem Titel »Die Welt nach dem Krieg« (Nr. 657—667) zitierte Zeitungsnotiz geschrieben. Die Zuschrift aus Brüssel, die auch feststellt, daß der Prozeß ebendasselbst und nicht in Mons stattgefunden hat, beruft sich auf das Wort aus »Untergang der Welt durch schwarze Magie«: »Der produktive Anteil der Entfernung vom Leser ist ja noch immer nicht zu unterschätzen — —«. Dazu wäre nur zu sagen, daß das Grauen dieser Zeitdinge um nichts geringer wird, wenn als der Sachverhalt bloß ihre Möglichkeit resultiert, wo ihre Wirklichkeit nicht nachprüfbar war. Daß es gedruckt werden konnte, beweist doch, daß die Welt sich's zutraut, und wenn die Zeitung gelogen oder entstellt hat, so tritt zu jener Möglichkeit die journalistische Wirklichkeit noch hinzu. Indes ist nicht jene Lüge die gefährlichste, welche ein Tatsächliches vorspiegelt, das im Einzelfall nicht gegeben ist, sondern diejenige, die die Welt so weit gebracht hat, es ihr zu glauben.

Wp

Das Mangobaumwunder

Gesprochen am 9. November

Herr Karlheinz Martin, der sich mit drei Vornamen als Regisseur einen Namen gemacht hat, hat nicht nur mit einigen anderen Herren, die es dringend nötig haben, die Leitung des Theaterfestes zur »Raumbühne« beglückwünscht — die Kundgebung wurde am Tag nach meiner Klarstellung in die Neue Freie Presse lanciert —, sondern er äußert sich auch separat zum Problem der Bühnenreform, das die fixe Idee aller ist, die zur Bühne keine Beziehung, also die des Literaten haben, und man kann dessen typischer »Einstellung« an jedem Satze habhaft werden, den Herr Martin dem Interviewer diktiert hat. Was er vom revolutionären Theater Rußlands sagt, soll natürlich eine Rechtfertigung des Berliner Humbugs sein:

— — Die leidenschaftliche Überzeugungskraft des Spielenden auf der einen, Suggestibilität des Zuschauers auf der anderen Seite schufen eine neue Theaterkunst, die den pompös-armseligen, die Einfühlungsmöglichkeit bloß lähmenden Fundus einfach über Bord warf und das Wort wieder in seine Rechte einsetzte.

Wer um dieses Zustandekommen der russischen Gegenwartskunst weiß, versteht auch, weshalb diese Leute das Wort, den Schauspieler in den Mittelpunkt ihres Theaters setzen und mit allen Zaubereien der Illusionsbühne aufräumen. Aus Armut wurde diese neue Kunst geboren, und sehr bald kam man darauf, daß alles Frühere nur Belastung des Dichterwortes mit Nebensächlichkeiten, nur unnötige Krücke der Einbildungskraft war. Heute ist in den Theatern Rußlands der Zuschauer ebenso Künstler wie der Schauspieler. Die dekorationslose Bühne, der in Straßenkleidern auftretende Schauspieler stellen die höchsten Anforderungen an die Einfühlungsfähigkeit des unten sitzenden Publikums, und das Publikum geht mit; es baut selbst und mit Enthusiasmus die Welt des Dichters auf, aus dem Wort und nur aus dem Wort allein erblüht ihm die Welt der Dichtung.

Es ist wie beim Mangobaumwunder: man braucht nur die Gläubigen, der Baum wächst von selbst, und nur dem saturierten Bürger muß ihn der Hoftheatermaler an die Wand malen. — —

Ob in Rußland der Zuschauer ebenso Künstler wie der Schauspieler ist und ob dies jenseits der Teilnahme an einem revolutionären Inhalt wünschenswert wäre, bleibe unüberprüft. Sicher

Wittgenstein 2

ist, daß Herr Karlheinz Martin lange warten kann, bis sich in Berlin das Mangobaumwunder begibt. Welch ein Trugschluß von der revolutionären Bewegung der Lebens- und mithin Theaterdinge, die sich in Rußland vollzogen hat, auf die Aktivität einer mitteleuropäischen Kultur, die durch die Monarchenverabschiedung nur unwesentlich alteriert sein dürfte und deren neue Kunst nicht aus der nachkriegserischen wirtschaftlichen Armut, und wäre diese auch reichlich vorhanden, geboren wurde, sondern aus der seelischen Armut, die sie durch den Krieg gerettet und vom Krieg behalten hat, und insbesondere aus der geistigen Armut, welche die Kulturprämissen nicht unterscheidet und fremdes Wachstum als Mode propagiert. Das entfesselte Theater würde hier wohl das ersehnte »Ineinanderfluten« der entfesselten Temperamentlosigkeit des Ensembles und der entfesselten Manierlosigkeit des Publikums bringen. Aber so wüst könnte diese Wirklichkeit gar nicht sein wie die Theorie, die ihr organisches Werden beglaubigt. Welches Durcheinander der vom höchsten Theatersinn übernommenen Forderung nach der Wiedereinsetzung des Wortes mit den Affereien einer funduslosen Inszenierung! Als ob nicht die Stufen- und Treppenwitze, die diese Leute statt der Dekorationen aufführen, die »unnötige Krücke der Einbildungskraft« durch einen Prügel für die Einbildungskraft ersetzen. Als ob eben dies Getue eines Mangelprotzentums und einer Andeuterei, die Schlafzimmer und Wald unter das nämliche Zelt bringt, nicht die weit stärkere Belastung des Dichterwortes mit Nebensächlichkeiten wäre. Die neue Regie und das Dichterwort! Dieses trottelhafte Gehupfe der Berliner Shakespeare-Schändungen kommt dem »Wort« zuhilfe! Diese Ballungen der Leere lassen die Welt der Dichtung aus dem Wort erblühen! Ich habe das entfesselte Greuel der Fehling'schen Inszenierung von »Viel Lärm um nichts« im Staatstheater mitgemacht und kann beides, daß noch nie im Theater so viel Lärm um ein Nichts von Schauspielkunst (mit der einen Ausnahme des edlen, an solchen Strand verschlagenen Kraußneck) gemacht wurde. Wenn Berlin Messina darstellt, ist ja an und für sich der Ausgelassenheit (mit leichter Betonung des pupenjungenhaften Elements) kein Ende, aber wenn diese Gesellschaft, rhythmisch dressiert und mit den Versfüßen stampfend, noch eine Pyramide von Brettern auf- und abrasen darf, dann kann

Wittgenstein

das Original-Messina zusperrten. Dies Schauspiel, das sich auf Zwischenstufen begibt, und das unfassbare, wenngleich normalere Scheuel der »Was ihr wollt«-Aufführung im Lessingtheater mit Fräulein Bergner, die einen ganz neuen Text zu alten Schmierenscherzen spricht — höchstens noch vergleichbar dem »Jux«, den sich das Burgtheater mit Nestroy machen will — : daß die heutige Theaterkundschaft dazu Beifall klatscht, anstatt sämtliche anderen Märkte nach faulen Äpfeln abzusuchen, es zeigt in der Tat, wie organisch ihr das Ende auf der Serpentine zum Boxing ist. Welch ein Umweg diese Vermutung, Dekorationen, deren Reform doch höchstens ein ökonomisches Problem bedeuten könnte, trügen die Schuld daran, daß die Leute, die zwischen ihnen stehen, nicht sprechen können, und also die Hoffnung, daß das Wort wieder zu sich kommen werde, wenn man nur die Dekorationen abschafft. Welch ein Aberwitz, daß die dekorationslose Bühne und der in Straßenkleidern auftretende Schauspieler die Einfühlungsfähigkeit des Publikums steigern und weil sie an diese »die höchsten Anforderungen stellen«, sie darum auch, und bei einem Publikum von Film- und Fußballgemütern, durchsetzen. Die Konsequenz wäre die Reform, daß die kostümlosen Schauspieler den Text statt ihn auswendig zu sprechen, vom Buch ablesen, die weitere Konsequenz, daß ein einziger das für sie alle besorgt, der dann wohl die allerhöchste Anforderung an die Einfühlungsfähigkeit stellen würde. Sie kann ihm natürlich erfüllt werden. So versichere ich dem Herrn Martin, daß, wenn ich die »Weber« vorlese, »aus dem Wort und nur aus dem Wort allein die Welt der Dichtung erblüht« und daß da trotz allen Widerständen einer verdorbenen Zeitakustik und auf einem Podium, auf dem nichts als ein Tisch ohne ein Wasserglas steht, eine zehntausendmal belebtere und wortlebendigere Bühne vor das geistige Auge des Hörers gerückt ist als durch seine Regie mit achtzig Schauspielern, die ich für ein Schulbeispiel der Armseligkeit und Wortverkümmerng halte. Aber was hat diese einmal mögliche Podiumwirkung mit dem Wesen des Theaters zu schaffen? Zu diesem gehört eben die althergebrachte, durch keinen Literaturwillen abänderliche Illusion der Szene, deren Überladung das Wort bedrücken mag, deren Entleerung es todsicher erstickt. Die Illusion einer höheren Wirklichkeit, zu der das Wort nun selbst des Übergangs entbehren

muß, den diese verdammten Reformpfuscher und Kulissenvegetarier ihm mit der Zwischenaktsmusik geraubt haben, des Sammlungsbehelfs und Auftakts, der oben die Stimmen löst und unten bändigt, hier und dort die Stimmung bildend. Sie wollen die Vereinigung, indem sie das Orchester überbrücken; sie verbinden die Räume und trennen die Sphären. Es sind Zauberlehrlinge, die das Wort vergessen haben, nur mit dem frechen Vorgeben, daß sie es wissen und daß der alte Hexenmeister ein Epigone war. Wortregie mag heute wichtiger sein als je und erst heute wichtig. Szenische Reformerei war nie gefährlicher als heute und darf ihren Unfug, der immerhin die Nerven eines theaterwidrigen Publikums beschäftigen mag, erst von der Erkenntnis her verrichten, daß dem Wort nicht mehr zu helfen ist. Wann wäre »Theaterfremdheit« je exemplarischer dargetan worden als durch die Leute, die das Projekt der Raumbühne eben gegen sie zu verteidigen gewagt haben! Diese Raumbühne, die in der Theatergeschichte als der Versuch fortleben wird, die Bühne vom Hanswurst vertreiben zu lassen. Der ganze Nonsens eines aus dem luftleeren in den leeren Raum bezogenen »Problems«, das nicht vorhanden ist, wiewohl es ja möglicherweise einmal keine »Guckkastenbühne« mehr geben wird, weil es keine Bühne mehr geben wird, ist derart belästigend, daß man einfach nicht begreift, wie Menschen, die Kulturtendenzen vertreten, es über sich bringen könnten, solche Hirngespinnste, bei denen die Spekulation an der Untauglichkeit der geistigen Mittel zu schanden wird, auch nur in einer Kuriositätensammlung auszustellen; und wie die Phrase, daß es die vornehmste Aufgabe unserer Kultur sei, das Alte mit dem Neuen zu vermählen, selbst noch der Idee standhalten möchte, das Publikum um die Bühne rotieren zu lassen, damit der Schauspieler von allen Seiten sichtbar sei. Wäre dies Ziel, aufs innigste zu wünschen, erreicht, so würde man erst sehen, wie wenig es da zu sehen gibt. Herr Martin, der selbst bei solchem Risiko Optimist bleibt, »will deswegen nicht leugnen, daß unsere ältere, gestrige Theaterkunst auch ihre Berechtigung hat«. Er legt aber Wert auf das »Kämpferische in der Kunst« und lehnt eine Kultur ab, die das »Geschmackstheater« vorzieht und sichs am Überlieferten und fertig Gelieferten genügen läßt. Er »persönlich« sieht

in diesem »allerdings nicht so sehr ein wirkliches Kunst-, als ein an sich eventuell hochwertiges, geschmackvolles Handwerksprodukt«, »eine — letzten Endes — Luxussache, eine Angelegenheit gebildeten und kultivierten Vergnügens«. Ganz abgesehen davon, daß er sich überflüssiger Weise bemühen wird, mir Sinn für das Kämpferische in der Kunst beizubringen, datiere ich das letzte Ende von den auf kaltem Wege verübten Experimenten des neuen Theaters, die bisher nur ein unkultiviertes Mißvergnügen zu bieten in stande waren. Er verwechselt aber natürlich, wie alle Literaturtheaterleute, die mit dem Niedergang der Schauspielkunst hinaufgekommen sind, das Gewachsene einer ruhmvoll vergangenen Theaterzeit mit dem »Epigonischen«, das bloß von ihrer Tradition fortgelebt hat, um die Nachlebenden über jenen wahren Wertbestand zu täuschen, und er ahnt gar nicht, um wie viel mehr Kunstgewerbliches im »revolutionären« Theater als selbst im epigonischen enthalten ist, nur mit dem Unterschied, daß es den »Geschmack«, der sicherlich ein faules Surrogat des Wesens ist, durch Geschmök ersetzt hat. Die Revolution, auf die es ankommt, wird eine ganz andere sein als die von Gnaden und aus dem Antrieb einer Technik der Hirne und Hände, die es jedem Auslagenarrangeur ermöglicht, eben das, was nicht von innen leuchtet, unter einen Lichtkegel zu stellen. Ich weiß nicht, ob der Regisseur Martin, von dem ich nur weiß, daß er die Einfühlungsfähigkeit der Berliner von dem Jammer der schlesischen Weber auf die nackte szenische Not abgelenkt hat — ob er derzeit mehr von Treppen oder von Würfeln das Heil der Schauspielkunst erwartet. Aber er höhnt, daß man in Wien es nur so machen wolle, »wie es das alte Burgtheater gemacht hat«, und daß man am liebsten dort »anknüpfen« möchte. Gewiß, das vermöchte man nur schwer, da es weder möglich ist, die Toten lebendig zu machen noch die Lebenden. Aber was das alte Burgtheater gemacht hat (für dessen letzte Säulen er wohl die Herren Reimers und Treßler hält und von dessen Art sie ihm eine deutliche Vorstellung zu überliefern scheinen), war weit wesenhafter als alles, was die Entwicklung des deutschen Theaters vom kunstgewerblichen Reinhardt über den revolutionären Martin bis zu dem Ziel bezeichnet, wo der Schauspieler von allen Seiten sichtbar sein wird, nur nicht von

des schauspielerischen Talents. Und wenn diese Bahnbrecher, der die ihm damit helfen wollen, daß sie ihn im Parkett auftreten lassen, sich nur damit begnügten, die »Guckkastenbühne«, solange sie an dieser Schmach der Jahrhunderte leiden, in ein leeres Podium zu verwandeln! Wenn es nur wahr wäre, was jener rühmt: daß »diese neuen Künstler ganz von vorn auf einem nackten Stück Brett anfangen wollen«! Aber was haben die Herren Jeßner und Fehling, zwischen die ich nicht, wie Herr Ihering, der Dramaturg dieses Humors vermutet, einen Keil, sondern das Brettermagazin treiben möchte, das ihre Welt bedeutet — was haben sie aus dem entzückenden Schauplatz des Berliner Staatstheaters gemacht! Man könnte sich vorstellen, daß ein Regisseur, der irgendwo auf solche Barrikade der Wortwirkung, auf solchen Narrenturm der Szene, auf solches Gebirge der Hochstapelei stieße, es schleunigst abtragen ließe, um zur Ebene des unverschmökten Theatersinns, zum Podium zu gelangen. Die umgekehrte Prozedur: das Glück der weiten Szene in solches Desaster zu verkehren, das den Schauspieler zum Irrgärtner macht und den Zuschauer verwirrt, könnte man sich keineswegs vorstellen, wenn sie nicht in Berlin zur täglichen Wirklichkeit würde. Ich weiß meiner Podiumgestaltung, die doch dem dekorationslosen Theater im höchsten und nüchternsten Sinne entspricht, keine bessere Hilfe, als wenn ich irgendwo statt eines Konzertsaals eine Guckkastenbühne finde. Daß ich meine Anforderungen an die Einfühlungsfähigkeit so überspannen sollte, um sie nur auf Stufen für erreichbar zu halten, das ließe ich mir unter dem bösesten Alpdruck von Berliner Theaterwochen nicht träumen. Die Schauspieler, die sich Herr Karlheinz Martin wünscht, mögen, wenn sie seinen Ansprüchen vollends genügen wollen und schon hinreichend appetitiert sind, um sich ohne Kostüm und Dekorationen leichter zu fühlen, es einmal versuchen, die lebendige Gestalt einer Dichtung sitzend anstatt springend zu verkörpern: dann wird sich zeigen, ob das Wort wieder in seine Rechte eingesetzt ist! Es wird wie beim Mangobaumwunder sein. Denn auf das Wort kommt es an, und »Mango« bedeutet sowohl den Baum mit den goldenen Früchten wie den Händler, der seine Ware zustutzt.

Das Wort. Von H. de Balzac

»Oft habe ich köstliche Reisen gemacht«; erzählte er mir . . . »auf einem Wort durchschiffte ich die Abgründe der Vergangenheit, wie ein Insekt an einen Grashalm geklammert mit dem Strom treibt. Von Griechenland ausgehend kam ich nach Rom und durchschritt den weiten Raum der Neuzeit. — Welch schönes Buch könnte man schreiben über das Leben und die Abenteuer eines Wortes! Zweifellos trägt es die verschiedenartigen Eindrücke der Ereignisse, denen es gedient hat, mit sich; je nach dem Ort hat es verschiedene Gedanken erweckt; wirkt es aber nicht noch größer, wenn man es von dem dreifachen Gesichtspunkte der Seele, des Körpers und der Bewegung aus betrachtet? Es anzuschauen, abgezogen von seinen Verrichtungen, seinen Wirkungen und seinen Taten, kann einen das nicht in ein Meer von Reflexion versenken? Sind nicht die meisten Worte gefärbt von dem Gedanken, den sie äußerlich darstellen? Welches Genie hat sie geschaffen? Und wenn so viel Verstand nötig ist, um ein Wort zu erschaffen — wie alt mag dann die menschliche Sprache sein? Die Zusammenstellung der Buchstaben, ihre Formen, das Gesicht, das sie einem Wort geben, zeichnen genaue Bilder — je nach dem Charakter eines Volkes — von unbekanntem Wesen, deren wir uns erinnern. Wer kann uns philosophisch erklären, wie ein Gefühl zum Gedanken wird, der Gedanke zum Wort, das Wort zum hieroglyphischen Ausdruck, die Hieroglyphen zum Alphabet, das Alphabet zur geschriebenen Redekunst, deren Schönheit in einer Folge von Bildern besteht, welche die Rhetoren klassifiziert haben und die gleichsam die Hieroglyphen des Gedankens sind?

*) H. de Balzac, Louis Lambert; Menschliche Komödie, Insel-Verlag, XV. Band, S. 189.

Sollte nicht die antike Gestaltung des menschlichen Gedankens in den der Tierwelt entnommenen Formen die ersten Zeichen beeinflusst haben, deren sich der Orient für seine Schriftsprache bediente? Und mag sie nicht auch einige traditionelle Spuren in unseren modernen Sprachen zurückgelassen haben, die sich alle zusammen in die Überbleibsel des Urwortes der Völker geteilt haben, jenes majestätischen und feierlichen Wortes, dessen Majestät, dessen Feierlichkeit im selben Maße abnehmen wird, wie die Gesellschaft altert; dessen Schall, so sonor in der hebräischen Bibel, so schön noch in Griechenland, immer schwächer wird mit dem Fortschritt unserer sukzessiven Zivilisationen. Ist es dieser antike Geist, dem wir die versteckten Mysterien jedes menschlichen Wortes verdanken? Steckt nicht in dem Wort »wahr« eine Art phantastischer Redlichkeit? Findet man nicht in dem kurzen Laut, den es fordert, ein vages Bild der keuschen Nacktheit, der Einfalt des Wahren in jedem Ding? Diese Silbe atmet eine undefinierbare Frische. Ich habe die Formel eines abstrakten Gedankens als Beispiel genommen, da ich das Problem nicht durch ein Wort deutlich machen wollte, das es zu leicht verständlich macht, wie das Wort »Flug«, wo alles zu den Sinnen spricht. Und ist es nicht mit allen Worten so? Alle tragen den Stempel einer lebendigen Macht, die ihnen die Seele verliehen hat und die sie ihr wiedergeben durch die Mysterien einer wundersamen Aktion und Reaktion zwischen Wort und Gedanken. Denkt man dabei nicht an einen Liebhaber, der von den Lippen seiner Geliebten ebensoviel Liebe trinkt als er ihr mitteilt? Allein durch ihre Physiognomie beleben die Worte in unserem Gehirn die Wesen, denen sie als Bekleidung dienen. Wie alle Geschöpfe haben auch sie nur ein Feld, wo ihre Gaben voll wirken und sich entwickeln können. Aber dieses Thema trägt vielleicht eine ganze Wissenschaft in sich!«

Notizen

Sprachschule

Verehrlicher Verlag!

— — Im Augustheft der Fackel findet sich ein Artikel »Zwei, die über mich herzlich gelacht haben« (S. 145), worin mir die tödlich treffende Bemerkung zu dem Satz: »Daß er in den Jargon ausrutscht . . .« helle Freude bereitet hat. Die Kennzeichnung der Ihering'schen Sprachsünde als »Inzucht von Subjekt und Objekt« ist von unübertrefflicher Prägnanz.

Nun aber finde ich auf Seite 183 ein Zitat mit dem Zusatz: »Gegen Ehrenstein? Nein, von!« Hier ist »Ehrenstein« zwar beidemale Objekt, aber das einmal im 4., das anderemal im 3. Fall. Auch diese Inzucht von Akkusativ und Dativ erscheint mir unzulässig. Dies wird sofort klar, wenn man das Satzfragment in's Lateinische übersetzt. »Contra Ehrensteinum? Non, ab!« ist nach meinem Empfinden unmöglich. Es würde mich interessieren zu hören, ob hier ein Übersehen des Herrn K. vorliegt oder ob er die erwähnte Sprachbildung mit irgendwelchen mir nicht bekannten Gründen rechtfertigen kann. In diesem Zusammenhang verweise ich übrigens auf einen Schiller'schen Satz, der an dem gleichen Übel krankt. Der Titel seiner Antrittsvorlesung in Jena lautete: »Was ist und zu welchem Ende studieren wir Universalgeschichte?« (Ich zitiere aus dem Gedächtnis.)

In Erwartung einer wahrscheinlich lehr- und aufschlußreichen Erwidern des Herrn K. zeichne ich ergebenst — —

Im allgemeinen ist es gewiß schon viel, daß Leser sich eines Problems bewußt werden, wenn sie gleich nicht die Lösung finden. Hier aber scheint es fast schwieriger, das Problem zu sehen, als die dann selbstverständliche Lösung zu finden. Es bedarf natürlich nicht der Übersetzung ins Lateinische, um mir klar zu machen, daß »Ehrenstein« dort ein Akkusativ, da ein Dativ ist, also an und für sich nicht von verschiedenen Verhältniswörtern abhängen kann. Die Schiller'sche Wendung, die dasselbe Wort als Nominativ und als Akkusativ fungieren läßt, ist natürlich nicht besser als die des Herrn Ihering. Trotzdem ist derselbe Grammatikfehler in der Wendung »Gegen Ehrenstein? Nein, von!« keiner, sondern ein stilistischer Vorzug. Der Fehler wäre vorhanden, wenn es hieße: »Nicht gegen, sondern von Ehrenstein!«, wenn es sich also um eine ernsthafte Aussage handelte. Bei Schiller und bei Herrn Ihering handelt es sich um eine solche, um einen Satz, den der Autor sagt. Im andern Fall liegt geradezu das Schulbeispiel jener satirischen Darstellung vor, die so offenkundig, parodierend fast, das Fehlermaterial verwendet,

Jur

445

daß man gar nicht versteht, wie der Leser an Bewußtheit und Absicht des Autors zweifeln und hier noch etwas entdecken könnte. Es ist eine satirische Abbreviatur, ganz wie die Wendung »fünfzig Jahre alt und ebensooft hervorgerufen werden«, die jenem Schmock, der von der Alchimie meines Wortes etwas zu wissen vorgab, als ein »Lapsus« erschien, der eine Glosse in der Fackel verdiene, welche denn auch erschienen ist. Und auch hier wäre der Zweifler, wie jener, der solche Großmut nicht verdient hat, auf einen weiteren Fehler der Wendung aufmerksam zu machen: wie kann denn ein Satz mit »von« enden? Aber sollte diese Summe von Nichtgrammatik und Namensmißhandlung — eines Namens, der freilich so deklinabel ist wie der des Herrn Ehrenstein — nicht die stilistische Absicht einer grammatischen Mißgeburt klar machen? Es ist nicht uninteressant, daß der Bemängler von »fünfzig Jahre alt und ebensooft hervorgerufen werden« das Musterbeispiel einer Inzucht (»werden« in zweierlei Verwendung) als freiwillige Draufgabe erhielt, und eben in dem Heft, in welchem sie dem Ihering verübelt wurde. Ich bin mir also offenbar solcher Mißbildungen mit äußerster Klarheit bewußt. Und dennoch mußte mir das mit Ehrenstein passieren! Aber ich nehm's dem Leser, der bemerkt hat, was nicht zu verbergen war, durchaus nicht übel. Ich würde mich auf solche Beschwerden ja überhaupt nicht einlassen, wenn ich sie nicht als einen Beweis redlichsten Anteils würdigte, ja als den Maßstab für ein Leserniveau, das ganz gewiß an keinem andern Knotenpunkt des geistigen Verkehrs heute anzutreffen ist, und wenn ich einmal von den lästigen Begleiterscheinungen der Fackel gesprochen habe, so bin ich umso dankbarer für die erfreulichen. Sie haben den Mut, zu jenen Sorgen kleinsten Formats zu stehen, auf die diese ganze mißratene Zeitungswelt mit Verachtung herabsieht, als ob sie in Wahrheit größere hätte.

*

Der Abdruck der Verlaine-Verse, ernst gemeint, weil die Stelle: »eine der eindrucksvollsten Variationen« des Motivs »Versöhnung mit der Presse« ironisch gemeint war, ist vielfach mißverstanden worden. Hier sollte der wahre Sachverhalt illustriert werden: so sieht die Versöhnung aus!, und diese Absicht war ja garnicht zu verkennen. Wozu denn sonst der vollständige Abdruck eines an sich gewiß beträchtlichen Gedichtes mit dem ganzen philologischen Apparat und Quellennachweis. Das wäre freilich bloß eine rationalistische, keine stilistische Beglaubigung und da einen Augenblick lang ein Zweifel doch möglich war, so ist eben der Satz nicht gut. Es war gewiß zuviel auf einmal verlangt, von den den »Witz- und seriösen Schwachköpfen« zugeschriebenen Variationen des Motivs »Versöhnung« gleich auch die ernsthaft des Motivs »Nichtversöhnung« abzunehmen. Ein Projektionsfehler,

12

der in der Arbeit an circa zehntausend Prosazeilen vorkommen kann. Man lese deshalb besser etwa so: »Die richtigste und eindrucksvollste läßt sich aber doch wohl dem hauptsächlichsten Inhalt der folgenden Verse abgewinnen«. Dann wird dem Einsender der Dank, der ihm gebührt, und nicht mehr das Mißverständnis, als ob er zu den Witz- oder seriösen Schwachköpfen gehörte, die von meiner Versöhnung mit der Presse sprechen, wovon er doch das gerade Gegenteil durch die Darbietung der Verse getan hat.

*

Hochverehrter Herr K.!

Ich verdanke hauptsächlich Ihnen, daß ich mit vermehrten Sinnen lese: die schöne Sprache erhöht den Genuß der geistigen Darbietung. Und umgekehrt darf ich wohl sagen, es sei Ihre dankenswerte Schuld, wenn mir Sprachschlampereien die Freude an inhaltlichen Kunstwerken verleiden.

Dies zur Erklärung meiner Fragen, die dem Wunsch entstammen, belehrt zu werden, nicht dem Ehrgeiz, eines Dichters Irrtümer aufzuspüren.

1.) Ich glaube, der erste Satz der letzten Fackel (S. 1) hätte zu lauten: In dieser kleinen Zeit, die ich noch gekannt habe, als sie so groß war;

Nein. Es ist eine vorhandene, jargonartige Wendung, die aber auch richtig deutsch ist. »Als« wäre die Zerstörung des Zitats, wäre eigene Aussage und schlecht. Würde bedeuten: ich habe die kleine Zeit damals gekannt, als sie groß war, es wäre also von ihr höchstens ausgesagt, daß ich sie gekannt, nicht aber daß ich sie als große Zeit gekannt habe. Es ist einer jener Fälle, wo als der weitere, über die bloße Datierung hinausgehende Begriff der Agnoszierung mit vollem Recht »wie« statt »als« eintritt.

2.) Ich halte es für unzulässig, eine Frage dahin zu beantworten und jemanden dahin zu informieren, wie es auf S. 36, 12. Zeile von unten, und auf S. 154, 3. Zeile von unten, geschah. Ich meine, es hätte im ersten Falle »damit«, im zweiten »darin« zu heißen; zum Vorbild der Leser umsomehr, als es geradezu krankhafter Brauch geworden ist, sich auch dann »dahin zu äußern« und auch dann »dahin Stellung zu nehmen und zu antworten«, wenn das Wort »dahin« ohne Ersatz gestrichen werden muß.

Es gibt eben Leser — und gewiß sind sie nicht die schlechtesten —, die der Fackel die »schöne« Sprache verdanken und die Witterung für die Sprachschlampereien in andern Druckwerken. Sie wissen aber doch nicht genug von einem Stil, der die Trivialität des Lebens aus deren eigenem Sprachstoff gestaltet. »Die bekannte Schuldfrage dahin beantworten« ist nicht so schön wie »damit«, aber damit ist meine eigenste Schuldfrage nicht beantwortet. In einer Epoche, in der der bessere Ausdruck plausibel war, hätte ich diesen gebraucht.

Justigkeit

Hier und heute war die Sphäre nicht anders darzustellen. Ich stelle dar, ich zitiere. Darin ist mehr Stil als im Schreiben. Eben den »krankhaften Brauch« brauche ich. Wo 's mein eigenes Wort ist, wird man schon merken. Im zweiten Fall — »dahin richtig informiert werden, daß« —, wo geradezu die Sphäre der Presse die Ausdruckselemente liefert, wäre »darin« auch an und für sich falsch, eine Verschiebung des Gedankens. Nie wäre die Lesung: d a r i n zu erzwingen, und »d a h i n« bezeichnet eben die Richtung der Information, die Weisung.

3.) Es fällt mir auf, daß Sie auf S. 46, Zeile 10 von unten, von einer Fähigkeit, etwas tun zu können, sprechen. Hieße es nicht richtig: »die wegen ihrer Fähigkeit, vom Krieg zu erzählen, von der Verpflichtung, ihn zu erleben, enthoben waren«? Dadurch träte auch der Gegensatz des Erzählens zum Erleben noch schärfer hervor.

Ganz im Gegenteil. Auch mir fällt und fiel natürlich auf, daß die Fähigkeit, etwas tun zu können, ein Pleonasmus ist. Aber diese Fähigkeit, dieses Können kann ja gar nicht oft genug berufen werden. Die Fähigkeit, vom Krieg zu erzählen, wäre bloß die literarische Fähigkeit, die sie hatten und die sie vom Krieg befreit hat, nicht die menschliche, die sie außer jene Menschheit gestellt hat, die nur leiden konnte. Sie waren nicht nur fähig, zu schreiben, das heißt, sie konnten nicht nur schreiben, nein sie waren fähig, es zu können. In der glatteren Antithese: »wegen der Fähigkeit, vom Krieg zu erzählen, von der Verpflichtung, ihn zu erleben« erledigt sich der grimmige Kontrast schon durch das unübersichtliche Nebeneinander der drei gleich kurzen Satzteile, zwischen denen noch die Nähe der sinnverschiedenen »vom« und »von« Verwirrung stiftet. Ähnlich hat mir einmal jemand die Überfülle einer Wendung wie etwa »Er erlaubt sich, etwas tun zu dürfen« bemängelt, weil er nicht bemerkt hat, daß hier Devotion dargestellt war. Und noch ein unerfüllbares Begehren:

*Hast
wachen
Hoffnungen, hat
Verpflichtung!*

4. Endlich bitte ich Sie um Aufklärung, warum Sie mitunter Fremdwörter auch dort setzen, wo gleicher, wenn nicht besserer Sinn und Klangfarbe mit deutschen Worten erzielbar ist. Zum Beispiel: S. 22 Existenz (Dasein), Artikel (Aufsatz), konsequent (beharrlich, unwandelbar, unentwegt); S. 42 interessant (reizvoll, fesselnd), Publikation (Herausgabe), Diktion (Sprache, Fassung), Thema (Gegenstand, Dinge, Stoff). Ich habe mich auf Fälle beschränkt, in denen es sogar genügt, einfach das Fremdwort zu übersetzen, ohne erst den Satzbau umdenken zu müssen.

In unwandelbarer Verehrung und Ergebenheit

Warum ich Fremdwörter auch dort setze, wo gleicher, wenn nicht besserer Sinn und Klangfarbe mit deutschen Worten erzielbar ist? Weil dort nicht besserer oder auch nur gleicher Sinn und Klangfarbe mit deutschen Worten erzielbar ist (wiewohl diese vermöge ihrer Bodenwüchsigkeit auch den stärkeren Plural

*die menschliche Kraft, die
- - - - -*

*hat man sich
auf*

Tu

haben). Man versuche nur einmal, an jenen Stellen die Fremdwörter in die empfohlenen deutschen Worte zu übersetzen (ohne erst den Satzbau umdenken zu müssen; denn das fehlte noch, daß ich einen Satz anders zu bauen hätte, um ein Fremdwort zu vermeiden). Abgesehen von dem klanglichen Unterschied sollte es mir einfallen, statt von einer journalistischen Existenz von einem journalistischen Dasein zu sprechen! Es wäre geradezu eine Blasphemie (wofür ich tatsächlich Gotteslästerung sagen könnte). Man versuche insbesondere, jenes »interessant« zu übersetzen. Oder die »Diktion« etwa in die »Sprache«, die gleich darauf vorkommt. In den meisten Fällen wird wohl auch dann, wenn Sinn und selbst auch Klangfarbe nicht unmittelbar berührt würden, das Fremdwort von mir vorgezogen werden; denn meine Mission ist eine profane und mein Reich ganz von dieser Sprachwelt. Das interessante Thema ist hier oft und oft erörtert worden. Das beste Deutsch hat zwischen zwei Fremdwörtern Raum. Deren Gegner mögen erst ein paar Generationen an die Neuerung gewöhnen, dann werde ich, was die folgende tut, wenn ichs erlebe, in deutschen Worten abbilden.

*

Berlin, den 14. Sept. 24.

In der Augustnummer der ‚Fackel‘ findet sich in dem Referat A. H. Frieds über die »Letzten Tage der Menschheit« die Wendung, Bücher seien »aus der Niedertracht dieser Zeit herausgeschrieben« worden.

Da der Unterzeichnete nicht glaubt, daß A. H. Fried diesen Satz so herausgeschrieben hat, möchte er Sie bitten, diesen Druckfehler richtigstellen zu wollen, zumal ihm daran liegt, die ‚Fackel‘ auch nicht von dem kleinsten Druckfehler verunreinigt zu sehen.

Dieser liebenswürdige Wunsch ist leider auch von übermenschlicher Sorgfalt nicht zu erfüllen. Doch hier wird mit Unrecht ein Druckfehler vermutet. Es könnte sich nur um einen solchen im Original handeln, den ich nicht erkenne, oder um eine mißglückte Wendung, die ich kaum hätte beseitigen dürfen, wenn ich, was noch heute nicht der Fall ist, den Satz als solche erkannt hätte.

*

Zu S. 6, Z. 2 u. 3:

Ein »Weihbischof« heißt nicht so, weil er etwas zu segnen, zu weihen hätte, sondern weil er selbst nur die Bischofsweihe hat und nicht mit der Verwaltung einer Diözese betraut ist wie ein wirklicher Bischof.

Ganz richtig. Aber »Weihbischof« an jener Stelle ist noch richtiger. Der Stil weiß es besser als das Wissen.

Zu S. 14, Brief vom 14. Aug., Z. 3:

»Nun bin ich 47 Monate bei Militär...« Der Satz soll wohl richtig lauten: »... beim Militär...«?

Nein.

Zu S. 99, Z. 14:

... Weiters fehlt das sechste »dank« als letzter Versuß.

Nein, es genügen fünf. Dagegen muß es, hier/in dem folgenden Vers, heißen: »Und wir sagen« statt »sag'n«. Und zu betonen ist: nix als L.

Zu S. 160, Z. 5:

Statt »Theaterreferendar am Börsen-Courier« wohl »im«?

Im Gegenteil.

Dagegen ist es sicherlich rührend, daß einen Leser in Kansas das folgende gar nicht wildwestliche Problem beschäftigt:

27. August 1924

Schon lange warte ich auf eine weitere Fortsetzung Ihrer »Sprachlehre«. Und würde es dankend begrüßen, wenn Sie es der Mühe wert fänden, sich einmal über Ihre Anwendung des Apostrophs zu äußern. Etwa an folgender Stelle von »Traumtheater« (Seite 18)

So ist's, so sei's, so bleib' es allzumal:

quäl ich die Lust dir, mach' zur Lust die Qual!

Ich suche vergebens nach einer ganz befriedigenden Lösung meines Zweifels: warum bei dem Wort »bleib« das Zeichen gebraucht wird, und es bei den Worten »quäl« und »mach« wegfällt. Allerdings fiel mir bald ein, daß die Anwendung im ersten Falle ein typographischer Tempo- und Gewichtsbehelf sein könnte, wie umgekehrt das Weglassen in den beiden anderen Fällen: daß also vielleicht der Apostroph in der ersten Zeile die kleine Verlangsamung markieren, und die Emphase auf jenes Wort ein wenig unterstreichen sollte; während in der folgenden Zeile ein Hinweis auf die Abkürzungen dem beschleunigten Tempo gerade hinderlich wäre. Aber so plausibel diese Erklärung scheinen mag, ich kann ihr doch nicht recht trauen: sie kommt mir allzu spitzfindig vor. Da sie aber die einzige Antwort ist, die mir mein Zweifel eingab, und ich nicht annehmen darf, daß das Anwenden und Weglassen des Apostrophs bei Ihnen auf Zufall oder gar Willkür beruht, so wäre ich Ihnen von Herzen dankbar, wenn Sie den merkwürdigen Fall gelegentlich behandeln wollten.

Auf den Druckfehler auf S. 19, 4. Verszeile v. unten: statt »ihnen«: Ihnen, werden wohl andere Leser schon aufmerksam gemacht haben.

A. B.

Leider nicht; und die Frage wegen des Apostrophs ist schon mit der gar nicht spitzfindigen Erklärung beantwortet. Sie ist umso weniger spitzfindig, als sie einen Vorgang erläutert, der, meiner Erinnerung nach, kein Überlegungsvergang war. Ob aber

eine solche Unterscheidung — vor allem zwischen dem Positivgehalt des ersten und dem Negativgehalt des zweiten Verses — in allen Fällen mit vollem Bewußtsein geschieht, ist ebenso gleichgültig wie ob sie in demselben Fall ein anderes Mal eintreten würde, wo vielleicht das Gewicht der Worte wieder anders verteilt wird. Grundsätzlich ist, was der Schreiber empfindet, ganz richtig. Doch deckt sich seine Erklärung auch mit einer, die von außen her die gleiche Unterscheidung rechtfertigt. Im Allgemeinen vermeide ich die apostrophöse Abknappung, hier, in der zweiten Zeile, ist sie nötig zur Unterscheidung von »bleib'«, dem als einem Konjunktiv der dritten Person der Vokal überhaupt nicht genommen werden kann wie dem Indikativ der ersten (quäl) und gar dem Imperativ (mach), dessen Vokallösigkeit ja eine an und für sich richtige Form ist. Daß der Konjunktiv als solcher das e nicht entbehren kann, deckt sich ganz und gar mit der Auffassung, daß hier eben ein nachdrücklicherer Ton gegeben ist. Jener wäre völlig entwertet, wenn durch »quäl« und »bleib« das Ganze in das Tempo gemächlicher Spruchweisheit gerückt würde. »Ist's« und »sei's« ist nicht nur aus demselben Gefühl gerechtfertigt, sondern wieder auch von außen her damit, daß — abgesehen von dem bedenkliehen Lautbild eines »ists« und »seis« — das darin voll empfundene und im Folgenden gesetzte »es« nicht verschluckt werden könnte. Der mir unbekannt und anonyme Schreiber des Briefes, eines der erwünschtesten, die ich je erhalten habe, gehört dem Briefpapier nach der »University of Kansas« an. Mir erscheint die Mücke, die da über den Ozean kam, noch beträchtlicher und wunderbarer als der Elephant, der ihn kürzlich überflogen hat. So bin ich; so ist's, so sei's, so bleib' es allzumal.

*

Natürlich könnte ich weit ergiebigeren Zweifel selbst in Fülle beisteuern. Es gibt ja keine Zeile, über die ich nicht einen Aufsatz schreiben könnte, und es ginge, da die Sprachprobleme sich durch Knospung fortpflanzen, in einen Zaubergarten, aus dem es kein Entrinnen gibt.

Beweise für die Humorlosigkeit des Alfred Kerr

Erstens jede Zeile; zweitens, daß jede eine eigene Nummer trägt; drittens die folgenden Fälle: Er tadelt, daß die Schauspieler »George« wie »Tschortsch« aussprechen. Einer hat gar — wiewohl es gewiß nicht wahr ist und nur zur Herbeiführung des Witzes behauptet wird — die Maske Lloyd Georges. Der Witz wäre also, zu sagen, er habe die Maske des Lloyd Tschortsch. Kerr: »Lloyd Georges-Tschortsch«.

Er (Valentin) hat, mit einem Worte, das Geheimnis jeder Könnereiwirkung: daß man allein da ist, sein Wesen hinsetzt und sich um die Welt einen Dre . . . Dreier kümmert.

Es ist ein echt Kerr'scher Dr... Drang, diese dr... drei Punkte zwecks schalkhafter Retouche anzuwenden. So öd aber das Verfahren ist, so müßte er es in diesem Fall bei »Dr...« bewenden lassen, weil »Dre...« sein Lebttag sich nicht in »Dreier« fortsetzt.

Der Humorist Pallenberg wird (nötigenfalls) zu einem Raimund. Der Komiker Valentin ist ein Nestroy.

Das ist freilich ernst gemeint, also immerhin ein Beweis, daß Herr Kerr doch Humor hat. (Ein Kerrpath.) Der Komiker Valentin ist ein Nestroy, während Herr Pallenberg nur nötigenfalls zu einem Raimund wird. Zum Glück wird es nicht benötigt. (Es wäre denn, daß man den Rappelkopf des Herrn Pallenberg schon so dringend brauchte wie den Valentin, nämlich den Raimundschen, des Herrn Moissi. Ich hoffe, beide mitmachen zu können.) Aber jetzt kommt ein Witz:

Wer ihn sieht, mag an einen Ausspruch Richard Wagners denken. An das einzige Mal, wo (wie ich herausfand, D. R. P.) in Wagners Äußerungen das Wort Käfer vorkommt.

Als er heiter in Palermo rief: »Nu aber kee vernünftiges Wort mähr!« Alfred Kerr.

Das wird mit vollem Namen gezeichnet, und mit einem, der in Berlin besten Klang hat. Dieser Kerr hat (wie ich herausfinde, Ö. P.) Wagners Wunsch voll und ganz erfüllt.

»Zu Nr. 657—667 S. 51 ff. wäre noch nachzutragen, daß Prof. Dr. Rud. v. Laun nicht der Schwiegersohn Ludo Hartmanns ist! Die von den 'Wiener Stimmen' blöd kommentierte Tatsache ist also überdies (von der Neuen Freien Presse) erlogen.

Im übrigen möchte ich mir die Behauptung, daß Nepotismus nur innerhalb eines Staatsgebiets möglich sei, nicht gerade im vollen Umfange aneignen: es kommt schon auch vor, daß N. den E. jun. nach X beruft, weil er von E. sen. nach Y berufen werden möchte, und sogar sehr häufig, daß M. dem N. einen Ruf verschafft, durch dessen Ablehnung sich dieser eine Gehaltszulage sichert, worauf dann N. sich an M. in gleicher Weise revançiert, und ganz gewöhnlich ist ein solches Verfahren etwa bei der Verleihung von Akademiemitgliedschaften.

Das kann schon sein, daß die Cliquenhaftigkeit der akademischen Sippen keine Landesgrenze kennt. Aber wozu denn in die Ferne schweifen, wenn die Dummheit der Reichspost so naheliegt? Die, immerhin geringere, Möglichkeit des Nepotismus zwischen verschiedenen Staatsgebieten war ihr so wenig bewußt wie mir, da ich den Fall betrachtete, als sie, magnetisch angezogen von der Verwandtschaft zweier Professoren, »Ei, ei! Schau, schau! Sieh da, Timotheus!« rief.

Ein Ereignis

ist es, daß, wahrscheinlich zum erstenmal, im Namen der Republik ein Monarchist oder was sich so nennt nicht freigesprochen, sondern verurteilt wurde; zu zwei Monaten Kerkers, wegen einer nach jahrelanger Belästigung erfolgten gefährlichen Bedrohung meiner Person. In der Verhandlung selbst waren allerdings Furcht und Unruhe wesentlich von der Heiterkeit zurückgedrängt angesichts einer legitimistischen Sehnsucht in Gestalt eines mit eigenhändigem Handschreiben desselben ernannten »Kanzleidirektors« und nach wiederholter psychiatrischer Überprüfung für minderwertig befundenen Hausierers mit Kaiser-Ansichtskarten, der diese doppelte Chance bisher zu allerlei Unfug gegen die Republik benützen konnte, nachdem er im Namen Seiner Majestät öfter vorbestraft war. Der Gerichtshof erkannte die psychische Minderwertigkeit, die sich in der Ablehnung der republikanischen Justiz hervortat, zwar als mildernden Umstand, aber auch als die Gabe eines Mannes, der hinreichend geistesgegenwärtig ist, um sie für sein Fortkommen zu verwerten. Der Fall, soweit er leider und mit einer gar nicht zu beschreibenden Nerventortur mich betroffen hat, hat die Vorgeschichte, welche in den folgenden Zeugenaussagen, die ich vor den Untersuchungsrichtern zweier Prozesse zu Protokoll gab, dargestellt ist. Denn schon im Herbst 1922 führte die Staatsanwaltschaft eine Untefuchung wegen gefährlicher Drohung oder eigentlich Erpressung, deren Opfer ich war. In einem jener monarchistischen Hanswurst- und Kasmaderblätter, die immer wieder eingehen, um auf rätselhafte Art wieder Subsistenzmittel zu erhalten (da doch die am Altar des Vaterlands niedergelegten Spenden laut Ausweis den Betrag von 10.000 Kronen nicht zu übersteigen pflegen), waren nach vorangegangenen anonymen Drohbriefen Artikel erschienen, die abgesehen von ihrer für den monarchistischen Gedanken tödlichen Dummheit keineswegs unbedenklich schienen und die Staatspolizei auch zu entsprechenden Sicherheitsvorkehrungen veranlaßten. Besonders auf einen dieser Artikel beziehen sich die folgenden Aufzeichnungen, die ich damals, dem Sinn oder Wortlaut nach, zu Protokoll gegeben habe:

» — In diesem Artikel wird ausdrücklich zugegeben, daß durch eine vorangegangene Drohung mit Tätlichkeiten ein Druck auf mich ausgeübt werden sollte, um eine Unterlassung der den Monarchisten nicht genehmen und anläßlich des Todes des Exkaisers zu erwartenden Publikation zu erzwingen, und es wird — wenn gleich natürlich mit Unrecht — stolz darauf hingewiesen, daß diese Drohung bereits den angestrebten Erfolg erzielt habe. Es wird von einer »Gefahrzone« gesprochen, um die ich — in der nach dem Tode des Exkaisers veröffentlichten Äußerung, die eben beeinflußt werden sollte — angeblich schön vorsichtig

le
L
las
Objekt
18

herumgegangen sei; »ängstlich« hätte ich es vermieden, die legitimistischen Kreise zu reizen, und »vorgezogen, den Zorn der Kaiserstreuen nicht herauszufordern«. Es wird expressis verbis gesagt, daß »halt doch nur ausschließlich solche Argumente auf Federhelden meiner Art Eindruck machen«. Indem sogar ein Erfolg der Erpressung behauptet wird, erscheinen die Anforderungen des § 98 b noch überboten. So naiv oder unaufrichtig nun die Vermutung sein mag, daß meine literarische Produktion den Wünschen oder Drohungen irgendeines Faktors angepaßt sein könnte, so klar ist die Absicht, durch das Aussprechen solcher Wünsche oder Drohungen eine Einschüchterung zu erzielen, und gewiß ist, daß dieses Eingeständnis und diese Wiederholung nicht geeignet ist, mich über meine persönliche Sicherheit zu beruhigen. Denn das Wesen der Erpressung besteht nicht darin, daß sie durch tatsächliche Beeinflussung meiner geistigen Tätigkeit den gewünschten Erfolg herbeiführt, den herbeigeführt zu haben, sie so offen, wenngleich fälschlich, sich rühmt, sondern darin, daß sie mich bei aller Unerschütterlichkeit in der Ausführung meiner literarischen Absichten von dem Augenblick an, wo diese geschehen ist, also vom Verlassen des Schreibtisches an, in meiner privaten Sicherheit bedroht und geeignet ist, dem Bedrohten gegründete Besorgnisse einzufloßen. (Wozu übrigens noch kommt, daß nach oberstgerichtlichen Entscheidungen als Tatbestandsrequisit der Erpressung nicht einmal erfordert wird, »daß eine Drohung gegründete Besorgnisse wirklich eingefloßt habe«, da »es genügt, daß sie hiezu geeignet war«; ja »selbst die ausdrückliche Versicherung des Bedrohten, daß er keine Besorgnis gehegt habe, schließt die Anwendung des Gesetzes nicht schlechthin aus.) Besonders kennzeichnend für die Auffassung, die durch Statuierung einer Brachialjustiz über die gesetzlich gewährleistete Freiheit der Meinungsäußerung für ihre Wünsche verfügen zu können wähnt, ist der ungescheute und bei aller Scherzhaftigkeit gewiß ernst zu nehmende Hinweis auf den Plan, mich, weil ich mich einmal »gar zu exzessiv benahm«, »zu einer Automobiltour nach Ungarn einzuladen«. Wenngleich es sich nur um eine Großsprecherei von Terroranfängern handeln dürfte, so wird doch nicht geleugnet werden können, daß gerade damit die Methode, Furcht und Unruhe zu erzeugen, illustriert wird und daß ich eben an der Fortsetzung eines Benehmens, welches den Leuten gar zu exzessiv vorkommt, gehindert werden soll. Schließlich sei darauf hingewiesen, daß aus dem Schlußpassus des anonymen Artikels die Identität des Autors mit der Person, die den dreisten Telefonanruf »Hier Staatspolizei, Polizeirat Dr. Hedrich« unternommen hat, um sich zu überzeugen, ob ich den Drohartikel erhalten habe und die Polizei verständigen werde, unzweideutig hervorgeht, da außer mir und jenem Mystifikator niemand von solcher Tatsache und Möglichkeit wissen konnte.«

Selcher

499

Lc
L4r

Die Staatsanwaltschaft hatte damals die Sache ad acta gelegt, wohl in der leider nicht unzutreffenden Befürchtung, daß sich die monarchistischen Attentatsversuche dieses Landes vor den Geschworenen, an die die Angelegenheit als Preß-Sache gekommen wäre, in Heiterkeit aufzulösen pflegen. Die Folge war natürlich, daß die Belästigung, auf die das Delikt nunmehr reduziert war und gegen die es zunächst nur polizeiliche Remedur gab, in öffentlichen Lokalen fortgesetzt wurde, bis sie die Form einer gefährlichen Drohung annahm, die, mündlich ausgesprochen, strafrechtlich nicht mehr zu übergehen war. Darüber gibt nun das folgende Protokoll Aufschluß:

»Ich kenne den Inkulpaten, der mir persönlich unbekannt ist, vom Sehen seit etlichen Jahren und er hat mich durch alle die Zeit, wo immer er meiner ansichtig wurde, belästigt. Während des Krieges tauchte er im Café I., wohin ich damals öfter am Nachmittag kam, auf, ging grinsend an meinem Tisch vorbei, machte unverständliche Zurufe von dem seinen und wurde, wie ich erfuhr, schließlich, da er auch sonst durch sein Gebahren peinliches Aufsehen erregte, aus dem Lokal gewiesen. Nach dem Krieg hörte ich einmal, daß er eine Dame, die Frau eines mir befreundeten Schriftstellers und Beamten, auf der Straße angesprochen und ihr die Drohung mitgeteilt hatte, daß es, »wenn ich es mir noch einmal einfallen ließe, ‚Die Ballade vom Papagei‘ vorzutragen, um mich geschehen sei« oder dgl. Später erhielt dieselbe Dame einen Brief von ihm, worin er den Wunsch aussprach, mit ihr »in einer einen bekannten Schriftsteller betreffenden Angelegenheit« zu sprechen. Die Dame reagierte auf dieses Ansinnen nicht, es stellte sich aber bald heraus, daß er wieder die Mitteilung einer Drohung beabsichtigt hatte, denn gleichzeitig kamen anonyme Drohbrieve von monarchistischer Seite an mich, die unverkennbar auf seine Autorschaft schließen ließen, und in der von ihm mitredigierten und wahrscheinlich geschriebenen Zeitung ‚Die Monarchie‘, die seither eingegangen ist, erschienen heftige Drohartikel, die der Herausgeber mir selbst als rekommandierte Poststücke (mit Retourreizpiß) zusandte. In einem dieser Artikel war unter anderem mitgeteilt, daß einmal der Plan bestanden habe, mich per Automobil nach Ungarn zu verschleppen (daß man davon nur Abstand genommen habe, weil von einem der ungarischen Machthaber, bei dem man angefragt hatte, ob mein Aufenthalt genehm sei, die lapidare Antwort kam: »Wird sofort aufgehängt«, was man aber nicht wünschte, da ich ohnedies dem Richter in der künftigen Monarchie wegen hundertfachen Hochverrats aufgehoben sei. Die Kaiserstreuen mögen darum auch in Wien nicht sich an mir tätlich vergreifen, doch könne man freilich, wenn ich so fortfahre, für nichts gutstehen u. dgl.) Die Polizei befaßte sich mit der Angelegenheit dieser Drohbrieve und Drohartikel und erkannte die Situation immerhin als so gefährlich, daß sie mir aus

is / e
M
o

nicht kenne
jung?

eigenem Antrieb durch fast drei Wochen zwei Kriminalbeamte zu meinem persönlichen Schutz beistellte und sich seit damals auch veranlaßt sah, jede meiner Vorlesungen besonders zu überwachen. Die Staatsanwaltschaft, an die die Anzeige von der Polizei weitergeleitet wurde, hat wohl eine Untersuchung in der Richtung der Erpressung geführt — es waren Drohungen insbesondere für den Fall einer den Monarchisten nicht genehmen Äußerung der Fackel zum Tode des Exkaisers ausgesprochen worden —, die briefliche Drohung war aber anonym und an der durch die Presse begangenen konnte vielleicht die Urheberschaft des Inkulpaten nicht so sichergestellt werden, daß die Anklage vor dem Schwurgericht einen Erfolg ermöglicht hätte. Kurz vor dieser Begebenheit, am Tag nach dem Tode des Exkaisers, war ich durch Zufall in Gesellschaft einer Dame im Café F. Der Inkulpat, der dort in einer Fensternische saß und den ich sofort erkannte, wiewohl er inzwischen seine Barttracht verändert hatte, erhob sich, als er meiner ansichtig wurde, ging an unserem Tisch vorbei und begann die wütesten Schmähungen gegen die »elenden Kanailles von Republikjuden« auszustoßen, schrie: »Aufhängen sollte man die Bagage!«, »Die haben unsern armen Kaiser gemordet!«, »Am 12. November 1918 hat das Verbrechen begonnen!« u. dgl. Dies alles rief er zu unserem Tisch und vor den aufhorchenden, teilweise belustigten Gästen und Kellnern. Als wir bald darauf das Lokal verließen, saß er wieder in seiner Nische, spuckte aus und rief uns noch ein »Pfui!« nach. Eine ähnliche Szene hat er vor einigen Monaten in einem anderen Lokal aufgeführt, indem er in das Seitenzimmer hinein, wo ich in Gesellschaft saß, die Worte rief: »Pfui Kaisermörder, schäm dich!« All dies sind zwar im höchsten Maße peinliche, widerliche und unerträgliche Belästigungen, doch habe ich in solchem Benehmen keine persönliche Drohung erblickt. Noch als der Mann vor etwa 14 Tagen nachts auf der Terrasse des Café I. erschien, wo ich mit zwei Bekannten saß, und, nachdem er an unserem wie an andern Tischen mit Ansichtskarten des Exkronprinzen Otto hausiert und die Worte gebraucht hatte: »Seine Majestät der Kaiser! Letzte Aufnahme seiner Majestät!«, das folgende unternahm. Er setzte sich, von uns wie von andern mit seinem Angebot abgewiesen, an einen Tisch auf die Terrasse, schrieb etwas auf eine Karte, trat dann ganz dicht an uns heran und warf die Karte zu mir hin. Die Adresse lautete: »An den Kaisermörder Karl Kraus« mit Angabe der Wohnung. Der Text: »Eti ossibus ultor!« war von seinem Namenszug unterschrieben. Selbst diesem Vorfall, den ich allerdings doch der Polizei am andern Tag telephonisch mitteilte, habe ich keine Bedeutung beigemessen, denn ich konnte mich bei dem Gedanken beruhigen, daß es sich zwar um einen äußerst lästigen, aber mehr absonderlichen als gefährlichen Menschen handle, von dem

107
 107
 x
 107
 107
 107

jm
=

bekannt ist, daß er sich in der Republik zum »ehemaligen Kanzleidirektor Seiner Majestät« ernannt und sich diesen Rang auch auf Visitkarten bestätigt hat. Erheblich anders wurde die Situation am nächsten Tage, als ich allein des Nachts auf der Terrasse des Café I. saß. Er hatte es sich offenbar gemerkt, daß ich dort um diese Stunde zu treffen sei, und erschien wieder, diesmal ohne Ansichtskarten, aber dafür mit zwei jungen Burschen, denen er sofort, als er meiner von der Straße ansichtig wurde, aus einer Entfernung von nicht mehr als zwei Meter auf mich zeigend, die Worte zurief: »Da sitzt er, der Kaisermörder!« Zum Glück war ein Kellner in der nächsten Nähe und einem andern rief ich zu, er möge einen Wachmann holen. Ehe dieser eintraf, wurden der Inkulpat und seine Begleiter von einem dritten Kellner von der Terrasse gewiesen, und es ging ein Geschimpfe los, aus dem ganz deutlich die Sätze hörbar wurden: »Noch ein Wort über das Kaiserhaus und die Kreatur ist hin!« und »Wir werden den Kerl schon erwischen, er sitzt ohnedies immer hier draußen! Kaisermörder, pfui!« Als die drei des Wachmannes ansichtig wurden, entfernten sie sich. Ich ging in Begleitung des Wachmanns dem Hotel entlang, dann durch die Dumbastraße den drei Leuten nach, die jedoch, während ich jenem die Situation vergebens klar zu machen suchte, bereits verschwunden waren. Da sie sich in der Richtung zu meiner Wohnung entfernt hatten, ersuchte ich einen zweiten Wachmann, der beim Musikvereinsgebäude zu uns trat, mich zuerst zum Cafe I., wo ich noch zu bezahlen hatte, und dann bis zum Wohnhaus zu begleiten.

Die vor der Polizei abgegebene Erklärung des Inkulpaten, daß er mich nicht bedrohen wollte und künftig nicht mehr belästigen werde, kann ich als keine Beruhigung empfinden. Denn je weniger er vermöge der Geistesverfassung, auf die man hinwies, »ernst zu nehmen« wäre und je planloser er handelt, umso ernster ist die Gefahr zu nehmen, die eben durch die Zufallsmäßigkeit seiner Entschlüssen bedingt wird. Gerade angesichts seiner Geistesverfassung glaube ich nicht, daß die polizeiliche Untersuchung schon eine Hemmung bei ihm bewirkt habe. Wäre er allein gewesen, so könnte man noch selbst die Drohung wieder als bloße Belästigung auffassen und sich dabei beruhigen, daß sein bresthafter Zustand die persönliche Verwirklichung unwahrscheinlich erscheinen lasse. Es wäre aber in diesem Falle durchaus verfehlt, von der Dürftigkeit der Erscheinung auf eine Geringfügigkeit der Gefahr zu schließen. Es hat sich gezeigt, daß der Inkulpat über Leute verfügt, die entweder, weil sie ihn und seine Auffassung, daß ich der Kaisermörder sei, ernst nehmen, oder aus irgendeinem andern Grund Miene machen könnten und sichtlich auch machten, seine Drohungen ins Werk setzen. Am Tag nach jenem Vorfall ist er wieder einmal in einem

ld
=

12

andern Lokal, wohin ich damals regelmäßig kam, aufgetaucht, diesmal allein, und begann, als er meiner ansichtig wurde, unverständliche Schimpfereien auszustoßen, bis ihn ein Kellner aus dem Lokal wies. Vor dem Café I., wohin ich an diesem Abend um 1/4 12 kam und wo ein Kriminalbeamter wartete, erschien der Inkulpat diesmal nicht. Am nächsten Tage wurde er verhaftet. Ich habe mich seit Jahren durch den Mann bloß maßlos belästigt gefühlt, aber seit jenem Vorfall im Café I. fühle ich mich in Furcht und Unruhe versetzt, und ich halte meine Anzeige wegen gefährlicher Drohung vollinhaltlich aufrecht. Ich könnte die Gefahr, die mir, wenn nicht durch ihn selbst, so durch die ihm gefügigen Werkzeuge droht, nur dann für gebannt erachten, wenn entweder ein richterlicher Ausspruch seine Verantwortlichkeit bestätigt oder durch die Feststellung seiner Unverantwortlichkeit seinem Einfluß auf die ihm zu Gebot stehenden Leute ein Ende gemacht wird.«

Der Gerichtshof ließ auf Grund des psychiatrischen Gutachtens den gegebenen geistigen und moralischen Habitus, der aber immerhin für den österreichischen Monarchismus repräsentativ ist, bloß als Milderungsgrund gelten und verhängte eine Strafe, die zur Hälfte durch die im Inquisitenspital verbrachte Untersuchungshaft verbüßt ist. Was die Publizität der Sache anlangt, so ist zunächst zu erwähnen, daß die Zeitungsberichte über die beiden Vorfälle, die der Verhaftung vorangegangen waren, nebst der widerlichen Scherzhaftigkeit durch ihre Genauigkeit auffielen. Sie waren von einer Gerichtssaalkorrespondenz versendet, mit der der Angeklagte in Verbindung steht, dessen vollwertiges Gedächtnis noch in der Verhandlung darauf bestand, daß er Zuruf gelautet habe: »Noch ein Wort gegen das Kaiserhaus und aus ist es mit dieser Kreatur« (nicht: »über« und »ist hin«), was aber das Gericht für unerheblich ansah und was ja namentlich im ersten Punkt auf die gleiche Erpressung hinausläuft, da »über«, im Fall des Kaiserhauses, nur »gegen« bedeuten kann und ich für die Absingung des Gotterhalte doch nichts zu riskieren habe. Sehr drollig war das Neue Wiener Tagblatt, das es damals nicht über sich brachte, mich eine Kreatur nennen zu lassen und deshalb den Mann ausrufen ließ: »— — und aus ist es mit diesem!« Die Berichterstattung über die Gerichtsverhandlung war zum Teil durch die Gewissenlosigkeit gekennzeichnet, mit der allerlei Gerede des Angeklagten, dem zu widersprechen die Zeugen keine Gelegenheit bekamen und von dem sie erst aus der Zeitung erfuhren, hinausgetragen wurde. Nicht der geringste Vorwurf läßt sich diesmal der Neuen Freien Presse und der Reichspost machen, die darin einig waren, den Fall totschweigen zu sollen, diese mit Rücksicht auf den ihr nahestehenden Angeklagten und die von ihm vertretene Sache, jene mit Rücksicht auf den ihr nahestehenden Zeugen. Ich kann mich der keineswegs geringen Leistung rühmen, so divergente Köpfe wie

ld =

1/2 =

1/2 =

ambauylh

kurzer

FB
die der Reichspost und der Neuen Freien Presse unter meinen Hut gebracht zu haben. Allen Beteiligten ist auf diese Art gedient. Die Leser der beiden Blätter, Biach und Kasmader, merken gar nicht, daß ihnen da etwas entzogen würde, worüber die andern spaltenlang berichten, und ich habe keine Ursache, mich über die Plumpheiten oder Entstellungen einer mißhörenden Berichterstattung zu beklagen, die sich die andern Blätter in meinem Fall nicht nehmen lassen und die ich zuletzt damals erfahren hatte, als im Schwurgerichtssaal dem kleinen polnischen Schmierer wegen der Behauptung, ich hätte mich an der Grabrede für Peter Altenberg bereichert, eine Ehrenerklärung diktirt wurde, vor deren Abdruck er sein Blatt eingehen ließ. Daß nun selbst auf zwei Meter Distanz nicht gehört wird, beweist das Folgende:

— Einmal sagte er, wenn die Monarchie wieder käme, wäre K. der erste, der gehängt wird. — K. K. (auf der Zeugenbank): Das stimmt. — Staatsanwalt Dr. Tuppy: Das ist aber keine gefährliche Drohung!

in
Natürlich stimmt das nicht, da der Zuruf vom Angeklagten, nicht vom Zeugen herrührte, der allerdings der treffenden Bemerkung des Staatsanwalts zugestimmt hat, daß die Drohung mit dem Hängen bei Wöderkehr der Monarchie keine gefährliche Drohung sei. Und gerade ~~er~~ der an dem Kaiserbart der österreichischen Justiz kein gutes Haar läßt, fühlt sich verpflichtet, zuzugeben, daß er hier den Fall erlebt hat, der das bekannte Gebot, daß man nicht generalisieren darf, ausnahmsweise rechtfertigt. Am Staatsanwalt, der ohne jeden Rückhalt auf die Ungeheuerlichkeit hinwies, daß der monarchistische Unfug allzulange geduldet wurde; am Richter Dr. Hellmer, dessen bezirksgerichtlichen Schlichtungen im Ehrenhandel kleiner Leute ich früher manchmal beigewohnt habe, als einem Sonderfall im Rechtsbetrieb, einer Vereinigung von Lebenssinn und jener unfeierlichen Gerechtigkeit, deren Humor den Vorsitzenden nie zum Vorgesetzten der Partei macht und die wie der Rest von einer Wiener Art berührt, die keine Spezialität, sondern eine Rarität ist. Es wurde wirklich einmal im Namen der Republik Recht gesprochen und sie selbst, nicht in contumaciam der Monarchie verurteilt.

Glossen

Die Cherusker in Krems

Zufolge vertraulicher Angaben hatte der Polizeibezirksleiter von Döbling Erhebungen über Vorgänge im Café Rudolphshof gepflogen. Die Anzeige besagte, daß sich im Jagdstüberl des Cafés unsittliche Vorgänge abspielen, daß sich dort eine unmoralische Stammtischgesellschaft zusammenfinde, der Geschäftsführer Anton W. einen unsittlichen Gummigegenstand herumzeige, daß sich Frauen nackt produzieren und anderes. Infolgedessen war W. vor dem Bezirksgericht Döbling wegen Übertretung gegen die Sittlichkeit angeklagt.

— Als Zeuge wurde auch der christlichsoziale Bezirksrat Sch. vernommen. Er wurde gefragt, ob er es für möglich halte, daß W. den weiblichen Gästen »laszive Figuren« gezeigt habe. — Zeuge: Nein, er war wohl in seinen Ausdrücken etwas derb, aber so etwas habe ich nie bei ihm gesehen.

Dann marschierten die Stammgäste des Jagdstüberls auf. Sie erzählten von lustigen Unterhaltungen und Zechereien, stellten jedoch unmoralische Begebenheiten in Abrede. Der Stammgast Leopold W. teilte mit, daß sich unter den Stammgästen Abgeordneter . . . Landeshauptmann . . . Landeshauptmannstellvertreter . . . und andere Politiker befanden.

Die Friseurin Antonie B. gab aber an, daß ihr W. einmal eine laszive Figur aus Gips gezeigt habe. Sonst wisse sie nichts. Sie habe das für einen harmlosen Scherz angesehen. — Zeugin Kathi K. erzählte: Einmal ist von W. etwas gezeigt worden, was in einer Lade aufbewahrt war. Er machte damals die Lade auf und legte den Gegenstand wieder hinein. Wir haben ihm gesagt, er solle es uns auch zeigen, und da hat er es uns auch gezeigt. — Richter Landesgerichtsrat Dr. R.: Eine Frau soll in die Lade gegriffen und dann zu ihrem Mann gesagt haben: »So, jetzt brauch' ich dich nicht!« — Angekl.: Ich habe damals sofort gesagt: »Das ist eine Gemeinheit, über meine Lade zu gehen!« Das Ding hatte ein Gast einmal vergessen und ich hatte es aufbewahrt. — Zeugin: Es war in der Lade in Papier eingewickelt. — Verteidiger Dr. Z.: Erinnern Sie sich, daß eine Frau dann zu ihrem Mann sagte: »Jetzt brauche ich Dich nicht mehr!« — Zeugin: »Ja.« — Dieser Vorfall wird noch von zwei Zeuginnen, Mutter und Tochter, bestätigt. Die Tochter gibt an: Es war damals eine Gesellschaft von der Wieden beisammen. Sie waren in angeheiteter Stimmung. Es waren sehr feine Leute beisammen. Es hat sich niemand entrüstet. — —

Denn nur urtanäre Leute entrüsten sich. Und darüber werden in Wien — bis zum Freispruch — »Erhebungen« gepflogen. Und

Hieronymus

es sind ganz dieselben Sumper und Biamten, die George Grosz anzeigen und konfiszieren. »Wir haben ihm gesagt, er solle es uns auch zeigen, und da hat er es uns auch gezeigt«, spricht die Wiener Sittlichkeit. Fürs Leben gern sich einmal anstoßen lassen, um hinterdrein Anstoß nehmen zu können. Täter und Kläger aus einem Holz. Eine Zeugen- und Zeuginnenreihe, aus der sich jene gräßlichen Gesellschaften zusammenstellen lassen, die nach einem Flügelhornvereinsabend unvermutet ein Kaffeehaus überfluten und zwölf im Nu zusammengestülpte Tische besetzen. Von dem Anblick abgesehen, machen Quietschen und Gröhlen jedes fernere Verweilen unmöglich. Die Weiber, vom Humor durchdrungen, gehen zu zweit auf die Toilette, was abermals ein Gaudium bewirkt. Alles ist feuchtfrohlich. Draußen schüttet's natürlich, man ist deshalb gezwungen, das weiter mitzumachen, was aber auch unmöglich ist, denn soeben ist einem das Wort entfahren: »Ah, sie regnet!« Immer weitere Cherusker aus Krems ziehen ein. Zwei Weiber kehren von der Toilette zurück, biegen sich vor Lachen, haben gewiß etwas Gspäßiges draußen gelesen. Die andern sagen, sie sollen es ihnen auch zeigen, und da haben sie es ihnen auch gezeigt. Ein begabter jüngerer Herr hat soeben »Tischlampe — der Schlampen« dekliniert. Die Weiber bekommen Schnackerl, die Männer stoßen auf. Man hat nicht die Empfindung, in einer Epoche zu leben, in der man schon nach Amerika fliegen kann; wiewohl man es möchte. Die dort kenne ich, es muß jene sein, welche beim Anblick des chauffierenden Negers ausgerufen hat: »Hirst, is dr der am ganzen Kirper schwoaz?« Es sind sehr feine Leute beisammen. Es hat sich niemand entrüstet. Es ist der Menschenschlag, der durch seine Politiker, Beamten, Minister unsere öffentlichen Angelegenheiten, unsere Justiz, unsere Kultur besorgt. Und es ist ein Wunder, wenn sich junge Menschen, die in das so beschaffene Leben hinaustreten sollen, nicht umbringen, ohne daß ihnen in der Schule ein Leid geschah.

* * *

Immer lustig

[Manneken, Manneken] In Brüssel steht es und einen Springbrunnen personifiziert es. Sein ganzer Name läßt sich an dieser Stelle unmöglich wiedergeben und auch, wie das Männchen sich öffentlich benimmt, darf man nicht einmal andeuten. Ein

sicherer Paragraph 516 wäre die Folge. »Gröbliche und öffentliches Ärgernis verursachende Verletzung der Sittlichkeit oder Schamhaftigkeit.« Er soll sich nichts antun, gar nichts würde geschehen, wenn er in der Neuen Freien Presse, also an einem Ort, der keinen besonderen Anstand erfordert, die Worte »Manneken piss« setzte, anstatt fortzuschäkern:

Aber Gedanken sind zollfrei, und an besagtes Manneken, Brüssels ehrwürdiges Wahrzeichen, mußten wir denken, als wir von den Schauergeschichten im Jagdstüberl des Café Rudolfshof in Grinzing lasen, die zu einer hochnotpeinlichen Gerichtsverhandlung geführt haben. — Man denke einmal: Eine zweideutige Figur aus Gips soll hergezeigt worden sein und zum andern soll in einer Lade ein Pappendeckel sich befunden haben, der gleichfalls »etwas Laszives« vorstellte.

Alles total verhatscht. Wenn ein Sonntagsschäker nicht weiß, welcher Gegenstand die Frau Plunzenberger veranlaßt hat, ihrem Gatten die Worte zuzurufen: »Jetzt brauch'ich dich nicht mehr!«, so ist er mindestens so ~~überflüssig~~ wie dieser. Das sind doch die Grundbegriffe. Aber der Schmock kommt vom »Manneken« nicht los:

— — Der Richter hat anerkannt, daß in einer versperrten Lade schließlich sogar ein Miniaturmodell des Brüsseler Mannekens keinen strafbaren Tatbestand darstellen würde, und er hat dem Angeklagten nicht einmal daraus einen Strick gedreht, daß jene Lade unglücklicherweise einmal unversperrt geblieben ist und daß ein neugieriges Mägdelein das alte Blaubartmärchen in die Grinzingener Gegenwart übersetzte und in der geheimnisvollen Lade zu ihrem Seelenschaden vorwitzige Nachschau hielt. Wie kommt aber ein Geschäftsmann dazu, daß er auf irgendeine haltlose Anzeige hin — — Wie kommen die überlasteten Gerichte dazu, mit solchen Lappalien — — Das sind Fragen, mit denen sich andere Mannekens beschäftigen sollten. Am Ende sogar die Mannekens im Nationalrat — —

Die Erotik der Neuen Freien Presse ist doch noch weit grauslicher als die der christlichsozialen Stammtischgesellschaften. Und was ist das nur mit dem neugierigen »Mägdelein« — für dieses Wort in diesem Munde gebührt allein schon etwas auf diesen Mund —, die das alte Blaubartmärchen in die Grinzingener Gegenwart übersetzte? Was für ein Blaubartmärchen? Alles verhatscht. (Müller hätte hier wenigstens »fürwitzig« gesagt.) Zu den peinlichsten Erscheinungen dieses Lebens gehört bekanntlich der Humor der Zahnärzte, der sich direkt an den in ihren Wartezimmern auf-

Zuge
Humor

1211

liegenden Nummern der Meggendorfer Blätter von 1905 präpariert hat. (Ich habe endlich einen gefunden, der dieser Gabe in erfreulichster Art entbehrt.) Es ist das äußerste Beispiel von Ausnützung einer Zwangslage, wenn einem so der Schalk buchstäblich im Nacken sitzt und seine Lustgase zu entwickeln beginnt, und man bedürfte einer eigenen Anästhesie, um es zu ertragen. Sie sagen etwa — und das ist ihre Glanzpointe — von einem Zahn: »Ja, das ist ein älterer, alleinstehender Herr!«, was mich viel empfindlicher berührt als die Plombiermaschine. Aber wahrlich, es sind doch Sprühgeister gegen diesen Julian, dessen Aufgabe es ist, auf den Zahn der Zeit zu fühlen und dazu seine losen Scherze zu treiben.

* * *

In der Verzweiflung

Der andere Sternberg, der tägliche, der uns zwischen Bezirks- und paritätischen Ehrengerichten in neues Chaos stürzt, erklärt:

— — In meiner Verzweiflung konnte ich nichts anderes tun, als mich im Sinne des Ehrenkodex streng korrekt benehmen und diese Angelegenheit, da die Gegner Ehrenrichter zu ernennen sich geweigert hatten, durch hohe und mir fernstehende Generäle und Offiziere und durch das Gutachten des Feldmarschalls Grafen Conrad von Hötzendorf zu erledigen und meine Ehre zu schützen. — —

* * *

Ein Weltblatt

wird es immer unter seiner Würde finden, die Schilderung auch der wichtigsten Vorfälle zu breit auszuspinnen, und wird es verstehen, in einem knappen Satze das Wesentliche und Wissenswerte herauszuarbeiten:

[Eine Szene im Rathaus.] Der Direktor des Varietétablissements »Pavillon«, Brett, hatte, wie man uns mitteilt, vor kurzem in einer Finanzabteilung des Rathauses in Steuerangelegenheit vorgesprochen. Im Laufe der Unterredung, während deren er unter anderm aufgefordert wurde, über gewisse Einnahmen Rechnung zu legen, erlitt er einen epileptischen Anfall, stürzte zu Boden und wälzte sich dort im Krampfe. Es wurde ihm sofort Hilfe geleistet und Herr Brett konnte sich nach einiger Zeit erholen. Er bedankte sich für die Hilfe und entschuldigte sich wegen der Ungelegenheiten, die er verursacht hatte, und begab sich nach Hause.

* * *

Pressestimmen

über einen Schauspieler in der Fremde pflegten früher von einer befreundeten oder landsmännischen weitergegeben zu werden, wenn sie ihm Schwung, Leidenschaft, packende Gestaltung, hinreißende Wirkung oder derlei Zugkräftiges, Durchschlagendes, Rauschendes nachzurühmen wußten. Jetzt gehts zwischen Berlin und Prag noch viel turbulenter zu, und hier hört man dann oder heftig dann solches:

Ernst Deutsch hat anläßlich der im Berliner Theater in der Königgrätzer Straße jüngst erfolgten Aufführung von Strindbergs »Erich XIV.« einen außergewöhnlichen Erfolg davongetragen. Paul Wiegler schreibt in der »B. Z. am Mittag« u. a.: »Im Purpurmantel, auf dem er verzweifelt herumtrampelt, in der weißen Seide des Galakostümes, unter dem drückenden Kronreif hat er die Unrast des halben Wahnsinns und dazu eine weiche, gefährliche Grazie. Außerordentlich die Beredsamkeit dieser Finger, die sich an den Mund pressen, oder die zu mörderischem Hieb in die Holzplatte des Tisches das Messer umklammern. Tigerhaft das Murren und Fauchen des Hasses, von schmeichelnder Zärtlichkeit abgelöst. Eindringlich das Schlottern der Gespensterfurcht.« In ähnlichem Sinne äußern sich auch die übrigen Berliner Kritiker.

Herr Wiegler, der den Vorgang beobachtet hat, wird ja wissen, wie einer das macht, daß er im Purpurmantel auf diesem verzweifelt herumtrampelt. Interessant wären aber die andern Tatzeugen, die in ähnlichem Sinne ausgesagt haben.

* * *

Kann vorkommen

Bei Wedekinds »Schloß Wetterstein«, Kammerspiele Beginn 10 Uhr, dort wo sich die Schakale gute Nacht sagen, will der ehemalige Gerichtssaalberichterstatter Kläger hinter Smokingbrüsten die folgenden Zustände beobachtet haben:

— Das Grauen des Stückes hat man zum Teil überwunden und kostet Sätze aus, wie man musikalische Läufe mit geschlossenen Augen anhört, auf den Klang prüft, ihr Einstimmen verspüren will. — Der Zuschauer fühlt sich gepackt, aufgehoben, gewürgt. Der feste Boden ist verschwunden. — Er möchte dieses ihm gezeigte Menschenantlitz anspeien. Er wehrt sich mit Wut, Ekel, tobt gegen das starre, hämische Bändigeresicht Wedekinds, der die Lippen schamlos wulstig aufwirft, möchte schreien: Narr, Tollhäusler, Lügner! Und wenn der Alp vorüber ist, gebeugt, ermattet,

folgt demnach
aktuell

Röseln.

auf sich selbst horchend, muß er ihm dennoch mit Widerwillen stammelnd den Namen gewähren: Dichter. . . .

Ganz so geht es in den »Kammerspielen« zu. Ich möchte einmal zu gern dabei sein, wenn der Spiritus-Lederer gebeugt, ermattet, auf sich selbst horchend, mit einem Wort gebändigt, nur noch so stammelt: Dichter. . . . (Noch) die Punkte müssen zu hören sein. Dann aber muß man den Eindruck haben: »Stirbt.«

* * *

Ein Dichter

Von elf Chinesen und ihrer aufgefressenen Braut erzählt Hans Heinz Ewers in der »Wiener Sonn- und Montags-Zeitung«, der es gelungen ist, den berühmten Dichter als ständigen Mitarbeiter zu gewinnen.

* * *

Der würdigste Abschluß des Allerheiligentages

Der alte Brauch, die Leute am Allerseelentag im Theater das Gruseln zu lehren, kommt langsam aus der Übung. — — Dafür scheint eine Veranstaltung, die Otto Treßler vor einigen Jahren unternommen hat, dem modernen Gefühl weit mehr zu entsprechen. Treßler gibt seit etlichen Jahren und auch heuer wieder einen »Allerheiligenabend«. — — und er bringt seinen Zuhörern nicht das Gruseln bei, er erschreckt sie nicht durch grauenhafte Bilder des Todes und der Gespenster. Aber er löst die trauervolle Nachdenklichkeit, die alle Menschen an diesem Tage in ihrem Herzen tragen, durch linde, ernste Poesie und erfüllt die wehmütige Stimmung, die jeder ohnehin schon mitbringt, durch den Klang feierlich schöner Verse. Treßlers großes Talent, das sich im Vortragsaale immer am reichsten entfaltet, hat diese Abende immer zum würdigsten Abschluß des Allerheiligentages gemacht.

* * *

Bunte Welt

— — Sascha Leontjew ist Philosoph. » — — Der Tänzer muß vorerst Philosoph sein, um überhaupt tanzen zu können — —«, sagt er. Er wird das Gottsuchen, das Streben nach Erlösung in einer harmonischen Vereinigung mit dem Unerklärlichen mimen.

In »Küsse um Mitternacht«, zwischen »Der Bobby Kohn ist kein Verkehr für dich!«, »Das ist der Java von Bratislava« und dem »Bubikopflied«.

* * *

(die P. mit noch 7 für hin. Röseln. dann also
Anmerk.: »Rim.«)

Kurz und bündig

Eindrücke zu formulieren und Erfolg oder Mißerfolg einer Premiere darzustellen, ist längst nicht mehr Sache der Kritik, die gern in Adjektiven zerflattert. Umso aner kennenswerter die Ausnahme, die einmal zu verzeichnen ist:

. . . Geyer hat ausgesorgt . . .

* * *

Die Pathetiker

Eine Direktionskrise hat erfahrungsgemäß das Zeug, Theaterjournalisten mit einem Pathos zu beseelen, das den Schauspielern der Theater, deren Direktoren sich in Krisen befinden, sehr zu statten käme. Natürlich kann nicht gesagt werden, daß jeder Theaterdirektor, der in solcher Lage ist, jeden Kritiker erhitzen kann, vielmehr ist es so, daß eine spezifische Inklination, vorhanden sein muß. Paulsen hat seinen Salten ~~gefunden~~ das Staatstheaterwesen als solches, mit besonderer Berücksichtigung der Oper, seinen Karpath/ Ihering, der viel vom Temperament des Letztgenannten und infolgedessen auch des Erstgenannten hat, nur doktrinärer veranlagt ist, läßt sich für Jeßner, aber auch für Fehling, auf die und zwischen die er nichts kommen läßt, hinreißen; und nun hat Reinhardt seinen Fontana ~~gefunden~~ der wieder viel von dem Wesen Iherings und infolgedessen Saltens, mit einem Wort Karpaths hat. Allen diesen Temperamenten ist es gemeinsam, daß sie, wenn eine Affaire zwischen einem Direktor und einem Mitglied entbrannt ist, also ein Problem auf der Tagesordnung steht, das in starkgeistigeren Zeiten höchstens die Kulissenschnüffler fasziniert hätte, den Ton der Proklamation finden und jede Banalität, die ihnen zu der Geschichte einfällt, mindestens dreimal wiederholen. Herr Schmöle wird beschuldigt, daß er gegen Herrn Reinhardt mißvergnügt sei, eine Enthüllung, von der man füglich annehmen sollte, daß sie keinen Hund vom Ofen locken wird. Herr Fontana, seinen vollen Namen, der ein Triptychon ist, zeichnend, hält diesen Bestrebungen ein Quod non! entgegen:

Er wird sich verrechnen, wie er sich bei der Gagenregulierung des Burgtheaters verrechnet hat.

Dann steigert sich diese Entschiedenheit zur Vehemenz:

Handwritten marks:
#1
/;
#2

Es ist eine Unverantwortlichkeit ohne Beispiel in dieser an wirklicher Theaterbegabung so verarmten Stadt, wie es das Theaterfest durch vier schreckliche Wochen bewies, gegen Reinhardt zu hetzen — —

Warum Herr Reinhardt, der den einzigen Reichtum Wiens bedeutet, diesen dem Theaterfest vorenthalten hat, wird zwar nicht aufgeklärt, aber das macht nichts. Nun erhebt sich die Stimme, wenngleich nur für zweimal:

Wir brauchen ihn auch dann, wenn er — — Wir brauchen ihn, weil — —

Aber jetzt:

Und wir haben die Geduld, die Herrn Schmöle fehlt, das künstlerische Wirken Reinhardts auch durch schwächere Wochen zu erwarten. Wir haben die Geduld, von ihm auch die neuen Dichter zu erwarten, die er uns noch schuldig geblieben ist. Wir haben die Geduld und müssen sie haben, weil Wien und damit Reinhardts Theater, mitten in einer finanziellen Umschichtung steht.

Und wir hätten die Geduld, sie noch ein paar Mal zu haben, genau so wie wir in Burgtheaterdingen die »Ruhe« brauchten, die Herr Salten so unermüdlich reklamiert hat. Dreimal hat sich bekanntlich Herr Paulsen »mit Leidenschaft dem neuen Vertrag der Frau Wohlgemut widersetzt«, ebenso oft als Julius Cäsar die Königskrone zurückwies, während Herr Ihering, als Jeßner und Fehling gegeneinander verhetzt wurden, viermal gefragt hat, ob denn die Welt untergehen soll. Dafür findet Fontana noch einmal die Vehemenz, auszusprechen/ was ist:

Reinhardt gerade in diesem Augenblick in den Rücken zu fallen, zeigt von einer grotesken Unverantwortlichkeit — —

Er hätte fast vergessen, diese bedeutende Konstatierung zu wiederholen. Dann aber, nachdem er durchschaut hat, daß Herr Schmöle gegen Reinhardt im Interesse anderer Theater hetze, und prophezeit hat, daß er in diese »im Triumphwagen demnächst einziehen« werde, ballt er seinen ganzen Zorn zusammen und schließt mit dem Wort:

Darum sollen wir Max Reinhardt verlieren? Nein!

Oskar Maurus Fontana.

Gedrungene Kraft, die sich nur mühsam verhalten konnte, bricht hier los. Es erinnert an Galilei. An Iherings schlichtes Kernwort: »Das ist Brunnenvergiftung«. An Saltens »Verstanden? Ruhe!! Ruhe!! Ruhe!!!« Und an jedes Wort von Karpath.

Eine Anekdote

Die illustrierte Beilage der Neuen Freien Presse scheint in Folge von Talentlosigkeit eingegangen zu sein. Einer der letzten Beweise, die sie davon geben konnte, war die folgende »Anekdote«:

Eine »deutsche Dichterin« reimte in einem ihrer zweifelhaften Poeme »*Wolken ziehen*« auf »*Arnold Böcklin*«, was zeitgemäß, aber nicht gerade geschmackvoll war. Böcklin schrieb ihr hierauf: »*Wart', jetzt komm' ich mit dem Stöcklin und hau dich aufs Dichterrinnen-unterröcklin. Ich heiße nicht Böcklin, ich heiße Böcklin.*«

Ein Schulbeispiel der Verhatschung, offenbar von jenem Mikosch beigesteuert, der von einem Verslein über die Kaiserstadt Wien und die Metternich Paulin entzückt ist und es also wiedergibt: »*s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien, 's gibt nur a Fürstin, die Pauline Metternich!*« Der Maler, der der Dichterin schrieb, heißt also offenbar nicht Böcklin, sondern Böcklin; also wie heißt er eigentlich? Total talentlos auch alles andere. Die Verse, deren natürlich vier sein müssen, haben nach meiner Erinnerung gelautet: »*Wart Frieda Schanz, nennst noch einmal statt B ö c k l i n Bö c k l i n du mich, dann komm' ich mit dem Stöcklin und hau' dir aus das Dichterunterröcklin. Ich heiße nicht Böcklin, ich heiße B ö c k l i n!*« Die Drohung aber gilt zugleich dem Schmöcklin. Denn natürlich hat jene »deutsche Dichterin« — sie war nicht viel wert, aber denen von der Neuen Freien Presse stehen die Gänsefüße noch besser — natürlich hat sie nicht *Wolken ziehen*«, sondern »*ziehn*« auf Böcklin gereimt. Und warum soll das »zeitgemäß« gewesen sein? Man kann auch nicht sagen, daß es »nicht gerade geschmackvoll« war, im Gegenteil war es der rechte, das Wesen dieser Malerei erfüllende Reim. Und ihre Untat, Böcklin zu sagen, war nicht gar so arg. Böcklin hat mit jener unzarten Rüge, die darauf bestand, daß man mit seinem Namen die Vorstellung eines Böckleins verbinde (statt mit der des großen Pan), ein gut Teil seiner Bedeutung zerstört. Er hätte den Deutschen das für seinen Zauber so günstige Vorurteil lassen müssen, daß er Böcklin heiße. Was finge die deutsche Lyrik an, wenn sich herausstellte, daß der Jasmin J a s m i n heißt? In der Fassung der Neuen Freien Presse freilich bliebe es unentschieden.

Großmann

warum soll ichs leugnen, ist nun einmal mein Typ. Leuten, die ein scharfes Aug für so etwas haben, ist es längst nicht verborgen geblieben. Am Anfang, wo es noch das lachende Glück war — wenn ich mich erinnere, wie einem da die Stunden verfliegen in der Erwartung eines Zeichens von ihm, Gott, wie war man jung! Ich schwärmte, schnitt es gern in alle Rinden ein, schrieb die Verzückung an Großmann, Großmann am Klavier, und so. Verrauscht . . . Und doch. Nennt es Torheit, nennts Jugendeeselei, nennts wie ihr wollt — schön war's doch und eine starke Zuneigung ist geblieben. Ich weiß, einmal kommt die douloureuse, da hilft nichts. Er treibts mir zu arg. Es stellt sich immer klarer heraus: er fliegt auf Theaterdirektoren! Er läßt sie an seinem Busen stöhnen, Zeiß und Barnowsky, alle, sie verleben ihre Pleite mit ihm wie ich meinen Honigmond. (Nicht dran denken!) Vergangenen Sommer hat er eine Nordlandsreise gemacht, ohne mich, ich saß daheim und aß mein Brot mit Tränen, während er, nu na nicht, vom Smörgasbrod erzählte, daß einem das Wasser im Mund zusammenlief. Schickte einen Reisebrief um den andern, ich las sie nicht, um mich nicht unnötig aufzuregen. Nur einmal, wie das schon so geschieht, fällt mein Blick auf eine Stelle. Ein Geständnis. Jetzt weiß man, was er in Christiania, wo er sich angeblich furchtbar langweilte, getrieben hat, das Luder:

Plötzlich tritt auf dem Theaterplatz Björn Björnson aus seinem Haus. Auf ihn zufliegen, ihn umarmen, fühlen: Das alles ist ja eine böse Verzauberung eines grauen Tages. Alter Björn, jüngster Jüngling, mit deinem weißblonden Haar, deinen buschigen hellen Brauen, deinem scharfen, lichten Seemannsauge, du bist das Stück norwegische Jugend, das ich zu treffen hoffte.

Schlampen!

Trotz deiner 61 Jahre der ewigste Peer Gynt, immer voll Elan, immer echauffiert, immer ein bisschen aufschneiderisch, immer das schöne Theater der geliebten hellblonden Rasse.

Wie ich von Björn wegblicke, steht schon wieder das ganze norwegische Görlitz um mich herum.

»Hast du Sehnsucht nach Deutschland?« frage ich.
»Norwegen ist doch sehr enge. Nicht?«

Björn dreht sich blitzschnell um und flüstert:
»Zuweilen.«

Und doch. Wie ihm ums Herz gewesen sein mag, als er den Steff wiedersah. Es hat gepumpert. Aber das meinige hält solche Erschütterungen nicht mehr aus. Ich warte jetzt nur noch, daß er den Direktor Robert umarmt — dann mache ich Schluß! Hat man das nötig?

* * *

Die Thespis

(Der 16jährige Theaterdirektor.) Bevor er wegen Betrugens in den Kerker flog, hat der junge Johann Stöger einen Rekord aufgestellt: der eine ist der erfolgreichste Schieber, der andere der gerissenste, aber der Angeklagte von gestern war das Wunderkind dieser prächtigen Gilde. — — Daß dieser Stöger schon mit 15 Jahren ein anerkannt guter Viehhändler war, ist noch nicht seine Meisterleistung, wenn man auch darüber staunen muß, daß ein so grüner Knabe Geschäftsfreunde fand. Daß er aber als Sechzehnjähriger das Stadttheater in Baden pachten und betreiben konnte, ist ein Stück, das zwischen tiefer Tragik und lustiger Operette schwankt. Ein bartloser Junge konnte Verträge abschließen, konnte Existenzen aufbauen oder vernichten, konnte mit den Gemeindevertretungen mehrerer Orte Verhandlungen führen. — — Soweit so gut, und man muß nur staunen, daß der Bühnenverein es unterlassen hat, Herrn Stöger die moralische Zuverlässigkeit zu bestätigen. Das Neue Wiener Tagblatt aber weiß fortzusetzen:

Stöger war kühner und großzügiger als sie alle. Kaum der Schulpflicht entwachsen, erwarb er schon Geld und damit auch schon die moderne Visitkarte, die alle Türen öffnete, auch die des Theaters. Warum soll man nicht die Thespis zur Geliebten haben können, wenn man sie bezahlen kann? — —

Während es bis heute unaufgeklärt ist, mit wem die Neue Freie Presse, nämlich Herr Salten, den »mythischen Hirten« Proteus verwechselt hat, läßt das Neue Wiener Tagblatt jeden profanen Leser hinter die Kulissen seiner klassischen Bildung gucken, da sofort klar wird, daß hier eine unerlaubte Verbindung zwischen der Thalia und der Themis vor sich gegangen ist. Der Thespis war aber bekanntlich der Erfinder der griechischen Raumbühne, die die Form eines Karrens hatte und von der Gemeinde Athen mit Recht subventioniert wurde. Daß er eine Direktrice war, ist nicht überliefert, und daß

er kein Transvestit und überhaupt kein Homosexueller war, geht schon daraus hervor, daß er die griechische und nicht die preußische Tragödie begründet hat. In Berlin mögen immerhin Fälle vorgekommen sein, daß einer die Thespis soutenierte, während der Herr Thalia, der abends als Muse verkleidet ausging, nicht Brot auf Hosen hatte. Wie immer dem sei, so könnte man fragen, warum eigentlich — in Berlin wie in Wien — gerade die Leute, die nichts gelernt und selbst das nicht behalten haben, berufen sind, es einer breiten Öffentlichkeit von Lesern mitzuteilen. Vermutlich mit Recht, da keiner von den Hunderttausenden es bemerkt und in einer Zeit, da Photo, Kino, Radio, Auto und Aéro über die Gehirne flitzen, es wirklich gehupft wie gesprungen ist, ob der oder die Thespis noch mit ihrem Karren daherkommt. Hier eingreifen zu wollen, hieße dem Sisyphus die Arbeit abnehmen, den sie regelmäßig mit dem Tantalus verwechseln, doch auch mit dem Augias, den sie zumeist für den Herkules halten, oder es käme der Füllung des Danaidenfasses gleich, das sie bekanntlich für ein Danaergeschenk ansehen, nämlich für jenes, mit dem der Jupiter die Danae überrascht hat. Da läßt sich gar nichts machen. Man müßte sich denn unterfangen, den Pelion auf den Ossa stülpen zu wollen oder wie einer unserer Burgtheaterkritiker gesagt hat: »den Ida auf die Ossa wälzen« (wobei er ganz gut wußte, daß der Ida keine Kellnerin im Trojanerbeisl ist, sondern der Berg, der in der »Schönen Helena« vorkommt, immerhin jedoch die Ossa für ein mährisches Gewässer zu halten schien). Daß die Penelope so häufig auch für die Niobe durchhalten muß, die Circe Rätsel aufgibt, während die Sphinx die leichtere Aufgabe hat, Männer in Schweine zu verwandeln, und daß dementsprechend der Odysseus und der Oedipus Austauschfürsten sind, versteht sich von selbst. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß die Xanthippe für das Weib des Sophokles gehalten wurde, und was es zwischen Aristoteles, Aristophanes und Aristides für Möglichkeiten gibt, das ist mehr, als sich die Schulweisheit träumt. Meines Wissens hat es in den Jahren, da ich die Wiener Presse sämtliche griechischen und mythologischen Dinge und Namen verwechseln sehe, nur einen Fall gegeben, wo einer die humanistischen Kenntnisse, die ihm in der überraschend kurzen Zeit von zwei Gymnasialjahren zu erwerben gelang, durchaus bewährt hat.

Das war, als im Extrablatt gemeldet wurde, in Fünfhaus sei der achtundachtzigjährige Emanuel Kohn gestorben, »der Nestor unter den Pferdefleischhauern«. Hier lag ganz bestimmt keine Verwechslung mit dem Ulysses vor. Sonst aber bewundere ich die Treffsicherheit, mit der die Wiener Journalisten in ihrer klassischen Bildung, die ohne Zweifel vorhanden ist, immer danebengreifen, und die Unerschrockenheit, mit der sie sich in den Strudel-Strudel hineinstürzen, ohne zu bedenken, daß zwischen Scylla und Charybdis unter anderen Gefahren doch auch die besteht, sie zu verwechseln. Welches Bild der Behutsamkeit, im Vergleich mit diesem ungestümen Walten, offenbarte sich mir einst in einem Gespräch zweier alter Chemnitzer Juden! Ich will nicht mit meiner Ausdauer renommieren, aber ich habe wirklich einige Tage meines Lebens in Chemnitz verbracht. Dort ward mir indes auch die Entschädigung des Augenblicks, den ich gern ums Verweilen gebeten hätte, als ich nämlich im Kaffeehause in einer Debatte, in der die Devisen und Prozente nur so durch die Luft schwirrten, die wohl noch nie gestellte, wichtige Frage hören konnte: »Bitt Sie, sagen Sie mir, was is eigentlich der Unterschied zwischen einer Hiobspost und einem Uriasbrief?« Der andere, überrascht und bestürzt, den Unterschied als erheblich fühlend und die Frage als berechtigt, sagte nach einigem Nachdenken: »Weiß ich?« Es war klar, daß keiner der beiden den Mut hätte, für eine Wiener Zeitung zu schreiben. Aber die jüngere Generation ahnt nicht einmal, daß der Unterschied der zwischen einer Botschaft ist, die dem Empfänger, und einer solchen, die dem Überbringer Unheil bringt, geschweige denn, daß sie wüßte, wer hier der Überbringer und wer dort der Empfänger ist. Zum Glück reduziert sich bei uns das Problem auf die Möglichkeiten, die die Wiener Postverhältnisse bieten. Uriasbriefe werden nicht zugestellt, weil diese Art der Beförderung ein Eingriff in das Regal wäre, und Hiobsposten gelangen nicht an den Adressaten, weil die Post sie befördert. Hin und wieder erhalte ich Briefe einer dritten Sorte, für die aber das alte Testament keine Bezeichnung vorgesehen hat, nämlich solche, die dem Absender Unheil bringen.

Ausgerechnet

an den Verlag der Fackel ist die folgende Zuschrift gelangt:

Wien, am 22. August 1924.

Verehrliche Firma!

Der durchschlagende Erfolg, den unsere Rubrik

Wo die Frauen Wiens einkaufen

in der letzten Saison erzielt hat, veranlaßt uns, dieselbe in der kommenden Saison zu wiederholen und laden wir Sie höflichst ein, sich an derselben zu beteiligen.

Die Rubrik erscheint einmal wöchentlich auf einer rein redaktionellen Textseite und wollen wir ihre Wirkung noch dadurch erhöhen, daß wir dieselbe durch redaktionelle Notizen unterstützen.

Wir bitten Sie, uns freundl. mitzuteilen, wann Ihnen der Besuch eines unserer Herren erwünscht ist.

Hochachtungsvoll

Neues Wiener Journal
Wien, I. Biberstraße 5

Die Unterschrift vermeidet es taktvoll, den administrativen Ursprung der Idee, die erfolgreiche Rubrik zu wiederholen, besonders hervorzuheben. Wiewohl ferner die »rein redaktionelle Textseite« und die »redaktionellen Notizen« unterstrichen sind und es also schon fast unmöglich ist, der Verlockung zu widerstehen, hat sich der Verlag der Fackel doch entschlossen, vorläufig von einer Insertion in der Rubrik »Wo die Frauen Wiens einkaufen« abzusehen. Infolgedessen ist auch die Mitteilung an das Neue Wiener Journal, wann mir der Besuch eines seiner Herren erwünscht ist, unterblieben. Er weiß ganz gut, daß er kommen kann, wann er wilk.

* * *

Ja was lacht mir denn da

für ein altes Notizerl entgegen?

(Das »Neue Wiener Journal« im Ausland.) Obwohl mehr als fünf Jahre seit dem Ende des Weltkrieges verstrichen sind, scheint unser Postverkehr ins Ausland noch immer mangelhaft zu funktionieren. Unser Vertreter in Punta Arenas an der Magelhaens-Straße schreibt uns, daß die Nummer unseres Blattes vom 25. November v. J. erst nach mehr als zwei Monaten dort eintraf, während eine Reise dorthin kaum fünf Wochen in Anspruch

nimmt. Wir benutzen die Gelegenheit, die Postbehörden darauf aufmerksam zu machen, daß auch über die Post nach den angrenzenden Staaten, wie zum Beispiel Italien, immer wieder Klagen erfolgen. Generaldirektor Hoheiß, dessen glänzendes Organisationstalent bekannt ist, sieht sich hier vor eine große Aufgabe gestellt, um Ordnung zu schaffen. Wir stehen mit Detailmaterial gern zur Verfügung.

Der müßte rein ein Scherenschleifer sein, um der Beschwerde der Korrespondenten des Neuen Wiener Journals abzuhelpfen! Also selbst an der Magelhaens-Straße sitzt einer? Was macht der nur den ganzen Tag? Außer auf das Blatt warten, das für den Katzensprung einer Reise von fünf Wochen zwei Monate braucht. Ein Leben muß das sein! Lippowitz ist hart. Er sollte sich entschließen, den Mann abzubufen. Das Wichtigste, was sich an der Magelhaens-Straße ereignet, wird sich zur Not von der Biberstraße berichten lassen, von der ja auch zum Yellowstone-Park näher ist als zum Stadtpark und wo man den Lorenzostrom mehr bei der Hand hat als den Donaukanal.

* * *

Alte Musik, neue Erkenntnisse

im Berliner Tageblatt:

Schule der Weisheit. Unser Sonderkorrespondent meldet uns aus Darmstadt:

— — Der Zusammenhang der Vorträge liegt in der »orchestrierten Behandlung eines Grundthemas«. Das Grundthema der diesjährigen Tagung heißt: Werden und Vergehen. — Keyserlings Einleitungsvortrag war ein Präludium. — — Musik und Leben kann man nicht aus dem Zeitstrom herausstellen. — — Alles Leben ist ein Wachstums-, ein Verbrennungs- und ein Ernährungsprozeß, ein ewiges Werden und Vergehen. Alle Musik ist ein An- und Abschwollen, eine Systole und Diastole. Aber ebenso, wie im Leben hinter dem Werden und Vergehen der Sinn liegt, der alles, was sinnlos ist, in sich hineinzieht, so liegt hinter dem sinnlosen Ton-Gewoge die Melodie, die alles was Geräusch ist, in sich hineinzieht.

Hans Driesch' Vortrag über »Organische Entwicklung« war gewissermaßen die biologische Parallele zu Keyserlings Einleitungsvortrag. Driesch demonstrierte an schematischen Zeichnungen der Entstehung eines Seeigeleies seine Entwicklung vom Mechanismus

zum Vitalismus. — — Das letzte, zu dem Driesch gelangt, ist die Ganzheit, die ebenso jenseits vom Werden und Vergehen liegt wie Keyserlings »Sinn«.

Hans v. Hattingbergs Vortrag »Zwischen Leben und Tod« war eine energische Untersuchung der Spannung zwischen Trieb und Verstand. Die Verabsolutierung des Triebes ist der Tod, weil die geistige Produktivität diesem vegetierenden Leben fehlt. Die Verabsolutierung des Bewußtseins ist der Tod, weil diese Abschnürung vom Triebleben Isolierung und Weltangst und Selbsterstörungssucht der menschlichen Seele bedingt.

Über den Sinn der Veranstaltung wie über den Wert der einzelnen Vorträge kann erst nach Schluß der Tagung gesprochen werden.

Als Krotoschiner II und Katzenellenbogen es am Strande von Sylt lasen, verwunderten sie sich darob. Seligsohn I interessierte sich für die Verabsolutierung des Triebes. Alle folgten mit Spannung der Entstehung des Seegeleies, hatten aber Schwierigkeit, dieses Wort zu lesen. (Seine Entwicklung vom Mechanismus zum Vitalismus, der eigentlich eine Lehre ist und mit dem Organismus nicht verwechselt werden sollte, lag ihnen trotz der Gelegenheit, sie zu kontrollieren, meergrün auf.) Über den Sinn der Veranstaltung wie über Keyserlings Sinn, der alles was sinnlos ist, in sich hineinzieht, wollten sie erst nach Schluß der Tagung sprechen, also wenn der Moment gekommen ist, wo sie mit Recht sagen können: Die schönen Tage von Arankhuetz sind nun zu Ende.

Seeigeleies

Entwicklung also vom Mechanismus zum Vitalismus ist das, woran ich immer denken muß, wenn ich mir vorstelle, daß Karpath Regierungsrat geworden ist (wobei ich mich frage, ob es verboten sein kann, zu Mitleid und Erbarmen mit der Regierung aufzureizen), und wenn ich auf das ganze Getreibe blicke, das jetzt entfesselt ist, um die »größte Geisteserscheinung Wiens«, nämlich Richard Strauß, wieder an Wien zu fesseln. Hier fesseln vor allem zwei Vorkämpfer: der feurige Decsey und der mehr diplomatische Karpath, jeder in seiner Art, einander ergänzend und fördernd, zwei, denen man ausgeliefert ist, so daß man nichts tun kann als sich freuen, daß man sie hat. Während ihnen überhaupt nichts mehr zu tun übrig bleibt, weil sie schon so viel für uns und auch für einander getan haben. Betrachten wir die Verdienste dieser Männer.

Karpath war es, der, als einmal die Oper bummvoll war, »ausverkauftissimo«, wie Decsey so köstlich sagt, diesem, der keinen Platz hatte, einen solchen trotzdem verschafft hat. Denn Karpath kann immer noch verschaffen, wo andere nicht mehr können. Darüber nun hat Decsey ein Feuilleton geschrieben, unter dem Titel »Ein Porträt: Ludwig Karpath«, da auch er immer noch schreiben kann, wo andere nicht mehr können. Unter all dem wertvollen Strandgut, das die Wogen der Strauß-Erhitzung an mein Ufer geworfen haben, bewahre ich dieses Feuilleton als das kostbarste, es geht mir noch über Decseys, ja Karpaths Inhaltsangaben von »Herrn und Frau Robert Storch«, die ich keineswegs unterschätzen möchte. Ich kann nur sagen, wenn ich nicht wüßte, was Seeigeleies bedeutet, in diesen Fällen hätte ich es gehaut. Es wird nicht nur in der Schule der Weisheit gelehrt, sondern auch in der Schule der Dummheit, und mir schwebt so etwas vor wie eine sulzige Masse, die sich à la Wigela weia hin- und herbewegt — denn es ist musikalisch —, mit einer angenehmen israelitischen Kadenz oder etwa (wenn bedauere nicht mehr dienen zu können) Hirn mit Ei, aus dem jetzt die literarischen Produkte stammen. Denn es ist heute offenbar so, daß der Idiotes, der im alten Griechenland so viel wie einen Privatmann bedeutet hat und als ein der Staatsgeschäfte Unkundiger von ihnen ausgeschlossen war, im neuen Österreich nicht nur Regierungsrat wird,

LD

222

o 10

5
i 4 geistig

L dia

co
L
Kaufmann, einan

~~Handwritten scribbles~~

Kunstdiplomat, Vertrauensmann eines Unterrichtsministers (der auch freilich die Wissenschaft nicht mit Löffeln gegessen hat); nicht nur Freund des Schöpfers von »Schlagobers«, das ihm gewidmet ist, sondern auch ein Faktor im Geistesleben. Wenigstens in ~~früheren~~ ^{früheren} Zeitläufen als etwas, womit man vor ein Publikum treten konnte, kaum vorstellbar gewesen wäre:

Niemand in Wien, der Karpath nicht etwas zu danken hätte. Man liest am Montagmorgen den immer amüsanten Hans Liebstöckl und seine Wochen-Feuerwerke, man erregt oder begeistert sich für diesen und jenen Kollegen; aber, wenn man die Unterschrift Ludwig Karpaths sieht, weiß man, man darf es nicht überschlagen.

Und ich hätte geglaubt, daß ich der einzige in der Lage bin, indem doch Karpaths Schaffen auch das einzige ist, was ich ihm zu danken habe; und daß ich weiß Gott ein dankbares Publikum bin, weiß ja auch Decsey, der schon seinerzeit in Graz keine Anstrengung gescheut hat, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen. Worin besteht nun aber Karpaths literarische Eigenart?

— So kommt es, daß Karpath zwar offiziell pensioniert, aber einer der aktivsten Kritiker ist, ein Schreiber und Lenker, der eines aus dem Effeff versteht: das Lancieren. Man ruft Karpath an, wenn man ihn braucht; und man braucht ihn immer. Er ist einer der angerufensten Menschen in Wien. Der Sinn eines solchen Mannes, der nur in einer Großstadt denkbar ist, der Sinn seines Lebens offenbart sich.

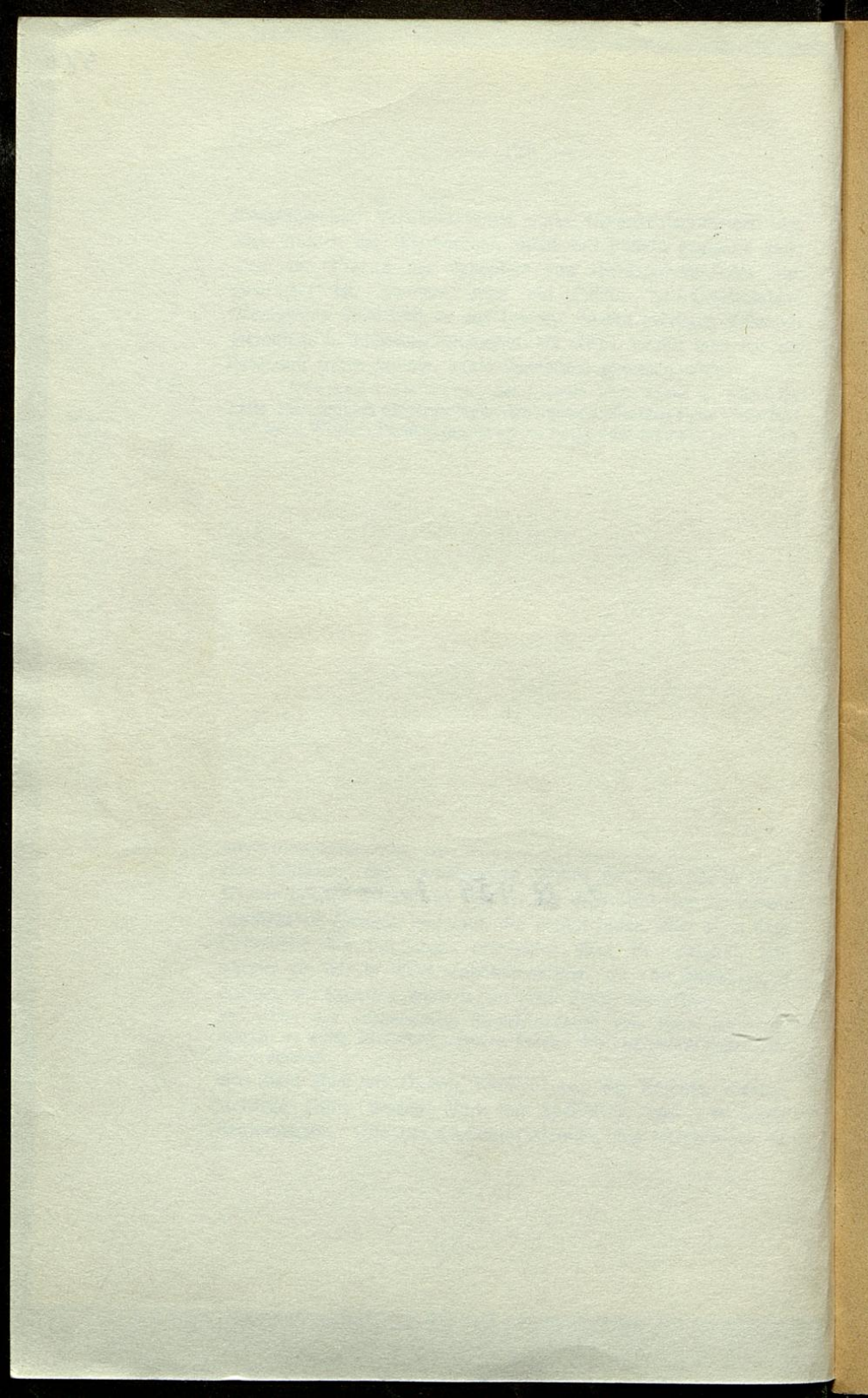
Man glaubt natürlich, daß diese Sätze von mir sind. Wie man mich überschätzt! Sie sind von Decsey. Und nun läßt er sich in eine Erklärung des Karpathschen Sinnes ein, der tief in jener Wiener Sphäre wurzelt, in welcher das Hintertürl eine der hauptsächlichsten Anlagen bedeutet, die dem Schutze, aber auch dem Gebrauche des Publikums empfohlen sind. Er schildert, wie schwer es ist, in Wien emporzukommen, wo »die Begabungen aufeinander Schatten werfen«; in einer Stadt wie Wien, wo schon das telephonische Erreichenkönnen eine Kunst ist — da braucht es eines Menschen, dessen Person die Liebenswürdigkeit der Stadt darstellt,

also nicht etwa wie Girardi, sondern eben wie Karpath, »dessen Gebärde Hilfe, dessen Wort Rat bedeutet«, und nun sogar Regierungsrat. Offenbar also eines Mannes, den telephonisch zu

--- die bey à la

Wizelawcia jina ... ^{die bey à la} ...
 ... ^{die bey à la} ...
 ... ^{die bey à la} ...
 ... ^{die bey à la} ...
 ... ^{die bey à la} ...
 ... ^{die bey à la} ...

Die 88. 459 8 v. unten ...



erreichen immer gelingt. (Wie in Folge falscher Verbindung Decsey übersehen hat. Wer dort? Seeigeleies.) In der Tat:

Der die Anschlüsse vermittelt.

Offenbar die anderen Telephonanschlüsse, die in Wien so schwer zu haben sind.

So ist Karpath

(und diese drei inhaltsschweren Worte hat Decsey in Sperrdruck gesetzt und damit — zwei Nägel mit einem Schlag und zwei Vögel auf einen Kopf treffend — nicht nur Karpaths geistiges Porträt umrissen, sondern auch das eigene.) So ist Karpath

der Dichter aller, der Beherrscher aller geworden, die Dominante des Geschehens, hat eine nicht sichtbare, aber ungeheure Lebensarbeit geleistet —.

Alles in Sperrdruck. Nicht einmal der ist von mir! Wiewohl ich mir vorbehalte, ihn an anderen Stellen beliebig anzubringen. Zum Beispiel hier:

Er verbreitet eine angenehme Gegenwartswolke, man fühlt sich wohl, sieht man ihn nahen: Ah, der Loschy (dies sein Kose name) kommt.

Ja wer kommt denn da? fragt der Detschy und schließt:

Ja, er ist der freundliche Ostwind, der die Wolken verjagt,

um als Dominante des Geschehens ausschließlich die angenehme Gegenwartswolke zurückzulassen? Nein, nicht diese, sondern:

die Sonne kommt heraus, es ist blau und strahlt.

Aber ist das ein Obermausi! Und warum erzählt er uns dies alles? Weil er Karpath etwas zu danken hat, dem Lenker, der das Lancieren aus jenem ortsbekanntem Effeß versteht, welcher in der Ost- und Pestluft von Wiener Geschäftshuberei und Diner-Karriere, gemütlicher Verlogenheit und überzeugter Arschkriecherei den großen Tineff bedeutet, der hier Ereignis wird und aus dem alles resultiert, was in der Rubrik Theater, Kunst und Literatur Platz findet, soweit es nicht durch ein Kreuz seinen reineren Ursprung verrät. Herr Decsey hat also Karpath (der lenkt, während sonst der Mensch denkt) dafür zu danken, daß er ihm, der keine Karte zu »Rigoletto« hatte, den besten Platz eines total ausverkauften, »nicht für einen Mückenleib Platz habenden Theaters« verschafft hat, in dem wie durch ein Wunder

Herr Decsey noch Platz fand, womit der biblische Anspruch jenes Kamels, das mit dem Nadelöhr renommirt, ein für allemal abgetan erscheint. Mehr als das:

Der Zufall, oder vielmehr: nicht der Zufall, sondern der Beziehungsreichtum Karpaths brachte es dabei mit sich, daß ich neben dem größten Verdi-Verehrer Wiens, neben Franz Werfel, dem Dichter des Verdi-Romans, zu sitzen kam — eine gedanken-erfüllende Nachbarschaft.

Wörtlich! Und nicht von mir, der schon vielfach vor Neid zerplatzt. Dieser Decsey hat doch mehr Glück, als Karpath Beziehungen, der, wie hier angedeutet wird, auch Werfeln den Platz verschafft hat. Seine Gedanken waren also durch die Nachbarschaft, die einen großen Gedankenraum einnimmt, so erfüllt, daß auch dort kein Mückenleib Platz hatte, der aber insbesondere zwischen den Sitznachbarn wenig zur Geltung gekommen wäre. (Wiewohl Karpath zur Not noch die Mücke untergebracht hätte.) Was geschah?

Ich schrieb am nächsten Morgen meine Impressionen für jenes Frühabendblatt, aber der wichtigste Mann des ganzen Abends war für mich

nicht Verdi, nicht Werfel, nein:

Karpath, für den ich eine wachsende, wachsende Dankbarkeit fühlte.

Man sieht förmlich, wie sie wächst, wiewohl doch gar kein Platz mehr ist. Man tadle aber nicht, daß Decsey, mir ähnlich, aus einer Mücke einen Elefanten mache. Nein, er rückt sie ins Ewige:

Ein unbedeutender Vorfall, nicht wahr? Für mich, im Augenblick ein unschätzbare Wert.

Denn das ist nicht etwa so, daß man sagen könnte, wenn jeder, der keine Karte zu »Rigoletto« hat und im letzten Moment dennoch durch Karpath hineinkommt, aus Dankbarkeit ein Feuilleton über Karpath schreiben wollte statt einen Hahn dem Askulap zu opfern, so würden vielleicht doch endlich den Setzern die Geduldlettern ausgehen. Nein, Decsey ist ja kein Privatmann, kein idiotes, sondern er muß referieren und das Blatt, für das er muß, »entschuldigt ihn nicht einer vergessenen Karte wegen«:

Vermag nicht ich es, so wirts eben ein anderer vermögen.

Das ist nur zu wahr, und wie man sieht, stehen Interessen auf dem Spiel. Solche, für die gerade ein Mann wie Karpath

Verständnis hat. Decsey schildert mit großer Anschaulichkeit, wie er »karten- und ratlos« im Foyer stand, und nun wo die Not am höchsten, weil es ausverkauftissimo war, der Rat kam, der Regierungsrat und mit ihm die Hilfe, die er in allen Lagen gewährt und zumal dort, wo Kritiker ihrer schweren Stunde entgegensehen.

Allein, in Wien darf man deshalb nicht verzweifeln. — — Das Glück wollte, ich treffe Ludwig Karpath auf der Treppe zur großen Mittelloge; und wußte in diesem Augenblick — —

Karpath war nämlich in die Oper gekommen, weil er wo anders eine Verabredung hatte, und trat ihm seinen eigenen Sitzplatz in der ehemaligen Kammerherrn-Loge ab, wo infolge der Revolution heute Karpath zu sitzen pflegt. Und eben dort saß aus der gleichen welthistorischen Ursache bereits Werfel. Nun wäre es an der Zeit, sich zu freuen, daß wir drei solche Kerle haben, und sich vorzustellen, wie sie in der Kammerherrn-Loge, die in der Monarchie schwächer besetzt war, Platz finden. Aber was zu viel ist, ist eben zu viel und die Sache fand ein anderes Arrangement. Um nicht Geschichtsfälschung zu begehen, muß festgestellt werden, Karpath hatte zwar für diesen Abend eine Verabredung, aber erst ab $\frac{3}{4}9$, er wohnte also dem ersten Akt von »Rigoletto« bei und wies für die eine Stunde Decsey einen andern vorzüglichen Platz an, den ein »Herr der Gesellschaft« (was für welcher Gesellschaft?) im ersten Akt nicht benützte, der wieder zwischen $\frac{1}{2}8$ und $\frac{3}{4}9$ eine Verabredung hatte, was Karpath natürlich wußte, und so weiter in der Dicken. Decsey saß infolgedessen auf nicht weniger als zwei Plätzen, allerdings nacheinander. (Wenngleich das Publikum diesen Eindruck auch gehabt haben muß, da er neben Werfel saß, als wär's nicht »Rigoletto«, sondern die »Komödie der Irrungen«; so gleichen sich diese Bubiköpfe aufs Haar.) Durch dies Erlebnis nun, das nebst der neunten Symphonie und Schlagobers auf Decsey den stärksten Eindruck gemacht hat und für seine Weltanschauung bestimmend wurde, lernte er zunächst eines: »Karpaths Stellung in Wien dadurch abschätzen«.

Hunderte sind ihm auf diese Weise verpflichtet. Denkt man an die vierzig Jahre seiner Wirksamkeit, so sind es Tausende. Er war während dieses Zeitraumes der große Verschaffer, der Vermittler, der Besorger.

Bloß von Opernkarten? Nein, von Opernkarrieren, von Opernruhm! Decseys Sitzgelegenheit ist nur ein Symbol für Größeres:

Wie mir einen Sitz in der Staatsoper, verschaffte er andern einen Sitz im Parnaß; die Rantzau wie die Jeritza hat er gemacht, für Lehar wie für Mahler gewirkt, ihre Stellungen begründet oder ausgebaut — —

Und vertieft. Mag es auch dahingestellt sein, ob die Rantzau wie die Jeritza, ja selbst Lehar sich gerade im Parnaß wie zuhause fühlen, Karpaths Bereitschaft, ihnen dort Plätze zu verschaffen, ist unbezweifelbar und für Decsey gar nicht unerklärlich:

Ludwig Karpath weiß mit Menschen zu leben. Weiß, daß man selbst nicht höher kommt, als wenn man andere hoch bringt, seine Interessen am wirksamsten fördert, wenn man die der anderen fördert.

Nun, in Wien, wo die Begabungen aufeinander Schatten werfen, kann es schon geschehen, daß einem eine solche Verdächtigung des einzigen Menschen, den man in Wien telephonisch erreichen kann, herausrutscht. Zum Glück besinnt sich Decsey, beißt sich auf die Zunge, die gleich wieder anders orientiert ist, und stellt fest, daß Karpath nicht aus Raffinement handelt, sondern »einem edlen Trieb folgt«, wenn er seine Interessen am wirksamsten fördert. Es kommt eben bei ihm alles aus einem hilfreichen Herzen und aus einem »Netz von Beziehungen«. Ja, Decsey glaubt sogar, daß es »heute in Europa keinen Menschen gibt, der Karpath nicht kennt, keinen, der Karpath nicht verpflichtet ist«, wobei freilich berücksichtigt werden muß, daß die Einwohnerzahl Europas durch den Weltkrieg wesentlich verringert wurde. Wie dem immer sei, Europa hat Karpath, weshalb man trotz dem unleugbaren Vorteil, keine Basalte zu haben, nicht mehr behaupten wird, daß Amerika es besser hat. Aber diese ans Wunderbare grenzende Beliebtheit — so ziemlich das Gegenteil von mir, den Europa weder kennt noch schmecken kann — ist kein Wunder, denn

Karpath ist Figaro là, Figaro quà, ohne sich je das Mindeste zu vergeben.

(Während mir nachgesagt wurde, daß ich dem Beaumarchais nicht das Wasser reichen kann.)

Seiner Würde bewußt, von seiner Bedeutung erfüllt, mit einem Wort eine Karpazität,

Ist er ein Dapertutto, ein Mann, der alles macht, ohne Macher zu sein — —

Ob indes hier nicht eine Verwechslung mit einer Figur so zwischen Leporello und Tonello hineinspielt, wer könnte das mit Sicherheit sagen? Denn der Dapertutto in »Hofmanns Erzählungen« leiht eher seinen Degen als seine Feder und ist mehr ein Dämon als ein Gschafflhuber. Aber zu dem vielen, was die Welt nicht gesehen hat und wovon sie überzeugt wäre, daß es von mir ist, gehört dieses »Porträt«. Es könnte nicht hinreißender ausfallen, wenn umgekehrt Karpath, was ja wohl auch unausbleiblich ist, es von Decsey entwürfe. Denn diese Meister gleichen einander wie ein Seegelei dem andern.

Und ich muß schon bekennen, ihrer aller Meister, Herr Richard Strauß, hat auch etwas von dieser Note. Ich kann ja nicht sagen, ob er in der Musik ein Genie ist, ich weiß nur, daß er es nicht ist, denn ich weiß um die Geistigkeit des Schlagobers und all der köstlichen Dinge, die die vorsorgliche Frau Storch ihrem Gatten in den Reisekoffer packen läßt:

»Haben Sie alles für den Herrn? Die Brötchen, den Schinken, die Milchflasche für zehn Uhr? Ist die Torte gut verpackt? Kann der Himbeersaft nicht auslaufen? Zehn harte Eier: sehr nahrhaft! Bei der anstrengenden Tätigkeit muß er sich kräftig nähren. Haben Sie die Pillen, Anna? Das Gurgelwasser? Den Umschlag?«

Ein Dialog, von dem Karpath bemerkt, daß er dem täglichen Leben abgelauscht sei.

Dann wieder zum Mann: »Kühl' dich immer gut ab, bevor du in die Kälte gehst, schlag' deinen Pelzkragen hoch!«

Strauß schont sich nicht im geringsten,

bemerkt Karpath, meint aber nicht den Pelzkragen, sondern die Satire, die Preisgabe des Simandlums, welches, bisher eine der Wiener öffentlichen Privatangelegenheiten, nunmehr welt-musikalischen Ausdruck angenommen hat. Ob auch musikalischen, ob dergleichen Rohstoff von Einfalt und vielfacher Indiskretion, ob diese schwere Belästigung der Welt mit Eheangelegenheiten, deren Humor bloß in der Strapaze gelegen ist — bei der anstrengenden Tätigkeit muß er sich kräftig nähren —, ob solcher Unfug ein Tonkunstwerk ergeben kann, wird das durch keine Würdelosigkeit mehr abgeschreckte Zeitgehirn kaum entscheiden.

Ich aber möchte glauben, daß der Satz, welchen dem Meister ehedem sein Hofmannsthal zu komponieren gab, in der Fassung, wie er ihn irrtümlich komponiert hat, Recht behält. Herr Hofmannsthal hatte sich das so gedacht:

»Der hochadelige Bräutigamsvater, / sagt die Schicklichkeit, / muß ausgefahren sein, / bevor der silberne Rosenkavalier vorfährt. / Wär' nicht geziemend, / daß sie sich vor der Tür begegneten.«
Diese thesesianische Schmockerei aus einem sich am Gotha betuenden, kalksbürgerlichen Gehirn war aber nach bayrischem Maß etwas zu hoch und so teilte sich's denn der Meister ein:

»Der hochadelige Bräutigamsvater sagt: / Die Schicklichkeit muß ausgefahren sein, / bevor der silberne Rosenkavalier vorfährt. / Wär' nicht geziemend, / daß sie sich vor der Tür begegneten.«
Nämlich der Rosenkavalier und die Schicklichkeit. Sie scheint in der Tat ausgefahren zu sein, wenn Herr Strauß sich textlich selbst bemüht; wem Herr Hofmannsthal tut, ist nur die Natur ausgefahren. Doch dem Publikum ist diese und jene Fassung, so oder so und überhaupt alles recht, und im Reich des Genius kommt es offenbar nicht drauf an, was man eigentlich komponiert. Was aber unter der Selbstherrschaft des Schwindels möglich ist, zeigt doch die Vertonbarkeit der häuslichen Freuden und Leiden samt der Skatpartie des Herrn Richard Strauß und vor allem die gewichtige Literatur, die zur Agnoszierung der Urbilder dieser Welt von Albernheit geschrieben werden konnte. Mit der Geistigkeit und der Lustigkeit, die die Natur dem durchschnittlichen Niveau der musikalischen Ausübung gegönnt hat, ist es ja ohnedies so eine Sache, zumal in Zeiten, wo auch die literarische Produktion als solche an ein normales Denkvermögen Zumutungen stellt, deren es sich ehedem von der Niederung privatester Spießbürgerei nicht versehen hätte. Aber wenn in Schönbrunn der Nilpferdwärter »Gehst her, Fritz!« ruft und sich ein lachsfarbener Höllenschlund öffnet, um eine Brotkrume zu empfangen, so ist das eine intellektuelle Bravourleistung gegen alles, was wir rings um Herrn und Frau Storch erleben konnten. Ja selbst der Erzherzog Friedrich, der die zwei Buquoys erkennt, die jeder eine Auszeichnung haben, steht als ein Voltaire da neben dem Dämelacks-Behagen, das den kleinen Franzl als den »veritablen Dr. Franz Strauß« und den Kommerzienrat als den »Berliner

ein od. d. sch. 1/2 Kreis mit Odyse
mit Bel
Alegorische Kunst

Großkaufmann in der Hohenzollernstraße« identifiziert, »der seit vielen Jahren zu den Intimen des Meisters zählt«. Karpath gebührt das Verdienst, die Teilnehmer der Skatpartie als erster erkannt zu haben. Er war es auch, der seiner europäischen Öffentlichkeit mitteilen konnte, daß die Mieke Maier — eine »leichte Person«, wie er sie mit berechtigter Selbsteinschätzung nennt — eigentlich Mietze Mücke geheißen hat, Berlin, Lüneburgerstraße 5. Das war also das Mädchen, welches einen Kapellmeister Stransky, den ein Italiener in der Gesellschaft immer »Straußky« nannte und der in der Oper »Stroh« heißt, um Opernkarten angesprochen hat, woraus sich jenes verhängnisvolle Billett an Herrn Richard Strauß (Storch) ergab, das einen ehelichen Zwist und leider auch das Libretto von »Herrn und Frau Robert Storch« zur Folge hatte. Eine trivialere, aber zugleich dreistere Bêtise dürfte wohl noch (nie) in die Sphäre künstlerischer Gestaltung eingegangen sein. Daß der Schöpfer es über sich bringt, gegen die eifersüchtige Gattin »den Spieß umzudrehen«, wie die atemlos aufhorchende Presse erzählt, um sie (»selbstverständlich mehr im Spaß«) eines »leichten Flirts mit dem jungen Baron« zu beschuldigen, ist eine Privatangelegenheit, die sich die Beteiligten vielleicht so unter einander ausmachen werden, daß sie wieder sublimiert werden muß. Daß aber in einer Schlüsseloper auch eine Frau, deren Kompetenz die künstlerischen Entschließungen des Herrn Strauß entzogen sind, verunglimpft wird, das ist doch das Äußerste, was bisher im Reich des Genius zu verantworten war. Herr Decsey spricht von einer »Dame unter Anführungszeichen«, von einer »frechen Berliner Schnute«, von einem »Weibsbild«, dem Opernkarten zu verschaffen jenem Stransky-Straußky »nicht im Schlaf eingefallen sei«, denn auf so etwas hat bekanntlich nur Herr Decsey Anspruch. Bei der Wahl, ob ein Weibsbild, das »sich den drei Männchen, die vergnügt und ahnungslos beim Cocktail saßen, gesellte«, so zudringlich war, an ein Versprechen, das ihr nie gegeben wurde, zu erinnern, oder ob ein ~~Musikant~~ sich herabgelassen hat, es zu geben und nicht zu halten, nimmt der Historiker ohneweiters das erste an. »Männchen« waren es ja wohl, und der Zustand ist so unappetitlich heiter wie das Wort; aber gar so ahnungslos dürften sie in einer Bar nicht gesessen und

»odere«: »schalere«
»Odigkeit«
Berlin?
Männchen

an der Annäherung des »Weibsbildes« nicht so unschuldig gewesen sein. Und dies alles mit Angabe der Adresse, ohne Rücksicht darauf, ob »die fatale Mücke«, wie er sie mit Recht nennt — denn es ist dämonisch, wie hier der Mückenleib doch Platz findet —, ohne Rücksicht darauf, ob sie noch lebt, ob sie verheiratet ist oder in irgendwelchen Verhältnissen, in denen ihr die Beschmutzung durch diese Gesellschaft und die musikgeschichtliche Reklame unerwünscht sein könnten. Ja, es ist wohl von einem Fatum verhängt, daß ich eben diese Mücke und zwar in eben jener Zeit, da sie Herrn Richard Strauß einen Verdruß und infolgedessen Tantiemen eintrug, persönlich gekannt habe, und ich kann wohl sagen, daß sie, ein Bild von einem Weib, schöner war als die Herren Decsey und Karpath, vielleicht sogar als die Herren Strauß, Storch, Stroh, Stransky, Strausky und wie alle die Namensträger dieser vielfachen Quiproquos von unsäglicher Scherzhaftigkeit heißen mögen, mit deren Erlebnis einer zwanzig Jahre gerungen hat. Daß ich sie darum auch für wertvoller halte, brauche ich nicht erst zu versichern und wie ich zwischen den Mädchen, die täglich lieben, und den Herren, die täglich schreiben, sittlich unterscheide, weiß man. Nichts sehe ich weniger gern als den unberechtigten beruflichen Hochmut, der sich die Moralbegriffe einer bürgerlichen Welt anmaßt, die längst wert ist, von ihm patronisiert zu werden, und der die »Dame« begrinst, wo der Herr zu beweisen wäre. Und um wieviel mehr Humor hat doch die freche Berliner Schnute gehabt als der Könner, der ihr sein »Intermezzo« abgewann und dem ein Schalk im Nacken sitzt, dessen Beschaffenheit allein ausreichen müßte, jenem andern den Anspruch auf diesen Platz zu vermießen. Wenn Herr Strauß in der Fätiung der wechselnden Launen seines Eheglücks so weit geht, sich von der Gattin der »jüdischen Abstammung« verdächtigen zu lassen (für die doch nur ein Erwerbssinn sprechen würde, der selbst die Verwertung solcher Motive nicht scheut), so ist er wahrlich schon durch die Schlichtheit seines Witzes rehabilitiert und es bedurfte nicht erst der Intervention Karpaths, der, seiner Würde bewußt, auch hier zur Stelle ist:

Ich eile Strauß zu Hilfe und stelle fest, daß kein jüdisches Blut in seinen Adern fließt.

Ach, wenn Herr Strauß je einen Einfall von solcher Komik gehabt hätte: die Erbötigkeit eines Figaro, der es vom Preßburger

Tempelsänger zum Wiener Regierungsrat gebracht hat, vor den Lesern des Neuen Wiener Tagblatts die Blutprobe vorzunehmen und einem deutschen Mann die Unbedenklichkeit in den Belangen der Rasse zu garantieren! Oder das herzhaft einverständliche, mit dem er zu der tiefen, aber etwas schadenfrohen Erkenntnis des Meisters, daß »die Kopfarbeit für ihn ein Vergnügen« sei, das kernige Wort setzt:

Das mutet wie Hans Sachsens Weisheit an.

(Und er meint keineswegs Reschovsky.) Oder wenn Decsey, der dem israelitischen Wesen mehr von der stoansteirischen Seite beikommt, von der ehelichen Freundin des Künstlers schwärmt: »nur zu g'schamig, es zu zeigen«, und als die Moral der Affäre Storch die Forderung setzt, einander nach den verborgenen seelischen Schätzen, »nicht nach den wüschten Worten« zu beurteilen. Oder wenn er das Zehn-Eier-Paket hervorhebt und dazu in Klammern kichert: »(harte, sehr nahrhaft!)«. Gott, ist das alles grauslich. Trotzdem wäre ich noch neugierig, die Musik zu dem Ausruf der G'schamigen zu hören:

». . . Und was bin ich und was war ich als Tondichtersgattin?
Hahaha, nicht mal hoffähig!«

Dies und das köstliche Rodeln sowie das schwerfällige Trampeln des Grundseewirtes in der Partitur: »nicht zu vergessen, daß Witz, Geist und Laune Mitregenten sind«, bemerkt Karpath, der heute bereits die Speidel-Note hat und austellt. Aber die Musikhistoriker haben uns nicht nur einen Begriff vermittelt, welche Anstrengungen die Heranziehung dieser Mitregenten gekostet hat, sondern auch, welcher es schon bedurft hat, die Idee zu realisieren, bevor sich der Meister selbst bemühte.

Weder Hermann Bahr noch Hugo v. Hofmannsthal wagten sich an die heikle Aufgabe des Librettos heran, ja Bahr gab seinem Freund Strauß nach wiederholtem Versuch endlich den Rat: als Familienoberhaupt selbst den Text der Familienoper zu schreiben.

So gehört es sich, und der Appell an den Familiensinn, Ehre und Gewinn dieser Angelegenheit mit keinem andern zu teilen, ward beherzigt. Selbst zwei so abgebrühte Buchmacher, von denen der eine zwar mit der Versuchung kämpfte, hatten schließlich den Takt, zu spüren, daß das Privat- und Familienleben etwas ist,

in das kein Fremder, sondern nur jeder selbst einzugreifen hat; und dann hängt es erst vom Bräutigamsvater ab, ob die Schicklichkeit ausgefahren sein muß.

Der Verstand ist es längst und der Humor spielt sich mehr hinter den Kulissen ab, wohin das Publikum freiesten Zutritt hat. Er gipfelt in dem tragischen Ausklang eines Intermezzos von einem Kulturschwindel, der Herrn Richard Strauß als die größte Geisteserscheinung Wiens reklamierte und als solche für noch unentbehrlicher erklärte als die Gobelins. Ein so geringes geistiges Vermögen wird aber in solchen Schwindel investiert, daß zwar ~~hat~~ die, die ihn machen können, auf ihn hereinfallen, daß er aber selbst ihnen zu dumm wird. Welch ein Dominanten-Akkord: Karpath, der treue Helfer, der Strauß einen Platz im Parnaß verschafft hat und Decsey zwei zu »Rigoletto«, der Kammerherrn-Loschy, Dapertutto là und Figaro quà, ward vom Meister geprüft und für falsches Gold befunden; der freundliche Ostwind hat sich gedreht, vermittelte nicht Anschluß, sondern Trennung, glaubte seine Interessen am wirksamsten zu fördern, wenn er die seines Ministers förderte, hatte hier ein Amt und nicht bloß keine Meinung, kurzum, war in einem schicksalsvollen Moment mehr Regierungsrat als Freund von Schlagobers. Così fan tutte, la donna è mobile, eppur si muove, tempi passati, se non è vero è ben trovato. Nur Decsey hielt durch und macht alles allein. Denn vermag nicht er es, so wirds eben ein anderer vermögen. Sinfonia domestica! Aber das sacrificio dell' intelletto, das uns die Verschaffer unserer erst durch die Affäre Strauß bedrohten Kultur zumuten, ist wahrlich zu groß, wengleich sie uns darin mit so gutem Beispiel vorangehen. Sonst fehlt dieser Stadt, deren tonangebende Zeitung für Geld bereit ist, Goethes weihevollste Lyrik zu einer Waschtrogreklame verdrecken zu lassen, nichts zu ihrer kulturellen Rettung als die Direktion Strauß. Lasciate ogni speranza, aber wenn alles in einem rechten Seeigeleies endet — der die lange gesuchte jüdische Nuance des Pallawatsch bedeutet —, so bliebe doch die Zuversicht, daß das Publikum unmöglich so dumm sein kann wie seine Anführer, und wie sie es machen möchten. Anch' io sono pittore!

zum
prinzipielle

Glossen

Ein Spaßvogel

erster Güte ist doch dieser Bernard Shaw. Da flattert so jeden Monat ein Mot von ihm über den Kontinent, über das sich schon England gebogen hat, und wenn man die Leute fragt, warum sie eigentlich lachen, so wissen sie zu antworten, Bernard Shaw habe wieder einen Witz gemacht. Manchmal schlägt er auch Pirouetten auf der Straße, daß sich die Konstabler kugeln, sooft er zu Falle kommt, und es nachmachen und Briefträger und Milchmänner auch, aber immer sind es Sprünge des Geistes und da kugelt sich die Welt, die noch leichter mitzureißen ist als ein Konstabler. Da mir ein unbeeinflussbares Vorurteil zu eigen ist, befasse ich mich nicht so sehr mit den Dichtungen des Herrn Shaw als mit den Mots, die von ihm im Umlauf sind, und mit den Manifesten, die er von Zeit zu Zeit nach Mitteleuropa schickt, sei es daß er demonstrierende bulgarische Studenten bändigen will, sei es daß er sich darüber zu beklagen hat, daß er für seine guten Witze schlechtes Geld bekommt, und hauptsächlich wenn er seinen Übersetzer Trebitsch gegen den Vorwurf verteidigen will, daß er ihm für sein gutes Englisch schlechtes Deutsch gebe. Aber eben die skeptische Miene, die er vor allem heroischen Geschehen in der Welt- und Geistesgeschichte, ja selbst vor Shakespeare aufsetzt, Herrn Shaw gegenüber und der ihm huldigenden europäischen Geistigkeit zu tragen, wird schon kein Sakrileg sein. Und seit wann wäre es denn ein Beweis gegen den diagnostischen Blick, daß er mit einem Blutstropfen vorlieb nahm, um die ganze Krankheit festzustellen? Man gönne mir meine Vorurteile und man gönne sie noch mehr den von ihnen Betroffenen, für die sie doch ein wahrer Segen sind. Denn wenn ich alles das auch noch kennen lernte, was ich nicht mag, wie würde es da erst mit ihnen ausschauen! Für den besten Witz also, den Herr Shaw in seinem ganzen Leben gemacht hat, halte ich den Trebitsch. Da steckt viel eigene Erfindung drin. Ich bin gewiß ein passionierter Niederreißer, aber halt doch ein armer Teufel in diesem Beruf gegen einen Satiriker, der den Siegfried Trebitsch aufgebaut hat. Er hat kürzlich einen Brief an Herrn Reinhardt drucken lassen, worin nebst diesem nur

Johann Sebastian Bach und Trebitsch als deutsches Kulturgut anerkannt waren, und als sich der Berliner Korrespondent des ‚Observer‘ über die schlechte Übersetzung der »Johanna« durch Herrn Trebitsch beschwerte, da schrieb er dem Londoner Blatt eine Rehabilitierung des Herrn Trebitsch, die sich gewaschen hat und die er nicht versäumte auch dem Berliner Tageblatt zu übermitteln, welches bereit war, sie »um ihrer humorvollen Fassung willen weiterzugeben«, aus der Herr Shaw ja auch von keinem Konstabler zu bringen ist, der ihn wegen Pirouettenschlagens anhält. Aber die Fassung, die man bei der Lektüre nicht verliert, ist gleichfalls nicht ohne Humor. Man erinnert sich noch der Fülle von Stilproben, die dargeboten wurde, als Herr Trebitsch die ersten Stücke des Herrn Shaw aus dem Englischen in eine ihm gleichfalls fremde Sprache übersetzte, und es wurde damals die Beobachtung gemacht, daß viel Lustigkeit zum englischen Original hinzugekommen sei, was ja die Treue des Autors für den Übersetzer hinlänglich erklären könnte. Ich selbst kann über diese Angelegenheit wieder einmal nicht fachmännisch urteilen, da ich noch weniger englisch verstehe als Herr Trebitsch, was nur dadurch wieder wettgemacht wird, daß ich mehr deutsch kann. Ich tue darum besser, mich an die deutsche Produktion des Herrn Trebitsch zu halten, die auch Herr Shaw gegen die Verkleinerer Trebitschs ins Treffen führt und die er einmal ins Englische zu übersetzen versuchen sollte. Herr Shaw wehrt nun die Vorwürfe des Korrespondenten, daß Trebitschs Muttersprache nicht deutsch sei und daß er ein unzulängliches Deutsch schreibe, mit dem entschieden humorvollen Argument ab, Trebitsch sei in Wien geboren worden und seine Sprache »die Sprache Grillparzers und Raimunds, Schnitzlers und Hofmannsthals«. Den andern Genannten will ich nicht nahe-treten, aber merkwürdig, daß mir bei meiner Befassung mit Raimund nie aufgefallen ist, daß er die Sprache Trebitschs geschrieben hat. Wenn ich Trebitsch las, habe ich zwar vielleicht an das Raimundtheater gedacht, aber selbst wenn ich an dieses dachte, ist mir noch nie der Gedanke an Raimund gekommen. Nun meint Herr Shaw, Trebitschs Werke seien, schon bevor ihn dieser zu übersetzen begann, »in Deutschland in vielen Auflagen verbreitet« gewesen. Das wäre jedoch, wenn es wahr ist, weniger ein Beweis für das gute Deutsch Trebitschs als für das schlechte

Deutschlands. »Wahrscheinlich hat mein Stil ihn demoralisiert«, scherzt Herr Shaw. Aber er wisse, daß jener »seither zwei Literaturpreise für seine eigenen Leistungen bekommen hat«. Herr Shaw ist Satiriker; wengleich einer, der nicht spürt, wie sehr er es auch mit der Hinausstellung einer Tatsache ist, mit deren Wahrheit er ihre Ernsthaftigkeit für gegeben hält. Aber selbst wenn ihn seine Ahnungslosigkeit davor bewahrte, zu merken, daß der Dichterruhm des Herrn Trebitsch von der Platzvertretung einer großen Auslandsfirma ins Schlepptau genommen wird, so brauchte er doch, um zu wissen, wie Buchfeuilletons und selbst Literaturpreise zustandekommen, nicht einmal den rührigen Sami Fischer und den würdigen Gregori zu fragen, der ja ein Spezialist des Bauernfeldpreises ist. Offenbar ist in dieser literarischen Welt, in der Herr Shaw als Satiriker dasteht, alles in bester Ordnung und ich habe nur darum noch kein Buchfeuilleton in der Neuen Freien Presse und erst recht keinen Literaturpreis bekommen, weil ich ein schlechteres Deutsch schreibe als Herr Trebitsch. Zu diesem will Herr Shaw, so erklärt er (»alles in allem«), halten, obwohl die Nationalität dieses echten Wieners bisweilen als ungarisch, bisweilen als polnisch »und vielleicht sogar bisweilen als chinesisch angegeben wird«. Ist das nicht überaus humorvoll? Er führt »diese wilden Gerüchte«, die »die Schattenseiten des Ruhms« seien, auf die Ränke der anderen Übersetzer zurück, welche behaupten, besser übersetzen zu können: es seien eben »enttäuschte Rivalen«; und Herr Shaw hat offenbar gar nicht den Wunsch, es mit ihnen zu versuchen, weil er von Trebitsch durch und durch überzeugt ist. Der Korrespondent habe »von einem dieser Enttäuschten sich hinters Licht führen lassen«, und er verzeihe ihm deshalb.

Aber da die Tatsache, daß Herr Trebitsch ein bekannter Wiener Schriftsteller ist, in Deutschland ebenso bekannt ist, wie man in England weiß, daß Thomas Hardy kein Hindu ist, hätte er die Wahrheit seiner Information feststellen müssen, bevor er sie im »Observer« veröffentlichte. Der nächste Schutzmann hätte es ihm sagen können.

Herr Shaw kann natürlich seine Übersetzungen anfertigen lassen von wem er will. Aber gar so viel Federlesens brauchte er deshalb mit Herrn Trebitsch nicht zu machen. Er ist darin der echte Literat, daß er die Reichweite der Literaturbegebenheiten überschätzt und wähnt, an den Geschäften, die im Kaffeehaus gemacht

werden, oder an der Ware, die im Schaufenster der Buchhandlungen ausliegt, sei die Straße im Innersten beteiligt. Er pirouettiert im Literaturkreise, und die Information, die er selbst hat, nämlich die, daß Herr Trebitsch als bekannter Wiener Schriftsteller in Deutschland bekannt ist, dürfte von Herrn Trebitsch, dem diese Tatsache bekannt ist, herrühren. Ob es auch der nächste Schutzmann in Berlin weiß, möchte ich bezweifeln. Nicht einmal ein Wiener Polizeimann dürfte da verlässliche Auskunft geben. Gewiß sind die Übersetzungen des Herrn Trebitsch ein Literaturkapitel für sich, welches um seiner humorvollen Fassung willen in linguistischen Fachkreisen geschätzt wird, und daß Herr Shaw an ihm einen Narren gefressen hat, ist eine Pirouette der Literatur, die alle fortreibt und sogar die dramatische Karriere des Herrn Trebitsch in Schwung gebracht hat. Aber die Schutzleute intervenieren nur bei Straßenübersetzungen, nicht wenn man sie gegen schlechtes Deutsch zuhilfe ruft; stilistische Exzesse, Zusammenstöße mit der Grammatik, Überschreitungen der Syntax lassen sie unbewegt. Das ist nicht so wie bei den Londoner Konstablern, die literarisch gebildet sind und mittun, wenn ein Satiriker Sprünge macht, gleich einer genügsamen Welt, die sich in solchem Falle bei solchem Falle kugelt.

* * *

Eine botanische Angelegenheit

Seit etwa zwanzig Jahren besteht der Berliner Literat die Zunftprüfung durch den Erweis der Fähigkeit, Schiller und selbst Goethe von unten herab anzusehen. Beide sind »olle Herren«, die man mit einer gewissen freundlichen Geringschätzung zu behandeln hat. Herrn Herwarth Walden, dem ich ehemals freundlicher entgegengekommen bin als er Schiller, mußte ich aus diesem Grunde bitten, die Zitierung meines Namens in seiner Zeitschrift zu unterlassen. Nun ist ihm mit Goethe das Folgende passiert. Er plaudert in einer Berliner Zeitung sachkundig über »Charme«:

— — Und wenn ich eine Frau kennen würde, die Charme hat, und ich kenne sie, würde ich sie nicht als Beispiel der Öffentlichkeit zur Verfügung stellen. Denn es würde nicht charmant sein

oder sagen wir besser: es wäre nicht charmant (und wenn er sie kennte)

aus diesem guten Beispiel böse Nachspiele zu vererben. Denn nur Recht und Gesetze pflanzen sich wie eine ewige Krankheit fort, trotzdem ich persönlich die Krankheit nicht für eine botanische Angelegenheit halte.

Also ein unverkennbarer Hieb gegen den ollen Herrn Goethe, trotzdem (oder sagen wir besser: obgleich) dieser kaum dafür verantwortlich gemacht werden könnte, daß Herr Walden persönlich den Faust nicht kennt. Wenn er ihn kennen würde, würde es charmant von ihm sein; wie es jetzt nicht charmant ist, Goethe einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihn nicht kennt. Denn Goethe ist mit Walden ganz darin überein, die Krankheit nicht für eine botanische Angelegenheit zu halten, indem er ja doch »Gesetz' und Rechte« (nicht Recht und Gesetze) sich wie sie, wie eine ew'ge Krankheit, »forterben« läßt. So, und was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.

* * *

Kreuzungen

Die Wissenschaft hält jetzt bekanntlich so weit, Mischformen der Natur herzustellen, etwa einen Centauren aus Frosch und Maus oder aus einem Krokodil und einem Zebra und was halt so die Kreuzungen von Mensch und Tier fürs Leben brauchen. Aber auch auf dem Gebiet der Sprache sind große experimentalbiologische Erfolge zu verzeichnen, und zwar selbstredend täglich. Sehr gelungen ist zum Beispiel diese Form:

Er hat in seiner Begründung, die sich die Öffentlichkeit wohl merken und die Finanzbezirksdirektion nicht hinters Ohr stecken wird, festgestellt — —

Da hat der Forscher offenbar eine Kreuzung von »nicht hinter den Spiegel stecken« und »sich hinters Ohr schreiben« vorgehabt, da bei ihm selbst keine der beiden Methoden Erfolg hätte. Zum Unterschied von den Tierversuchen, die erst nach jahrelanger gewissenhafter Arbeit gelingen, stellt sich das Resultat in den redaktionellen Laboratorien nur bei äußerster Geschwindigkeit ein, die an den Umgang mit der Sprache gewendet wird — so zirka in einer ‚Stunde‘.

* * *

Fast erraten

Unmöglich kann man von deutschen Männern und insbesondere von dem Publikum, das bei der Resitant verkehrt, verlangen, daß sie wissen, wie der Konjunktiv imperfecti von »erfahren« heißt. Wollte man sie befragen, man erfähre es nie, denn es entstünde entweder verlegenes Schweigen oder eine Panik, zunächst weil sie nicht wissen, was man von ihnen haben will und was das eigentlich ist, ein Konjunktiv imperfecti, dann aber würde sich vielleicht doch einer finden, der das weiß, und man erföhre es. Also da ist nichts zu wollen. Wenn man aber einen Schriftleiter der ‚Wiener Stimmen‘ — und die Schrift muß sich von ihm leiten lassen, wiewohl sie doch lieber ungeleitet nachhause ginge —, wenn man ihn also nicht fragt, nicht verschüchtert, sondern ihn die Schrift leiten läßt, wie er will, so kommt das Folgende heraus:

Man könnte am Wesen des Geldes irre werden, erfähre man nicht, daß — —

Man sieht, wie gefährlich diese Dinge sind, und man könnte am Wesen der geleiteten Schrift irre werden, erfähre man erst, wie's da zugegangen ist. Da hat wohl einer, der wußte, daß man nicht »erfahrte« sagen kann, aus »erfährt« einen Konjunktiv gemacht, sich aber nicht getraut, ein herzhaftes »erfahrte« anzulegen. So ein armer Zeitungsgoi schlägt sich schlecht und recht durch die Fährlichkeiten der deutschen Grammatik, mit denen jüdischer Wagemut es leichter aufnimmt. Fast erraten hat ers ja. Und halte er sich an der Stange, läße er sich von der Schrift leiten, so erräte ers ganz und gar. Freilich, fräge er, schläge es noch glücklicher aus. Das kommt aber davon, daß diese Leute, gepölkert wie sie sind, nicht schreiben können, wie ihnen der Schnabel wächst, sondern, im Sinne Nestroys, nur, wie er ihnen wuchs. Wüchse er aber so, wie sie schreiben, so wächse er und wäre noch lieblicher anzuschauen. Die Wendung »wenn man erfahren würde« ist nicht schön, aber den Bedürfnissen der Strozzigasse schließlich angepaßt. Nein, sie müssen sich in ein Gedränge einlassen, und ich habe das Nachsehn. Fürwahr, wenn ich mich an solchen Dingen nicht stöße, sie leichter erträge oder sie mir gar nicht auffallen, ich habe bei den Deutschen, unter denen ich lebe, mehr Ansehen als deutscher

Schriftsteller, dem heute bloß die Aufgabe zugewiesen ist, die Schrift, die andere geleitet haben und zwar irre, zu stellen und zwar richtig.

* * *

Jung is er halt!

Ein Unterrichtsminister, stelle ich mir vor, ist einer, der noch mehr Deutsch kann als ein Gymnasialprofessor, der darin wieder den Schüler übertreffen muß. Aber man täuscht sich oft. Genötigt, einen Aufsatz über das Thema »Musik- und Theaterfest« — was allerdings schwer ist — zu liefern, ward er, ungestüm wie er ist, in die folgende Affäre verstrickt:

— — ich verweise auf die bedeutungsvolle Aufführung von in unserer Zeit fast unbekanntem Glucks Meisterballett »Don Juan« in unserer Staatsoper — —

So hineinzutreten! Hätte er den Satz vor dreißig Jahren geschrieben, er wäre nicht zum Unterrichtsminister aufgestiegen. Nun, ohne Kopferbrechen ist es gewiß nicht abgegangen. Da stand wohl zuerst:

— — Aufführung des in unserer Zeit fast unbekanntem Glucks Meisterballett — —

Unmöglich! Zurück! Also:

— — vom in unserer Zeit fast unbekanntem Meisterballett Glucks »Don Juan« — —

Zurück! Vielleicht:

— — von in unserer Zeit fast unbekanntem Glucks — —

Aber!

— — von in unserer Zeit fast unbekanntem — — von Gluck — Gluck —

Setzen! Also wie denn? Ich würde für gottbehütete künftige Musik- und Theaterfeste empfehlen:

— — von Glucks in unserer Zeit fast unbekanntem Meisterballett »Don Juan« — —

oder:

— — des in unserer Zeit fast unbekanntem Meisterballetts »Don Juan« von Gluck — —

Aber wenn ich Unterrichtsminister wäre und hätte schon das Malheur gehabt, so würde ich fleißig den Unterricht inspizieren gehn, weil vielleicht doch etwas hängen bleibt. Es kann ja noch alles gut werden. Eine vortreffliche Leserin erinnert mich daran,

Jan
daß ich einst in einer Glosse den Einspännerkutscher, dessen Pferd in ein Schaufenster eindrang, die alle Beteiligten durchaus beruhigenden und den Vorfall erledigenden Worte sprechen ließ:
»Jung is er halt!«

* * *

Von den monumentalen Blamagen

Zu einer würdigen Ehrung für den heimatlichen Dichter Franz Keim gestaltete sich die Sonntag vormittag im Wertheimsteinpark in Döbling vorgenommene Enthüllung des von der Franz Keim-Gesellschaft gewidmeten und vom Bildhauer Fritz Hänlein ausgeführten Denkmals. Unter den zahlreichen Festgästen befanden sich außer der Witwe des Dichters, Frau Hermine Keim, Vertreter der Unterrichtsbehörde und der Gemeinde Wien, der Dichter Ottokar Kernstock und viele andere. Nach dem Vortrag des Chores »Unser Morgenlied«, dessen Text von Franz Keim herrührt, und nach der Niederlegung der zahlreichen Kränze überbrachte Ministerialrat Petrin die Grüße der Unterrichtsverwaltung, worauf Dr. Biberhofer das Denkmal in die Obhut der Gemeinde übernahm.

Welche, wenn sie schon die Schuld auf sich läßt, den einen dichtenden Sankt Pöltener Mittelschulprofessor vor allen anderen Mittelschulprofessoren, die ganz genau so dichten können, für denkmalswürdig zu halten — welche sich also bei dieser Gelegenheit nicht einmal erinnert, daß der größte und lebendigste Wiener Geist, der satirische Klassiker der deutschen Literatur, daß Nestroy noch kein Denkmal hat, das ihm zu setzen — und desgleichen durch einen Zyklus von Aufführungen mit dem Gelde, das viel schlechtere Spässe gekostet haben, ihm zu setzen — das einzig würdige und wahre Musik- und Theaterfest der Stadt Wien gewesen wäre!

* * *

Dieselbe

scheint jetzt zu wissen, wie sie, von der Hebung des Fremdenverkehrs abgesehen, ihre Kulturaufgabe zu erfüllen hat. Sie war durch einen Vizebürgermeister vertreten, um das Ehrengrab Hugo Wittmanns in ihre Obhut zu nehmen, und er hat anlässlich der Enthüllung des Grabdenkmals eines Mannes, dessen Wirken gewiß der gefälligste Ausdruck bürgerlichen Denkens war, Schulter an Schulter mit dem Herausgeber der Neuen Freien Presse und dem Präsidenten der Concordia die Ehrenpflicht des sozialistischen Wien

abgestattet. Einem Peter Altenberg hat es, eindringlich darum gemahnt, das Ehrengrab nicht geweigert, aber weder bei seinem Begräbnis noch bei der Aufstellung des Grabsteins war es auch nur durch einen Gemeindediener vertreten. Freilich war damals auch der Präsident der Concordia am Erscheinen und die Neue Freie Presse am Notiznehmen verhindert.

Handwritten scribbles and a red line.

* * *

Ein Schwachkopf

ist dieser Hermann Bahr, es ist nicht zum sagen. Er tagebucht in einer Polemik gegen Herrn O. A. H. Schmitz, der auch ein Denker ist und behauptet hat, daß in Österreich zwar die Burgtheaterbesucher einen Hauch von Weimar empfangen haben, in der Provinz aber kein ernstes Theater gepflegt werde (als ob dies heute in Wien der Fall wäre):

— — Meinen Hauch von Weimar empfang ich nicht im Burgtheater, sondern schon als Linzer Knirps im Untergymnasium — —. Aber als ich ins Obergymnasium nach Salzburg kam, fand ich da das Theater auf derselben Höhe. — — Aus demselben Salzburg hat sich später Otto Brahm einen Episodisten ans Deutsche Theater geholt, der Salzburger Episodist hieß Max Reinhardt. Nein, die Wurzeln unserer hohen Theaterkultur lagen immer in der Provinz: das alte Burgtheater schöpfte dann nur den Rahm ab.

Also weil Brahm Herrn Reinhardt von Salzburg nach Berlin gebracht hat (durch meine Schuld) oder sagen wir, weil Schauspieler aus der Provinz auch ans Burgtheater gekommen sind — und nicht etwa vom Burgtheater in die Provinz —, so ist evident, daß die Wurzeln unserer hohen Theaterkultur immer in der Provinz lagen und daß das alte Burgtheater dann nur den Rahm abgeschöpft hat. (Die Provinztheater haben zwar den Rahm von den Schauspielschulen abgeschöpft, aber das macht nichts.) Damit es nun nicht ganz so offenkundig sei wie es ist — nämlich die rein parasitäre Mission des Burgtheaters — hätten die Burgschauspieler, wie es heute geschieht, vom Konservatorium direkt ans Burgtheater kommen sollen, oder weil da ja doch der Verdacht bestanden hätte, daß dieses den Rahm vom Konservatorium abschöpfe, besser gleich auf der Bühne des Burgtheaters geboren werden. Wenn Laube, Sonnenthal und Hartmann an deutschen Provinzbühnen gesehen hat, so hat er eben dann von diesen

Handwritten mark 'le' with a red underline.

Handwritten mark 'G.H.' with a red underline.

Handwritten mark '1952' with a red underline.

Handwritten checkmark.

den Rahm abgeschöpft. (Als ob ein Theaterdirektor etwas anderes zu tun hätte!) Heute ist der Augenblick der Vergeltung gekommen, aber die Provinzdirektoren haben nicht die Gabe, ihn zu nützen. Sonst würden sie, die doch wissen müssen, daß die Wurzeln ihrer Theaterkultur im heutigen Burgtheater liegen, von diesem endlich den Rahm abschöpfen.

* * *

Die Zauberlehrlinge

äußern sich:

» — Noch merkwürdiger erscheint das Vorgehen der Behörde, wenn man bedenkt, daß das Kurfuscherwesen auch auf dem Gebiete der Psychoanalyse überhandzunehmen droht.

Wo denn sonst?

— — Ich habe erst kürzlich anläßlich eines Vortrages ... auf die Gefahren der Analyse hingewiesen.

Mit Recht.

— — Wie immer die Einzelheiten dieses Falles sind, er hat gezeigt, daß sich der Analytiker selbst oft in sehr großen Gefahren befindet, ah so

auf die ich meine Schüler wiederholt aufmerksam gemacht habe, da sich Impulshandlungen unter Umständen auch gegen den Arzt selbst richten können.

Warum nicht, wenn sich Intelligenzhandlungen gegen den Patienten richten?

— — Wie in anderen Ländern droht nun auch bei uns die Analyse zu einer förmlichen Seuche zu werden,

wem sagen Sie das

indem Menschen, die keinen festen eigentlichen Beruf haben, oder halbgeheilte Neurotiker plötzlich die Mission in sich fühlen, durch ihre analytische Betätigung die Menschen glücklich zu machen.

Mit einem Wort, Psychoanalytiker.

In vielen Fällen haben Leute, die sich ihnen anvertraut haben, die schwerste Schädigung ihres Organismus und ihres Seelenlebens erlitten.

Auch ihrer Vermögensverhältnisse.

» — Die Psychoanalyse ist geradezu zur Seuche geworden. Nicht nur in Wien, sondern in allen Kulturzentren der Welt. Zahlreiche verkrachte Existenzen drängen sich zur Analyse, weil das Publikum danach verlangt und dorthin geht, wo sie eben angeboten wird. Wir kennen ausgesprochene Verbrechernaturen, die wir analysiert haben,

die wir jedoch wegen ihrer unangreifbaren moral insanity zu keinem guten Ende führen konnten, und waren aufs Unangenehmste betroffen, als wir Annoncen dieser Leute in den Tageszeitungen antrafen.

Das ist alles buchstäblich wahr, besonders das mit der moral insanity; ich kann ein Lied davon singen und habe den Text. Aber wie kommt das alles nur? Es wird wohl so sein wie mit dem Hauptmann von Köpenick, dem die Menschheit für die Entlarvung eines Berufs dankbar sein sollte, der sie noch länger fetischhaft faszinierte und dessen Idolatrie gleichfalls eine psychische Lücke ausgefüllt hat. Die falschen Militärpatrouillen, denen der Bürger hereinfiel, haben ihn gelehrt, sich vor den echten in Acht zu nehmen. Die falsche Psychoanalyse hat ein Verdienst, das die echte vorläufig nicht hat: von der Falschheit der echten zu überzeugen. Es gibt echte Psychoanalytiker, bei denen man zum mindesten nicht weiß, ob sie Arzt oder Patient sind, und es gehört zum Wesen der Krankheit und ihrer Therapie, daß die Krankheit die Therapie hat und die Therapie die Krankheit, daß die Gesunden als Patienten aus der Ordination hervorgehen und die Patienten als Ärzte. Da herrscht ewige Verwechslung und so auch zwischen echten und falschen Psychoanalytikern. Es ist ein Zauber, der Neurose wie weiland der Montur, und die Menschheit soll eben trachten, sich auch gegen den Reiz abzuhärten, der vom Reglement der Hemmungen ausgeht. Es ist aber ein Zauber, der keinen Meister hat und nur fortzeugend Lehrlinge muß gebären. Die Berufe haben's in sich, nämlich das, was die falschen Psychoanalytiker so gut erkennen lassen wie die falschen Militärs. Sie machen sich um die Menschheit verdient. Wenn die Psychoanalyse eine Seuche geworden ist, die sie ja eigentlich immer und schon beim ersten beobachteten Fall war, so ist das insofern gesund, als man sich hüten wird, Ausnahmen gelten zu lassen, weil sie befugt seien, die Cholera zu haben.

* * *

Warum vadiert der Jude schneller und mehr Jeld als der Christ

Die Wiener Hakenkreuzlerzeitung ist meine Sonntagsfreude, ich schau' immer nach, wie's mit den Schweißfüßen geht, bin aber auch schon zufrieden, wenn ich nur sehe, wie den analogen

470

Sm t

12 8

Psych. ist für d... anfechtbar.

V

Versfüßen geholfen wird. Etwa in einem Trutzgesang unter dem Titel »§ 144«:

Eihundertvierundvierzig heißt
der Paragraph der Mutter,
an dem Begierde zerrt und reißt
und wütend, doch vergeblich, beißt . . .
Der Paragraph bleibt stehen,
mag Juda noch so krähen!

Die letzten Schranken möchten sie
dem Arier entreißen.
Doch nur gemacht! Die Zeit kommt nie!
Trotz allem Schmutz- und Schweinevieh!
Eh' wird die Welt vergehen!
Der Paragraph bleibt stehen!

Für Leute, die in geiler Lust
den Zweck des Lebens sehen,
sollt' unser deutsches Volk sich stumm
entwickeln hin zum Dirnentum?
Im Sumpf zugrunde gehen?
— Der Paragraph bleibt stehen!

Heran, herbei, was deutscher Art!
Sie greifen nach der Mutter!
Gewehr bei Fuß! Wir halten Wacht!
Wir dulden diese Purimsnacht
niemals! Ihr sollt es sehen!
— Der Paragraph bleibt stehen!

Spationiert sind im Original nur »Purim«, Mutter« und »Die«, aber Vollklang hat alles. Jede Zeile ein Ramsauer. Daß der § 144, der die deutsche Frau eine »Frauensperson« nennt, die letzte Schranke des Ariers vorstellt, ist der neue Gedanke. Offenbar ist gemeint, daß die Juden, die gar nicht daran denken, im Schoße der eigenen Familie Abtreibungen zu begehen, sondern fruchtbar sein und sich vermehren wollen, bloß nach der arischen Mutter greifen und den § 144 ausschließlich zur Verhinderung des bodenständigen Nachwuchses abschaffen möchten. Wenn er durch jüdische List fiele, so würden die Germaninnen offenbar gezwungen sein, keine Kinder zur Welt zu bringen, was Wodan verhüten möge. Nicht so klar ist der Zusammenhang der Purimsnacht mit der Agitation für die Aufhebung des § 144. Das Purimfest dient dem Gedenken der Juden an die Rettung von ihrer durch Haman geplanten Vertilgung, während sie selbst doch durch die Abschaffung des § 144 die Vertilgung der Arier

planen, so daß eigentlich diese, wenn ihnen dereinst mit Hilfe eines Mardochai und einer Thusnelda die Rettung gelingen sollte, ein diesbezügliches Purim feiern müßten. Wenn sie Gewehr bei Fuß halten, wird ja alles gut ausgehen, bis dahin mag getrost manch ein Trutzgesang mit einem mehr gemütlichen Liedchen abwechseln, wie etwa diesem:

»Mostschäd1.«
(Oberösterreichisch.)

Der miß »Mostschäd1« hoßßt,
Der beleidigt nôt mi.
Weil i wirk1ôn, wias wißt,
A Mostschäd1 bi(n).

Wann a Most drinnat is,
Is a dena nôt lahr . . .
I tauschat mit koan',
Wo a Stroh drinnat war'.

Was aber würde der Dichter (der übrigens die rührende Gewissenhaftigkeit hat, gerade das »bi« durch ein eingeklammertes n zu erläutern) was würde er für ein Gedicht machen, wenn ihn einer zufällig nicht Mostschäd1, sondern Strohschäd1 genannt hätte? Ist dies nun die oberösterreichische Tonart, so scheint die folgende Annonce:

! Arier heraus!

Zur Gründung eines neuen Unternehmens, neuzeitlich, gewinnbringend, leichte Arbeit, Kapital zirka 100 Millionen, eventuell Gründung einer Genossenschaft. Rascher Entschluß, ehe Jude vorgreift. Unter »Massenartikel 1822« an die Verw. d. Bl.

mehr Steirers letzten Versuch darzustellen. In den Rassenbelangen charakteristisch ist wohl die Furcht, daß Jude vorgreifen könnte. Es wird ja mit jedem Tag, den Odin die Sonne scheinen läßt, klarer, daß das germanische Ideal (wie auch das christlich-germanische) eine Verdrängung der jüdischen Schmutzkonkurrenz bedeutet. Bei meinem letzten Berliner Aufenthalt genoß ich in der Friedrichstraße eine Viertelstunde lang, ich konnte mich nicht satt hören, die Melodie, mit der ein unverfälscht germanisches Zeitungswieb den »Fridericus« anbot: »Die neieste

10a
~~10a~~

Nummaa — warum va dient der Jude schneller und mehr Jeld als der Christ« »Die neieste Nummaa — warum va dient der Jude schneller und mehr Jeld als der Christ«. Nicht einen Groschen hat sie verdient, während sich daneben alles um ein Schweineblatt riß, das Enthüllungen über eine »Killekillekammer« brachte und über die Transvestiten im »Mikadoo« (zu welchem Namen für ein Berliner Lokal mir die Erklärung »Aha — Mann darin!« einfiel). Nicht einen Groschen hat sie verdient, und als ich nach zwei Stunden wiederkam, bewegte sich noch immer ein Neidmaul, das zum Symbol ungestillter arischer Sehnsucht erstarrt war: »Warum va dient der Jude schneller und mehr Jeld als der Christ«. Niemand beehrte es zu wissen, jeder nahm die Tatsache als gegeben hin und manche erkannten mitfühlend den Drang, der sich rasch entschließen möchte, ehe Jude vorgreift, nichts anderes will als was dieser will, nämlich Geld verdienen, aber von der Natur durch jene Schranke gehindert ist, die die Juden dem Arier um alles in der Welt nicht entreißen möchten, durch den Stolz, der in den Worten des Dichters zum Ausdruck kommt:

Weil i wirkión, wias wißtß,
A Mostschädl bi(n).

* * *

Ausgebaut und vertieft!

10b
~~10b~~

Jetzt glaubte ich mich am Ziel im satirischen Wettlauf mit der Welt, die in jeder Minute einen Vorsprung gewinnt, immer überbietend, was ich längst schon zu haben wähne, so daß ichs noch lange nicht habe, immer wieder mich zwingend, auch diesen ihren Sieg noch zu feiern, wieder und wieder den Stein gegen mich werfend, der den Aufbau verändert, hier zum Abbau nötig, dort zum Ausbau, beteiligt wie ich selbst an einem Riesenwerk der Komposition, wir beide verbunden in der Notwehr gegeneinander — da kommt auch dieses noch:

— — bezüglich Rußlands wies Stresemann auf die dieser Tage in Moskau eingeleiteten Wirtschaftsverhandlungen hin, die als ein Ausbau des Rapallovertrages zu betrachten sind — — betonte der Minister die Notwendigkeit, das Verhältnis Deutschlands zu Österreich weiter freundschaftlich auszubauen und zu vertiefen. — — Wir hoffen, daß unsere beiderseitigen engen Beziehungen durch das im Juli in Prag unterzeichnete Wirtschaftsabkommen eine noch weitere Vertiefung erfahren werden, zunal wir uns in diesem Abkommen

V

den weiteren Ausbau unserer Wirtschaftsbeziehungen vorbehalten und zugesagt haben.

Bewahren wir ruhig Blut. Stellen wir uns vor, daß wir es soeben vergossen haben. Daß es ein Zauber ist. Ein fauler zwar, aber doch ein Zauber. Plötzlich sagt ein Viechkerl von einem General, um seine Meinung über die Situation befragt: »Immer feste druff!« Demnächst kriegen wir Getreide aus der Ukraine. Wir halten noch immer durch. Das müssen wir uns vorstellen, denn anders wäre nicht durchzuhalten! anders dieser Stresemann, der uns das antut, nicht zu ertragen. Es ist ganz gewiß ein Zauber. Bewußtseins-handlungen bei Ministern anzunehmen, liegt keine Ursache vor. Sie pflegen sich zwar in ein Wort zu verbeißen, dessen Banalität alle Gewähr der Umläufigkeit hat und alle Gefahr, Ereignis zu werden: wenn schon nicht das Leben zu drosseln so doch zu plagen, wenn schon nicht die Körper abzubauen, so doch die Seelen zu sanieren. So hat sich die »Sanierung der Seelen« ins Gehirnweichbild Wiens gefügt und es wird nicht eher Ruh sein, bis zwar nicht die Seele saniert, aber ein Marterl im Büchmann errichtet ist. Doch »ausgebaut und vertieft« — diesen fürchterlichsten Völkerfluch, der fortzeugend immer sich selbst gebar und den mit der Hölle längst auch die Erde ausgekotzt hat, jetzt noch von sich zu geben, das vermag selbst ein Stresemann nur, wenn er verhext ist. Und da ist hundert gegen eins zu wetten, daß, ganz wie der Shaw mit dem Pirouettenschlagen die Konstabler ansteckt, demnächst unser Mataja den Ausbau und die Vertiefung oder vielmehr die Vertiefung und den Ausbau zurückgeben wird, bis wieder der Stresemann an der Tour ist. Die Staatsmänner beginnen zu hüpfen wie die Wach- und Milchmänner. Es ist ansteckend, man soll an diese Dinge nicht rühren, ich weiß, daß ich schuld bin und daß, wenn ich's bespreche, es im nächsten Augenblick geschieht. Das ist ein Hysteron-Proteron, ein immer aktueller Anachronismus, den nur das papierene Leben vermag, das nicht so viel Gehirnkonsistenz mehr gewährt, den Ausbau abzubauen, wenn längst der Abbau ausgebaut ist, ja der Aufbau angebaut. Die Leute wissen nicht einmal vom Hörensagen, was sie reden, sonst würde ihnen totenübel. Sie dürften Rotationsmaschinen zu Müttern haben. Doch nehmen wir einmal an, sie hätten Herz und Nieren

Handwritten scribble with a red underline.

Handwritten scribble with a red underline.

Handwritten scribble on the left margin.

Handwritten checkmark.

wie wir: da wüßte ich noch Rat, da wäre ich zu brauchen, aber wer als sie würde mich hindern, positiv zu sein und am Wiederaufbau mitzuwirken? Es fehlt jemand im Staat, der den Regierungsläuten sagt, was sie nicht zu reden haben. Gerade bei uns, wo eine neue Regierung von der demissionierenden ernannt wird und infolgedessen die Sanierung der Seelen fortsetzt, die diese begonnen hat, täte eine starke Hand not. Warum kommt Herr Hainisch nicht auf die Idee, mich zum Regierungsregisseur zu machen, wo ich ohnedies mit Dilettanten viel lieber arbeite als mit Routiniern. Ich würde in dem Augenblick, da die neue Regierung gebildet ist (bis auf den Unterrichtsminister), die Arbeit anfangen und mich zunächst ausschließlich auf Pantomimen beschränken. Meine Wortregie bestände darin, daß ich ihnen alles das beibringe, was sie nicht zu reden haben, wenn sie, wie vorauszusehen, nichts zu sagen haben. Den christlichsozial gearteten Mitgliedern des Ensembles würde ich bei der Sanierung ihrer Seelen kein Hindernis in den Weg legen, aber wehe, wenn sie einer in den Mund nähme und darin führte! Und bei den großdeutsch gesinnten würde ich das Hauptaugenmerk auf den Ausbau und die Vertiefung richten und bei dem leisesten Versuch, derlei zu unternehmen, drakonisch strafen. So aber kann man für nichts gutstehen. Sollte, da ich noch kein Amt, nur eine Meinung habe, während sie publizistische Gestalt gewinnt, das Ungeheuerliche geschehen und die herostratische Tat des Herrn Stresemann Nachahmung finden, so kann ich nur sagen, daß ich es zwar gewußt, aber nicht gewollt habe. Stellen wir uns dann vor, daß diese Welt im Blutzauber erstarrt ist, Tauwetter eingetreten, und wir hören durch Münchhausens Radio, was es Neues gibt.

* * *

Über allen Gipfeln

Neue Freie Presse, 13. November 1924, S. 11, neben den Theateranzeigen:

Über allen Räumen ist Ruh',
Vom Washtag spürest Du —
Kaum einen Hauch!
Warte nur, balde . . .
Rumplex Du auch!
»Rumplex-Waschmaschine«, Wien, V.,

Zeitgenossen und Landsleute

Die neunzehnjährige Tochter eines höheren Bundesbeamten war Montag vor dem Landesgericht wegen Verbrechens der Kindesweglegung angeklagt. — Sie verbrachte ihren vorjährigen Urlaub bei ihrem Onkel, einem Gutsbesitzer in der Tschechoslowakei. Hier lernte sie einen Wirtschaftsbesitzerssohn kennen und er hat sie verführt. Das junge Mädchen konnte ihren Zustand vor dem Vater und auch im Amte, in dem sie angestellt war, bis zum letzten Augenblick verbergen. Am 10. Mai war sie noch im Amte, tagsdrauf brachte sie auf der Gebärklinik ein Mädchen zur Welt. Ihr Vater, dem sie knapp vorher alles bekannt hatte, hatte sie aus dem Hause gewiesen und ihre Schwester sagte ihr, sie möge um Gotteswillen nicht mehr heimkehren, denn der Vater sei ungemein erbittert, es geschähe gewiß ein Unglück. Das Mädchen versuchte nach ihrer Entlassung aus dem Spital ihr Kind im Zentralkinderheim unterzubringen, sie soll jedoch abgewiesen worden sein; sie fuhr deshalb zu ihrem Onkel in die Tschechoslowakei, aber auch hier fand sie keine Zuflucht. Die Tante sagte ihr, sie könne sie nicht aufnehmen, das Mädchen möge nach Wien zurückkehren und sich mit ihrem Vater aussöhnen. Tief bekümmert und bedrückt trat das Mädchen mit dem Säugling am Arm die Rückfahrt nach Wien an. Vom Nordbahnhof ging sie in den Prater, legte in einer Au den Säugling auf den Rasen und entfernte sich. Doch schon nach zehn Minuten reute sie ihr Entschluß, sie kehrte zurück. Aber inzwischen war das Kind aufgefunden und zur nächsten Polizeistube gebracht worden und von hier kam es in das Zentralkinderheim.

Auf die Frage des Richters, Hofrates Dr. Ramsauer, ob sie sich schuldig fühle, antwortete die Angeklagte mit leisem Ja. Sie bekundete sichtlich Reue. Bemerkenswert ist, daß ihr der Vater noch nicht verziehen zu haben scheint, er war unmittelbar vor der Verhandlung beim Staatsanwalt und erzählte ihm höchst ungünstige Sachen über seine Tochter, die er als diebisch und sehr leichtfertig hinstellte. Der Verteidiger, Dr. Josef B., gab dem Richter zu bedenken, daß der Fall an unwiderstehlichen Zwang grenze. Eine Tochter werde vom Vater verstoßen, sie finde auch bei den nächsten Blutsverwandten keinen Rat und keine Zuflucht, die Behörden stehen ihr in ihrem Unglück nicht bei, vom Zentralkinderheim werde sie abgewiesen, in dieser fürchterlichen Verlassenheit und Verzweiflung sehe sie den einzigen Ausweg in der Weglegung des Kindes.

Der Richter verurteilte die Angeklagte bedingt zu einem Monat strengen Arrests mit dreijähriger Bewährungsfrist.

*



Leopold K. war einmal Student und darum auch Burschenschafter. — Später errichtete er ein Likörgeschäft. Mehr als vier Jahre hatte er ein Verhältnis mit Magdalene P., die ehemals Bahnbeamtin war, den Posten aber aufgab, um im Likörgeschäft des K. tätig zu sein. Er hat dem Mädchen die Ehe versprochen und es entsprossen dem Verhältnis zwei Kinder. Bevor aber das zweite Kind zur Welt kam, löste K. das Verhältnis und heiratete ein reiches Mädchen. — Magdalene P. wohnte aber, als sie das zweitemal im Wochenbette lag, noch im Hause des K. Da hörte sie vom Gang herein ein Gespräch, das K. mit der Hebamme führte. Er sagte, Magdalene P. habe an ihn keine Forderung zu stellen, auch nicht an Entbindungskosten, er habe sie »ausgezahlt«. Wenn sie jetzt noch etwas verlange, sei das Betrug und sie sei dann eine Schwindlerin. Die Wöchnerin geriet über diese Bemerkungen in riesige Aufregung. Sie sprang, fiebernd wie sie war, aus dem Bette, stürzte im Hemd und mit bloßen Füßen auf den Gang, versetzte dem K. eine Ohrfeige und nannte ihn: Bagage, Schwindler, Schuft, Gauner.

K. klagte nun das Fräulein P. beim Bezirksgericht Fünfhaus wegen Ehrenbeleidigung. Er begründete die Klage damit, daß er sich als Burschenschafter eine solche Behandlung in seinem Hause nicht gefallen lassen könne. —

Richter Oberlandesgerichtsrat Dr. Nehoda: Warum haben Sie das Mädchen nicht geheiratet? — Kläger: Weil sie sich keines guten Leumunds erfreut. — Richter: Viereinhalb Jahre ihres Lebens, ihre Jugend, ihren Ruf hat sie Ihnen geopfert, Ihr Geschäft hat sie in die Höhe gebracht, das Sie nun verkauft haben und für das Sie viele Millionen erhielten. Viereinhalb Jahre war sie Ihnen gut genug, zwei Kinder hat sie Ihnen geboren und jetzt schmeißen Sie sie hinaus, weil Sie ein reiches Mädchen heiraten! Und Sie haben die Stirn, diese Frau vor Gericht zu zitieren, weil Sie als Burschenschafter diese Beleidigungen nicht auf sich sitzen lassen können. Herr! So handelt kein Mann! — Der Verteidiger Dr. Julius B. entwarf ein erschütterndes Bild des Schicksals der Geklagten. — Er, der reiche Hausherr, habe sie im Wochenbett Hunger, Elend und Not leiden lassen und die Hebamme hat angegeben, daß Magdalene P. im Wochenbett Hunger hat leiden müssen, daß es ihr am Notwendigsten und Dringendsten gefehlt hat. Die Hebamme hatte ihr das bißchen Essen schenken müssen, sonst wäre sie verhungert. — Die Geklagte wurde während der Verhandlung wiederholt von nervösen Zuständen befallen. Konvulsivische Zuckungen schüttelten ihren Körper; sie versuchte den Saal zu verlassen, kam aber nur bis zur Tür. Man führte sie zurück und der Richter hieß sie sich setzen. Sie folgte der Verhandlung in Tränen aufgelöst. — Der Richter fragte den Kläger, ob er die Bestrafung beantrage. K. bejahte. Der Richter machte ihn aufmerksam, daß eine Verurteilung durchaus nicht sicher sei, da die Begleitumstände, unter denen die Ehrenbeleidigung erfolgt sei, eine Freisprechung nicht ausschließen. — Der Kläger erklärte

hierauf, daß er auf eine Bestrafung verzichte, wenn die Geklagte Abbitte leiste. Diese erwiderte, sie lasse sich lieber bestrafen, als daß sie abbitte. — — Der Kläger zog im letzten Moment die Klage zurück.

*

Am 10. September 1924 waren im Gasthaus Reifinger in Natternbach einige Geschäftsfreunde, der Natternbacher Gemeindegemeinschafter Wenzel K. und andere Gäste besammen. Wie gewöhnlich durfte der Ortskaplan namens Johann Huber im Gasthaus nicht fehlen.

Die Reisenden ließen mehrere Liter Wein auftragen, die nach einiger Zeit auch ihre Wirkung äußerten. Man trank und sang, was es nur Platz hatte. Auch der Kaplan Huber stimmte ein Liedchen an und hatte sich zum Beweise seiner Fidelitas jenes gewählt, das mit dem Refrain endet: »Schön sind die Mädchen mit siebzehn, achtzehn Jahr und die drübern und die druntern aber al«

Um Mitternacht verließen die Gäste . . . alle aus Neukirchen a. W., das Gasthaus, um heimzugehen. Kaum waren sie etwa fünfzig Schritte gegangen, krachte hinter ihnen ein Schuß und eine Kugel fuhr pfeifend über ihre Köpfe. Karl Sch. sprang sofort zurück, um den Übeltäter festzunehmen. Zu seinem Entsetzen war der Kaplan Huber der Mann, der geschossen hatte.

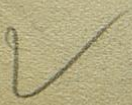
Als auch die anderen zu Sch. zurückgelaufen waren, hob der Kaplan neuerdings seine Waffe und wollte wieder schießen, was aber gewaltsam verhindert wurde. Infolge des großen Weingenusses konnte der Kaplan kein einziges Wort hervorbringen oder sich irgendwie rechtfertigen. — —

Leit


V

Ein kalter Schauer über den Rücken

wenn man diesen Gipfel journalistischer Möglichkeit erklommen hat. Ein armer Junge ist über eine Planke geklettert, um in einem Garten zu übernachten. Dort wird er am nächsten Tag zerfleischt aufgefunden. Der Ruf des Sterbenden: »Mutter! Mutter!« sei gehört worden. Es wird festgestellt, daß die tödlichen Verletzungen von Bluthunden herrühren. Dieser grauenvolle Sachverhalt ließe die grauenvollere Perspektive zu, daß der Besitz mehr Schutz genießt als das Leben. Etwa auch die, daß es Kinder gibt, die, sei es aus Armut, sei es um den Qualen der Häuslichkeit zu entrinnen, das Obdach so gefährlicher Freiheit suchen müssen, während die Menschenbestien, die dies alles so wohl bestellt haben, in Üppigkeit wohnen und in Sicherheit ruhn. Dem Blick, der die entsetzliche Planmäßigkeit des neuzeitlichen Zufalls wahrnimmt, ergäbe sich auch die Verbindung mit dem Fall, den dieselben Tage erleben ließen und der darnach angetan war, selbst den Menschen, die den Krieg vergessen haben wollen, die Nachtruhe zu stören — dem Fall, daß ein Alters- und Elendsgenosse des unglücklichen Wiener Kindes, der an der ungarischen Grenze mit zwei Kilogramm geschmuggelten Zuckers, durch den Fluß watend, erfaßt wurde, im nächsten Moment ein zerfleischter Leichnam war wie jener, doch nicht von Geschöpfen getötet, die Bluthunde nach dem Willen der Schöpfung sind, sondern von Grenzgendarmen, die ihn zertrampelten wie jene, und dann noch, was jene nicht taten, ihm ins Hirn schossen. Und hieran wieder könnte sich die Perspektive knüpfen, daß gegen Teppichschmuggler in der-



selben Zeit und an derselben Grenze ein geregeltes Verfahren eingeleitet wurde, und etwa noch, daß Herr Castiglioni schon damals, als er über die italienische Grenze Milliardenwerte von Bildern hereinbrachte, mit der Justiz sich ausgeglichen und die Funktionäre dieser Staatsordnung an seinem Tisch gespeist hat, um ihnen hernach die Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Alles in allem: daß man die kleinen Diebe zerfleischt, die großen aber hängen läßt, was sie herübergeschmuggelt haben; daß Bluthunde doch bessere Wilde sind; daß die Bestien der Tierwelt wenigstens nicht so infam sind wie die anderen. Kurz was man will konnte zu dem Fall gesagt werden, wenn man schon den Beruf ohne die Berufung hat, zu allem etwas zu sagen, anstatt vor solcher Begebenheit, solcher Möglichkeit, solcher Wehrlosigkeit der Kreatur gegen die Kreatur in Schmach und Gram der Kreatur zu verstummen. Das Blatt, das um die Mittagsstunde den Mord durch die Gassen ruft, den seine Existenz an dem Rest von Ehre bedeutet, welchen dieser Welt von Gurgelabschneidern der Krieg übriggelassen hat; das mit der Unbefangenheit, die das Nichtsnutzige als Trumpf ausspielt, den hellen Tag zum Nachtlokal macht; das Blatt, das der Moral von Rowdies und Schiebern eine Weltanschauung abgewinnt und das die Metaphysik der Haifische begründet hat — es brachte einen Leitartikel »Die Planke«, worin das Schicksal des zerfleischten Knaben tatsächlich mit dem Fall Castiglioni verknüpft ward. Nämlich so: Die Planke schützt allerdings den Besitz gegen das Eindringen der Armut, aber einer solchen, die gleichfalls »nach des Lebens Freuden lechzt«. Wir glauben zu verstehen, ohne es für möglich zu halten: die Planke grenzt also den alten Reichtum gegen den neuen Reichtum ab, der, wenn's ihm doch gelungen ist, hinüberzukommen, von den »Hunden des Besitzwahns«, nämlich dem ganzen Heerbann des alten Kapitalismus, zur Strecke gebracht wird. Wirklich und wörtlich:



— — Du darfst nicht klettern, armer Mann. Du hast dich vor ihr zu beugen, vor ihrer Majestät, der Planke.

Und ist es dir, dank deiner Muskelkraft, dank deiner Skrupellosigkeit, dank deinem Wagemute geglückt, über den ersten Zaun zu klettern, dann starrt dir einige Schritte später schon ein zweiter entgegen. Und über diesen kommst du nicht, wenn du nicht alle Eigenschaften der bissigen Wachthunde dir angeeignet hast. Du mußt werden wie sie, barbarisch gegen jeden Eindringling in dein Reich. Kommst du nicht über die zweite Bretterwand, bist du ein gestrandeter Unternehmer, dann stürzen sich neue Bestien auf dich, reißen dir deine kostbaren Kleider vom Leibe und rufen schließlich nach dem Gendarm wegen Waldfrevels auf den Jagdstätten des alten Reichthums. Mensch, der du von Glück und Unglück geschaukelt wirst, sei gewarnt, du kennst sie nicht die mörderische Abwehrkraft der Planke.

— — Ein tragischer Vorfall hat es bewiesen: wir stehen immer vor einer Planke und dahinter lauern die wütenden Hunde . . .

Welche kosmische Phantasie war imstande, in dem bleichen Gesicht des zerfleischten Kindes die Züge des Herrn Castiglioni zu entdecken! Wahrlich, zwischen Himmel und Hölle klafft an keinem Punkt eine Antithese gleich jener, die den Kindesleichen zum Symbol des gestrandeten Haifisches gemacht hat und den Todesschrei »Mutter! Mutter!« als Signal empfing für einen Leitartikel über den Fall Castiglioni. Hol mich der Teufel, nach dessen Diktat sich Leben und Schreiben dieser Welt vollzieht — diese Ruchlosigkeit grenzt an Genie!

